Die

deutsche Geschichte.

Für Schule und Haus

bearbeitet

von

Friedrich Kohlrausch.

In zwei Abtheilungen.

Zweite Abtheilung.

Sechster und siebenter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf die neuesten Zeiten.

Dreizehnte verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Friedlein & Hirsch.
1851.

Uebersicht des Inhalts

der zweiten Abtheilung.

Sechster und siebenter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf die neuesten Zeiten.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden 1520—1648.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neuesten Zeiten.

Das Jahr 1813.

Das Jahr 1814.

Das Jahr 1815.

Die Jahre 1848 bis 1851.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden. 1520—1648.

Unter den handschriftlichen Quellen dieses Zeitraumes sind noch immer die Verhandlungen der Reichstage die wichtigsten, die in den Archiven der deutschen Staaten aufbewahrt werden; denn in keiner Zeit haben die deutschen Reichstage ein solches Gewicht in unserer Geschichte gehabt, als etwa vom Anfange des 15. Jahrh., bis zum 30jährigen Kriege. Uebrigens befördert die neuerfundene Buchdruckerkunst die Abfassung und Verbreitung historischer Werke außerordentlich und ihre Zahl wächst daher mit jedem Jahrzehend. Zugleich erhöht der geweckte Sinn für wissenschaftliche Forschung und der durch das Studium der Alten geläuterte Geschmack den Werth der besseren unter ihnen.

Unter den Schriftstellern, welche die allgemeine Geschichte dieser Zeit behandeln, nennen wir:

1. Paul Jovius, (geb. 1482 zu Como, starb 1552 als Bischof von Nuceria,) schrieb historiam sui temporis von 1494 bis 1546.

2. Jak. Aug. Thuanus, (de Thou, geb. zu Paris 1553, starb 1617, Präsident des Parlaments und Oberbibl. Heinrichs IV.; gelehrt und geachtet,) schrieb ebenfalls hist. sui temp. 1543—1607.

3. Joh. Genesius de Sepulveda (Spanier, geb. 1491, st. 1572, Historiograph Karls V.) de rebus gestis Caroli V. Colon. 1657.

4. Unter den spanischen Geschichtschreibern sind noch zu nennen: Petrus Salazar, Prudentius de Sandoval, Alfons de Ulloa, und Antonius de Vera et Zunniga.

5. Unter den italienischen: Ludwig Dolce, Gianbattista Adriani, und Gregorius Leti. Adriani ist besonders wichtig.

6. Einzelne, zum Theil wichtige, Schriften über die Zeit Karls V., an der Zahl 62, hat Simon Schard im zweiten Bande seiner Script. rer. Germ., und:

7. Freher im dritten Bande seiner Script. gesammelt.

Für die Geschichte der Reformation sind:

8. Vor Allen die Schriften der Reformatoren selbst und ihrer nächsten Freunde von der höchsten Wichtigkeit; sie enthalten zugleich Vieles zur Aufhellung der politischen Geschichte ihrer Zeit. Die Werke Luthers, Melanchthons, Zwingli's und Calvins brauchen hier nicht namentlich aufgezählt zu werden.

9. Wichtig sind auch die Werke von Erasmus von Rotterdam, (geb. 1467, st. 1536) theils im Sinne der Reformation, theils gegen sie gerichtet; ebenfalls:

10. Die Schriften Ulrichs von Hutten, (geb. 1480, st. 1523) welcher für die neuen Ideen mit Feuer und scharfem Witze auftrat.

11. Johann Sleidanus, (geb. 1506 zu Sleida, st. 1556, Professor juris zu Straßburg und Historiograph des schmalkaldischen Bundes), Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare. Ein wichtiges Werk. (Fortgesetzt von Londorp von 1555—64.)

12. Georg Spalatin, (geb. 1482, st. 1545, Hofprediger und Geheimschreiber Churf. Friedr. des Weisen, dann erster evang. Sup. zu Altenburg, sehr thätig auf dem Reichstage zu Augsburg 1530,) Annales reformationis; dann Lebensbeschreibung mehrerer Päpste seiner Zeit, und kleinere Schriften, gesammelt in Menken's script. rer. Germ.

13. Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626, st. 1692, zwar nicht Zeitgenosse, aber doch ein zuverlässiger Gewährsmann, weil er als sächsisch-gothaischer Minister aus den Urkunden des Archivs zu Gotha schöpfte,) Comment. hist. et apologeticus de Lutheranismo, gegen die hist. Lutheranismi des Jesuiten Ludwig Maimburg (geb. 1610 zu Nancy, st. 1686,) welche ebenfalls zu beachten ist.

14. Die Akten über die Reformationsgeschichte vervollständigten aus archivalischen Quellen auch noch spätere Schriftsteller aus dem Anfange des 18. Jahrh. besonders Joh. Joach. Müller, Valentin Löscher, Chr. Lehmann u. a.

Die Geschichte der Augsb. Confession behandeln besonders:

15. David Chyträus (geb. 1530, st. 1600, Prof. zu Wittenberg, Rostock, Helmstädt, Urheber der protest. Kirchenordnung in Oestreich aus Maxim. II. Auftrage, Mitverfasser der formula concordiae,) in seiner hist. Confess. Augustanae. Hat auch Reden auf Karl V., Ferd. I. und Maxim. II. geschrieben.

16. Auch Georg Cölestinus (churbrand. Oberhofprediger, st. 1576) hat hist. Comitiorum Augustae 1530 celebratorum geschrieben.

Ueber den schmalkaldischen Krieg handeln:

17. Der Spanier Ludw. von Avila. (General Karls V. in seinem Comment. de bello Germanico a Carolo V. gesto. II Vol., spanisch geschrieben und ins Lat. übersetzt. Antwerpen 1550; sehr für Karl V. Dagegen sehr für die protest. Partei ist:

18. Friedr. Hortleder, (geb. 1579, st. 1640, Weimarscher Hofrath,) in den: Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Karls V. wider die schmalkaldischen Bundesgenossen; Frankfurt 1617, und vermehrt Gotha 1645. Er schöpfte aus den Urkunden des Weimarschen Archivs.

Ueber das Tridentinische Concilium:

19. Paul Sarpi, (geb. zu Venedig 1552, st. 1625, Serviten-Mönch, Rath der Stadt Venedig,) „Geschichte des Concil. zu Trident," ital. geschrieben und herausgegeben London 1719, unter dem Namen von Petrus Suavis; deutsch von Rambach, Halle 1761.

20. Gegen Sarpi, der zu frei geschrieben, ist die „Geschichte des trid. Conc." von dem Jesuiten Sfortia Pallavicini, (geb. zu Rom 1607, st. 1667.)

Lebensbeschreib. berühmter Männer jener Zeit:

21. Adami Reisneri Comm. de vita et reb. gest. Georgii et Casp. Frundsbergiorum. Frkf 1568.

22. Joach. Camerarius (geb. 1500, st. 1547, Freund Melanchthons, Professor zu Tübingen und Leipzig) vita Melanchthonis und auch Mauritii Electoris.

23. Götz von Berlichingens (st. 1562.) Lebensbeschreibung, von ihm selbst; von Pistorius herausgeg. Nürnb. 1731, und von Büsching u. v. d. Hagen 1813.

24. Sebast. Schärtleins von Burtenbach, (Feldherrn der Städte im schmalk. Kriege) Leben von ihm selbst.

Quellenschriften über die Zeit Ferd. I. und Max. II. enthält:

25. Der dritte und vierte Theil der Script. rer. Germ. von Schard.

Ueber die Zeit bis Ferd. II. und ferner, besonders den dreißigjährigen Krieg:

26. Franz Christ. Graf von Khevenhüller, (kaiserl. Rath und Obrist-Hofmeister. st. 1650,) **Annales Ferdinandei**, von 1578 bis 1637, vollst. Leipzig 1726, in einen pragm. Auszug gebracht von Runde, Gött. 1778.

27. Nicol. Bellus Kriegs- und Friedenshandlungen unter Matthias und Ferd. II. von 1617—40.

28. Wilhelm Lamormain (Jesuit, Beichtvater Ferd. II., st. 1648) **Virtutes Ferdinandae**, Wien 1637.

29. Pet. Bapt. Burgus, (aus dem Genuesischen, Augenzeuge von Gustav Adolphs Thaten, daher günstig für ihn), **Comment de bello Suecico**, von 1618—32.

30. Eberhard Wassenberg, (aus Emmerich, Historiograph des Königs Wladislaus von Polen,) **Florus Germanicus de bello inter Ferd. II. et III. et eorum hostes ab ann.** 1618—40 **gesto**; sehr eifrig gegen die Protestanten; so wie auch:

31. Die ital. Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges, Jos. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo, und andere.

Dagegen für die protest. Partei:

32. Phil. von Chemnitz, (schwedischer Rath und Historiograph, st. 1678,) der den schwedisch-deutschen Krieg in 9 Theilen beschrieb, von denen aber nur 2 gedruckt sind. Die übrigen, im Reichsarchiv zu Stockholm verwahrten, benutzte ohne Zweifel:

33. Der berühmte Samuel Puffendorf (Rath und Historiograph zu Stockholm, zuletzt Geh. Rath in Berlin, st. 1694) in seinem Werke **de rebus Suecicis sub Gust. Adolpho usque ad abdicationem Christinae**.

34. Tobias Pfanner, (geb. 1640, sächs. Rath,) **hist. pacis Westph.**

35. Mit dem J. 1617 fängt auch das bänderreiche Werk: **Theatrum Europaeum** an, 21 Voll. von verschiedenen Verfassern und sehr ungleichem, oft geringem, Werthe.

Ueber einzelne merkwürdige Männer:

36. Die Thaten Herzog Bernhards von Weimar hat aus archivalischen Quellen bearbeitet: Ernst Sal. Cyprian. Gotha 1729.

37. Das Leben Wallensteins schrieb Galeazzo Gualdo, Lyon 1643.

38. Die Originalbriefe Wallensteins aus den Jahren 1627 bis 34, welche ein neues Licht auf sein Leben und seinen Charakter werfen, sind herausgegeben von Friedrich Förster, 1828. f.

---

82. Wahl Kaiser Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiserthron sollte wiederum besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's, so wie die Verwirrung in Deutschland, wo das Faustrecht wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher, damit nach Innen und Außen das Gleichgewicht erhalten werde. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht selbst zu helfen vermochte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung, so wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie sein, daher mußte auch hier der Kaiser der Deutschen Europa schützend vertreten. In Deutschland hatten sich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reut-

10. Die Schriften Ulrichs von Hutten, (geb. 1480, st. 1523) welcher für die neuen Ideen mit Feuer und scharfem Witze auftrat.

11. Johann Sleidanus, (geb. 1506 zu Sleida, st. 1556, Professor juris zu Straßburg und Historiograph des schmalkaldischen Bundes), **Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare.** Ein wichtiges Werk. (Fortgesetzt von Londorp von 1555—64.)

12. Georg Spalatin, (geb. 1482, st. 1545, Hofprediger und Geheimschreiber Churf. Friedr. des Weisen, dann erster evang. Sup. zu Altenburg, sehr thätig auf dem Reichstage zu Augsburg 1530,) **Annales reformationis;** dann Lebensbeschreibung mehrerer Päpste seiner Zeit, und kleinere Schriften, gesammelt in Menken's **script. rer. Germ.**

13. Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626, st. 1692, zwar nicht Zeitgenosse, aber doch ein zuverlässiger Gewährsmann, weil er als sächsisch-gothaischer Minister aus den Urkunden des Archivs zu Gotha schöpfte,) **Comment. hist. et apologeticus de Lutheranismo,** gegen die **hist. Lutheranismi** des Jesuiten Ludwig Maimburg (geb. 1610 zu Nancy, st. 1686,) welche ebenfalls zu beachten ist.

14. Die Akten über die Reformationsgeschichte vervollständigten aus archivalischen Quellen auch noch spätere Schriftsteller aus dem Anfange des 18. Jahrh. besonders Joh. Joach. Müller, Valentin Löscher, Chr. Lehmann u. a.

Die Geschichte der Augsb. Confession behandeln besonders:

15. David Chyträus (geb. 1530, st. 1600, Prof. zu Wittenberg, Rostock, Helmstädt, Urheber der protest. Kirchenordnung in Oestreich aus Maxim. II. Auftrage, Mitverfasser der **formula concordiae,**) in seiner **hist. Confess. Augustanae.** Hat auch Reden auf Karl V., Ferd. I. und Maxim. II. geschrieben.

16. Auch Georg Cölestinus (churbrand. Oberhofprediger, st. 1576) hat **hist. Comitiorum Augustae 1530 celebratorum** geschrieben.

Ueber den schmalkaldischen Krieg handeln:

17. Der Spanier Ludw. von Avila. (General Karls V. in seinem **Comment. de bello Germanico a Carolo V. gesto. II Vol.,** spanisch geschrieben und ins Lat. übersetzt. Antwerpen 1550; sehr für Karl V. Dagegen sehr für die protest. Partei ist:

18. Friedr. Hortleder, (geb. 1579, st. 1640, Weimarscher Hofrath,) in den: Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Karls V. wider die schmalkaldischen Bundesgenossen; Frankfurt 1617, und vermehrt Gotha 1645. Er schöpfte aus den Urkunden des Weimarschen Archivs.

Ueber das Tridentinische Concilium:

19. Paul Sarpi, (geb. zu Venedig 1552, st. 1625, Serviten-Mönch, Rath der Stadt Venedig,) „Geschichte des Concil. zu Trident," ital. geschrieben und herausgegeben London 1719, unter dem Namen von **Petrus Suavis;** deutsch von Rambach, Halle 1761.

20. Gegen Sarpi, der zu frei geschrieben, ist die „Geschichte des trid. Conc." von dem Jesuiten Sfortia Pallavicini, (geb. zu Rom 1607, st. 1667.)

Lebensbeschreib. berühmter Männer jener Zeit:

21. **Adami Reisneri Comm. de vita et reb. gest. Georgii et Casp. Frundsbergiorum. Frkf 1568.**

22. Joach. Camerarius (geb. 1500, st. 1547, Freund Melanchthons, Professor zu Tübingen und Leipzig) **vita Melanchthonis** und auch **Mauritii Electoris.**

23. Götz von Berlichingens (st. 1562.) Lebensbeschreibung, von ihm selbst; von Pistorius herausgeg. Nürnb. 1731, und von Büsching u. v. d. Hagen 1813.

24. Sebast. Schärtleins von Burtenbach, (Feldherrn der Städte im schmalk. Kriege) Leben von ihm selbst.

Quellenschriften über die Zeit Ferd. I. und Max. II. enthält:

25. Der dritte und vierte Theil der **Script. rer. Germ.** von Schard.

Ueber die Zeit bis Ferd. II. und ferner, besonders den dreißigjährigen Krieg:

26. Franz Christ. Graf von Khevenhüller, (kaiserl. Rath und Obrist-Hofmeister. st. 1650,) Annales Ferdinandei, von 1578 bis 1637, vollst. Leipzig 1726, in einen pragm. Auszug gebracht von Runde, Gött. 1778.

27. Nicol. Bellus Kriegs- und Friedenshandlungen unter Matthias und Ferd. II. von 1617—40.

28. Wilhelm Lamormain (Jesuit, Beichtvater Ferd. II., st. 1648) Virtutes Ferdinandae, Wien 1637.

29. Pet. Bapt. Burgus, (aus dem Genuesischen, Augenzeuge von Gustav Adolphs Thaten, daher günstig für ihn), Comment de bello Suecico, von 1618—32.

30. Eberhard Wassenberg, (aus Emmerich, Historiograph des Königs Wladislaus von Polen,) Florus Germanicus de bello inter Ferd. II. et III. et eorum hostes ab ann. 1618—40 gesto; sehr eifrig gegen die Protestanten; so wie auch:

31. Die ital. Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges, Jos. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo, und andere.

Dagegen für die protest. Partei:

32. Phil. von Chemnitz, (schwedischer Rath und Historiograph, st. 1678,) der den schwedisch-deutschen Krieg in 9 Theilen beschrieb, von denen aber nur 2 gedruckt sind. Die übrigen, im Reichsarchiv zu Stockholm verwahrten, benutzte ohne Zweifel:

33. Der berühmte Samuel Puffendorf (Rath und Historiograph zu Stockholm, zuletzt Geh. Rath in Berlin, st. 1694) in seinem Werke de rebus Suecicis sub Gust. Adolpho usque ad abdicationem Christinae.

34. Tobias Pfanner, (geb. 1640, sächs. Rath,) hist. pacis Westph.

35. Mit dem J. 1617 fängt auch das bänderreiche Werk: Theatrum Europaeum an, 21 Voll. von verschiedenen Verfassern und sehr ungleichem, oft geringem, Werthe.

Ueber einzelne merkwürdige Männer:

36. Die Thaten Herzog Bernhards von Weimar hat aus archivalischen Quellen bearbeitet: Ernst Sal. Cyprian. Gotha 1729.

37. Das Leben Wallensteins schrieb Galeazzo Gualdo, Lyon 1643.

38. Die Originalbriefe Wallensteins aus den Jahren 1627 bis 34, welche ein neues Licht auf sein Leben und seinen Charakter werfen, sind herausgegeben von Friedrich Förster, 1828. f.

---

82. Wahl Kaiser Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiserthron sollte wiederum besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's, so wie die Verwirrung in Deutschland, wo das Faustrecht wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher, damit nach Innen und Außen das Gleichgewicht erhalten werde. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht selbst zu helfen vermochte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung, so wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie sein, daher mußte auch hier der Kaiser der Deutschen Europa schützend vertreten. In Deutschland hatten sich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reut-

lingen mit dem Schwerte erobert und zu seiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit, die sogenannte hildesheimische Stiftsfehde. Zwei Edelleute, Herren von Saldern, Vasallen des Bischofs Johann von Hildesheim, kündigten diesem die Fehde an; sie fanden Hülfe bei den Herzogen Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und Erich I. von Kalenberg, der Bischof dagegen bei dem Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg, so wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Juni 1519 fochten beide Theile in einer blutigen Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgischen; des Bischofs Heer siegte, viele der Gegner mit dem tapfern Herzog Erich wurden gefangen und 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beispiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ziemlich ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, — bis dahin war durch die Fehden noch niemand unterdrückt worden, — so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Gesetze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber schien es bedenklich, einen Herrn, der schon halb Europa beherrschte, zum Kaiser in Deutschland zu machen; denn Karl, der Erbe des spanischen und östreichischen Stammes, besaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sizilien, die schönen östreichischen Länder, und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden. Wenn einem solchen noch der Glanz der alten Kaiserkrone gegeben wurde, dann konnte ihn diese, so fürchteten sie, mit der Macht seines Hauses verbunden, leicht zu hoch erheben und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der deutschen Fürsten zu überwältigen und aus Deutschland ein unumschränktes Erbreich zu machen strebte.

Von der andern Seite war als Mitwerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten. Der Papst begünstigte ihn, wenigstens nahm er den Schein davon an, und durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien und den Sieg bei Marignano hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja, sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den deutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „derjenige müsse in der That ohne Verstand sein, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sei, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen müsse."

Aber, obwohl sie so zuversichtlich redeten, fühlten die Fürsten doch die Gefahr, einen König der Franzosen zum deutschen Kaiser zu machen; und da der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem sie die Krone angeboten, sie mit großartiger Gesinnung ausschlug: „weil die geringe Macht seines Hauses so schwierigen Zeiten nicht gewachsen sei;" und selbst den jungen spanischen König empfahl, bedachten sie, daß dieser doch ein Fürst in deutschen Landen und des verehrten Kaisers Maximilian Enkel sei, und wählten ihn den 28. Juni 1519. Doch mußten seine Gesandten zuvor einen

Wahlvertrag unterschreiben: „Daß er, ohne der Churfürsten Einwilligung, als Kaiser kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle; daß er keinen Reichstag außerhalb Deutschland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Deutschen besetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen; ferner die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eignen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufheben [1]); keinen Stand des Reichs ohne Ursache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich so bald als möglich nach Deutschland kommen und für die meiste Zeit seinen Aufenthalt daselbst nehmen wolle."

Diese und andere Punkte beschworen die Gesandten im Namen ihres Herrn und ersuchten ihn, nun alsbald im Reiche zu erscheinen.

Der junge König hatte schon seit zwei Jahren seine Regierung in Spanien angetreten; allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meisten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod seines ritterlich edlen Vaters Philipps des Schönen, der Wahnsinn seiner Mutter Johanna, die Trennung von seinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, seine eigene Jugend unter fremden Menschen in den Niederlanden, — dieses Alles hatte sein Gemüth tief in sich zurückgedrängt und ihm früh eine Verschlossenheit gegeben, welche dem fremden Blicke sein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langsam zu der Klarheit und Selbstständigkeit heran, welche ihn später groß machten; es schien, als wenn seine Rathgeber ihn ganz beherrschen würden. Nur, die tiefer in der Menschen Seele zu erblicken verstanden, hatten die Lichtblitze der seinigen bemerkt. Zu Valladolid, in einem großen Ritterspiele erschien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen und hielt einige Rennen mit seinem Stallmeister. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmal erfüllte das Jubelgeschrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für schwach und untergeordnet gehalten hatte, erschien mit dem edelsten Anstande und herrlicher Kraft, und auf seinem Schilde las man das einzige Wort; **Nondum** („noch nicht!") Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, selbstständig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiser in Deutschland war geschehen und er sollte sich rasch entscheiden, ob er Spanien jetzt verlassen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unser König, der jetzt Kaiser ist," so erzählt ein Augenzeuge, „schien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Gemüthsgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß er das Ansehen hat, als habe er den Erdball unter seinen Füßen." — Der Entschluß, den er fassen sollte, wäre für einen gewöhnlichen Geist sehr schwer gewesen. Spanien war in großer Gährung und fast schon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte standen hier gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche stolze Städte. In Deutschland aber wartete seiner ein

---

[1]) Dieses ging hauptsächlich gegen den Bund der Hanse, der noch bestand, und zeigt die traurige Eifersucht der Fürsten gegen die Freiheit und Blüte der Städte.

ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich und vor Allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte und auf den schon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier selbst waren mißvergnügt über die Kaiserwürde ihres Königs; sie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiserthum wohl sei," sagten sie, „als der Schatten eines übraus großen Baumes? Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster in das Zimmer falle und das Haus beleuchte? Man solle aber nur eine Unze von diesem Lichte mit der Hand erfassen und es aufbewahren; oder sich herrliche Kleider daraus machen lassen zur Bedeckung, oder nur seinen Tisch damit zurichten." — In so geringer Achtung stand jetzt die alte, sonst so ehrwürdige Kaiserkrone bei den fremden Völkern.

Viele seiner Rathgeber warnten den König, des unsicheren und mühevollen Besitzes wegen sein Erbreich nicht zu verlassen; allein seinem Geiste erschien jetzt der Zeitpunkt selbstständiger und kühner That; das Schicksal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerschrocken und ohne Zögern. Und zu derselben Zeit, als er die deutsche Krone zu empfangen abreiste, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das große Mexikanische Reich, ein zweites Kaiserthum, für ihn gewonnen sei. Vor so großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Gesinnung nicht bestehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte schnell zum Manne; eine halbe Welt forderte seine Obsorge, und von dieser Zeit an zeigt sich der selbstthätige, klare, mit seines Geistes Auge Alles umfassende Herrscher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Deutschland; am 22. Octob. 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt, und schrieb dann seinen ersten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten, die jemals sind gehalten worden; denn auf des Kaisers Mahnung waren 6 Churfürsten selbst gekommen und außerdem eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten. Der junge Kaiser kam in vollem Gefühle der Bedeutung der kaiserlichen Würde; er eröffnete den Reichstag am 28. Januar 1521, dem Tage Karls des Großen. Die wichtigste Verhandlung, welche auf demselben vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

83. Die Kirchentrennung. Ihre Ursachen und ihre Bedeutung.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichket der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung „an Haupt und Gliedern" war schon alt. Es ist keiner aus allen Religionsparteien, der die Geschichte kennt, welcher nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen spätern Zeiten, wenn sie solche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurfe.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378—1414), da mehrere Päpste

zugleich sich um den Stuhl Petri stritten, thaten sie einander wechselseitig sammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, so daß alle Länder der Christenheit von einem oder dem andern Papste unter dem Bannfluche lagen und die friedlichen und frommen Gemüther nicht wußten, wo sie in Wahrheit den Frieden Christi suchen sollten. In solchen Zeiten, unter solcher Gewalt der Leidenschaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwächt werden; die unsichtbaren, heiligen Bande lösten sich allmälig auf.

Dazu kam eine gränzenlose Unwissenheit des geistlichen Standes, wenigstens in seinen meisten Gliedern, — denn einzelne weise, kenntnißreiche Männer konnten die Finsterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finsterniß des Geistes immer das Laster folgt, welches nur durch Licht zu verscheuchen ist, so waren auch damals eine Menge Geistlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abscheu, dem Volke ein Aergerniß. Im Jahre 1503, also geraume Zeit ehe Luther auftrat, schilderte einer der ersten Theologen Deutschlands das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet," sagte er, „das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns und von Jesu Verdiensten, ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen sich, wenns nur gethan, gesungen und gepredigt, und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bücher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Commissarien selbst lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit und wirft ihnen die gröbsten Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Constanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damaligen Zeit.

Wie mochte es auch anders sein, da man sich bei Verleihung der geistlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdig-

keit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrh. nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Walliser einst in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß sein, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, daß sie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der Unglaube und die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513—21) blühten die Künste zwar auf eine glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporsproßen, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste, vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen, und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522: „Wir wissen," sagte er, „daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort, eine Verschlimmerung in Allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten auf die Priester übergegangen ist, daher versprechen wir, so viel an Uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach unten zu gegangen, eben von daher auch die Heilung und die Gesundheit ihren Anfang nehme."

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niedern schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk schon in der Mitte des 14. Jahrh. den, hundert Jahre vorher verstorbenen, Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorstellungen der Deutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und zu Basel waren, haben wir früher gesehen; und im J. 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beschwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpste, worin die Kirchentrennung fast bestimmt vorhergesagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagt der Reichstag, „so könnte leicht eine Verfolgung über alle Priester, oder, nach dem Beispiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, welches seinem Grundgedanken nach so trefflich für die Einheit der christlichen Völker war, untergraben durch sich selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in

seinen Grundfesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dieses Alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verstehen. Die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmälige Verbesserung gehoben werden mögen' weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehren der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweisheit, welche sie Scholastik nannten und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen, Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet; dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an über den Sinn desselben zu streiten, und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15. Jahrh. ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit wandten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten nnd sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Deutschland war es vorzüglich Johann Reuchlin (geb. zu Pforzheim 1455), einer der ersten Gelehrten, welche unser Vaterland jemals hervorgebracht hat, eben so kundig der griechischen, als der lateinischen und hebräischen Sprache, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von so umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damals in der christlichen Welt gefunden wurden, zusammen und beziehe dieses Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und Gottes. Auch gegen diesen eiferten viele Theologen mit der größten Leidenschaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt; der oben genannte Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in

Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Bischof in Worms, legte eine Bibliothek der besten Schriftsteller an und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrtengesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böses unter einander mengend, ihr eigenes Reich zerstörten.

84. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abschnitte sind die vorbereitenden Ursachen der Kirchentrennung, welche schon seit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächste Veranlassung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablasses.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Kirchenstrafen erhielt. Solche Ablaßvertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da diese die öffentlichen Vergehungen durch strenge öffentliche Bußen, Ausschließung vom Gottesdienste, oft auf mehrere Jahre, u. s. w. bestrafte, war denen, welche sich durch besondern Eifer in ihren Bußübungen ausgezeichneten, durch Ablaß der Bischöfe wohl die Zeit derselben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpste allen denen, die sich den Mühen und Gefahren derselben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenstrafen, denen sie sich sonst hätten unterwerfen müssen. Später wurde derselbe auch denen ertheilt, die ohne selbst Theil zu nehmen, Geld für diese heiligen Unternehmungen herschossen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldspenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. s. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlassung zum Ausbieten päpstlicher Ablaßbriefe. Allein so wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweise des Volks ganz zusagende, Irrthum sich einschlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenschuld selbst tilge, so zweifelte man auf der andern schon lange, daß die gelöseten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben."

Um nämlich so viel Gewinn als möglich aus den Abläßen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an den Meistbietenden verpachtet, welche wiederum Unterpächter anstellten; und alle diese erlaubten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und

Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden schon im Voraus das Versprechen des Ablasses erhalten [1]).

Jedes Wort wäre überflüssig, zu beweisen, wie verderblich solcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im Jahr 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die von seinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete sich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nämlich die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis an die Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sei. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, besonders ein gewisser Bernhard Samson, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachsen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren 1483 zu Eisleben in Thüringen, ein Augustinermönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Universität, öffentlich gegen die Ablässe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31. Octbr. 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze anschlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrte aufforderte, dieselben in einer öffentliche Disputation zu prüfen. Eine solche öffentliche Behauptung gewisser Glaubenssätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers herrschte eine so kühne Sprache und solcher Geist der Freiheit, daß sie sogleich großes Aufsehen erregten und begierig in ganz Deutschland gelesen wurden. Er behauptete: „Der Papst habe keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, sondern nur zu erklären, daß sie schon von Gott nachgelassen seien; was der Papst in Ansehung derselben für Gewalt habe, eben so viel habe auch jeder Bischof und Pfarrer; wer seine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergestalt zu, daß ihnen der Papst kein neues Recht dazu ertheilen könne“ u. s. w. Uebrigens war es damals noch gar nicht in seinem Sinne, des Papstes Ansehen oder die alte Kirche anzutasten. Allein schon seine Lehre vom Ablaß mußte den heftigsten Widerspruch von Seiten Tezels und seiner Freunde, besonders der Dominikaner, welche schon länger in Feindschaft mit dem Augustinerorden standen, erwecken; sie schrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten schon von Schwert und Scheiterhaufen.

In Rom schwieg man, obschon die Streitigkeiten bereits 9 Monate gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, allein der Papst Leo soll sie nur für eine Mönchszänkerei angesehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Deutschland nicht, sondern hielt es noch immer für ein halb barbarisches Land, dessen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt, und langsamen Entschlusses sei. Diese Nichtkenntniß und Nichtachtung unseres Volkes ist dem römischen Stuhle verderblich geworden und hat über uns selbst unsägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im August 1518 wurde Luther nach Rom berufen, um sich vor dem päpstlichen Richterstuhle zu verantworten. Allein der Churfürst von

---

[1]) S. die Beschwerden, welche die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papst Hadrian richteten. Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band XI. p. 58.

Sachsen, so wie die Universität Wittenberg, die, eben gestiftet, durch Luther schnell emporblühte, wollten ihn die gefährliche Reise nicht machen lassen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, seine Sache in Deutschland auszumachen und sich zu dem Ende im Oct. 1518 vor den päpstlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, Thomas de Vio aus Gaeta, gewöhnlich nur Cajetan genannt, zu stellen. Dieser, der schon als Dominikaner ein Gegner der theologischen Ansichten Luthers war, forderte Widerruf von ihm. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn man ihn aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter seiner Würde hielt, mit einem Mönche zu disputiren, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wolltest denn einen Widerruf thun."

Nun setzte Luther eine schriftliche Vertheidigung auf, gestand, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papst nicht mit gehöriger Ehrfurcht gesprochen habe, und erbot sich, von nun an zu schweigen, wenn seinen Gegnern gleichfalls Stillschweigen auferlegt würde. Als er auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, sich an den Papst selbst wenden zu müssen, und setzte mit Notarius und Zeugen eine lateinische Apellation von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeschlagen wurde, und begab sich von Augsburg weg. Dieses Schreiben beweiset, daß Luther damals noch gar nicht den Entschluß gefaßt hatte, sich von der römischen Kirche loszusagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit seinen Gegnern führten ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Professor der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, Dr. Johann Mayr von Eck, gewöhnlich Dr. Eck genannt, der rüstigste Streiter seiner Kirche, ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Kenntniß, die ihm stets zu Gebote stand, dabei von ansehnlicher Persönlichkeit, groß, von starkem Gliederbau und lauter, durchdringender Stimme, dieser forderte im J. 1519 Luthern und einen Wittenbergischen Professor, Andreas Karlstadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubenssachen nach Leipzig heraus, welches zu dem Lande des Herzogs Georg von Sachsen gehörte. Sie erschienen beide in Gesellschaft des nachher so berühmt gewordenen Philipp Melanchthon, eines Schülers Reuchlins, der als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg angestellt war. Herzog Georg war selbst zugegen. Die Streitreden dauerten vom 27. Juni bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubenssätze und über das Ansehen des Papstes; wie es aber meistens bei dem Streite der Meinungen zu geschehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, es waren bittere, harte Worte gewechselt; und dazu war es im Laufe des Streites klar geworden, daß Luther nicht nur die untrügliche Auctorität des Papstes, sondern auch die der Concilien verwarf, weshalb Eck ausrief: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid ihr mir wie ein Heide und Zöllner [1])." — Eck wendete sich darauf nach Rom und forderte die

[1]) Bei dieser berühmten Disputation zu Leipzig, welche einen Wendepunkt in den großen Entwickelungen der damaligen Zeit bildet, — Herzog Georg selbst betrachtete sie als solchen und stellte die Bedingung, daß die Entscheidung über den Ausfall des Streites einigen Universitäten anheimgestellt werden sollte, — vertraten zwei deutsche Bauernsöhne die beiden Richtungen dieser und der folgenden Zeiten und ihre Einigung oder größere Entzweiung mußte

äußerste Strenge der apostolischen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erschien er bald nachher in Deutschland mit einer Bulle des Papstes, in welcher ein und vierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als ketzerisch bezeichnet und er selbst, falls er nicht in sechzig Tagen öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete sie sehr eifrig in den deutschen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; die Magistrate verboten das Anschlagen derselben, das Volk riß sie herab! — so hoch war schon das Ansehen der neuen Grundsätze gestiegen. Und nun schritt Luther selbst zu einer Handlung, welche das Band zwischen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beschied am 10. December 1520 die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag vor das Elsterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Versammlung, die päpstliche Bulle, das kanonische Recht, und Ecks Schriften in die Flammen.

85. Schnelle Verbreitung der neuen Grundsätze.

Es ist kaum zu beschreiben, wie schnell die neuen Lehren von einem Ende Deutschlands bis zu dem andern und über seine Grenzen hinaus, sich verbreiteten[1]). Wer mit sinnlichem Maßstabe mißt, kann solches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Gedankenblitzes, welcher in Millionen auf einmal den schon vorhandenen Brennstoff entzündet, richtet solche Wirkungen aus.

Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif ist, so bedarf es nur des Losungswortes, und Alle sind wie von einem Zauberschlage geweckt, und der es ausgesprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgesprochen hat, was im Schooße der Zeit und in ihrer eigenen Seele schon reif geworden. Auf der anderen Seite ist eben diese Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundsätze ein unwiderleglicher Beweis für die Größe des Verfalls in dem gesammten kirchlichen und sittlichen Zustande der damaligen Zeit. Der Mensch ist mit festen und tiefen Wurzeln an die Sitte seiner Väter, er ist mit noch tiefern an seiner Väter Glauben festgewachsen; daß er von diesem sich loßreiße, so lange er in ihm wahrhaft lebt, ist gegen die Gesetze der menschlichen Natur; nur alsdann ist es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigste sein sollte, abgestorben und ein blos Aeußerliches geworden ist.

---

von den wichtigsten Folgen sein. Wie Luther aus einem Bauerngeschlechte in Möhra, am Fuße des Thüringer Waldes abstammte, so war Eck der Sohn eines Bauern Michael Mayr zu Eck, nachmals Ammann daselbst, wie Luthers Vater Rathsherr zu Mansfeld wurde; wohin er als jüngerer Sohn, der kein bäuerliches Erbe hatte, zum Bergbau ausgewandert war.

[1]) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Deutschland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es ist nicht zu sagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verursacht wurden. 1520 wurden schon Luthers Schriften in den Niederlanden ins Spanische übersetzt; und 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. — Als der Herr von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, im Auftrage des Papstes im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiste, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen des Stillschweigens zu bewegen, gestand er ihm selbst, daß er auf seiner Reise durch Deutschland immer Drei gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papste günstig gewesen. Und das war erst zwei Jahre nach Luthers erstem Auftreten.

Außer diesem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zustande Deutschlands noch viele Umstände zu der raschen Entwickelung mit. Wir nennen das Größte zuerst. Bis auf diese Zeit war das Volk, die große Gesammtheit der gemeinen, freien Leute, versäumt und vernachlässigt, zu ihrer Bildung war wenig geschehen und große Kräfte schlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er sich, ihm versprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in seinem Streite. Und dieses that er in einer so kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren wohl noch nie getönt hatte.

Auch der äußere Zustand des Volkes in Deutschland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernstand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienste, welche er zu leisten hatte, waren immer noch sehr drückend. Er war der Lastträger aller übrigen Stände und von seinen Herrn, den Rittern, Grafen und Fürsten, in seinen Menschenrechten noch nicht allgemein anerkannt. Da erschallt das Wort: „Christliche Freiheit!" auch bis in die Hütten der Landleute; dieses Zauberwort, welches sie nicht auf den Geist, sondern auf den äußern Zustand deuten, belebt sie durch neue und große Hoffnungen und erzeugt, wie wir bald sehen werden, zuerst die traurigsten Unordnungen. Denn bei so allgemeiner Aufregung eines Zeitalters ist, wie die Geschichte aller Völker zeigt, das rechte Maaß sehr schwer zu bewahren.

Wie das Volk, so war auch schnell der deutsche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Deutschland in Rom laut verachter wurde, so war schon dieses Grund genug, den Adel sogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römischen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wissenschaft viel Zugang unter dem bessern Theile des Adels gefunden; seit das Schießpulver dem Ritterthume tiefe Wunden geschlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beschäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geistes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz besonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel deutscher Nation," diesen angeredet und für seine Sache aufgerufen. Am eifrigsten zeigte sich für ihn Ulrich von Hutten, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen sie hervorbringen, kühn und scharf mit dem Schwert und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredtsamkeit, und immer zu dem Gefährlichsten bereit. Einst hatte er in Rom vier Franzosen, die von dem Kaiser unehrerbietig sprachen, für deutsche Ritterehre zugleich zum Zweikampfe gefordert und sie alle zum Weichen gebracht; und gleicherweise war seine Feder, wenn er sie gegen die Mönche, der Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzosen kehrte, schneidend wie sein Schwert. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptstädten Europa's verbreitet. Dieser feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil sein Unternehmen kühn und gefahrvoll war; er schrieb und redete für ihn und hätte gern auch sein Schwert für ihn gezogen.

Ein eben so wichtiger Mann aus dem Adel, und Luthers Freund, war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeiziger Ritter in Franken,

von so außerordentlichen Eigenschaften, daß ihn manche damals der Kaiserkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf seiner Burg Ebernburg und allen Schutz durch seine und seiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde. Dieser lehnte es aber ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte und vielleicht größere Absichten des Ehrgeizes im Sinne trug, 1522 eine Fehde gegen den Erzbischof Richard von Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernstlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erscheinungen des Faustrechts in Deutschland; — ein einzelner Ritter, mit seinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichstages, einen mächtigen Reichsfürsten zu bekriegen; fällt in sein Land ein, verheert es weit und breit, und erst als sich zwei andere Fürsten, der Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Erzbischof verbinden, weicht er in seine Burgen zurück. — Er wurde von ihnen im nächsten Frühjahr in seinem Schlosse Landsstuhl belagert, hart bedrängt und fiel selbst, nachdem er schwer verwundet war, in ihre Hände. Er starb wenige Tage nachher, indem selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht versagen konnten, daß so große Kräfte, in Ermangelung eines größeren Wirkungskreises, auf solche Weise verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt sie selbst fern von allen äußern, politischen Bestrebungen, in welche diese Ritter sie verflechten wollten. Und dieses ist eine Hauptursache der Dauer seiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelassen, würde sich der Eifer verzehrt haben und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf gewesen.

Unter den deutschen Fürsten nahm sich Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, Luthers am thätigsten an. Anfangs trat er nicht auf seine Seite, vertheigte ihn auch nicht, er wollte jedoch nicht, daß er seinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwiesen sey. Nach dem Wormser Reichstage aber entschied er sich ganz für ihn. „Die Sachen in Deutschland," (sagte er 1523 in Nürnberg) „sind so weit gekommen, daß die Menschen sie nicht mehr gut machen werden: Gott allein muß das thun; dem wollen wir diese wichtigen Händel, die uns zu schwer sind, empfehlen."

Nach und nach erklärten sich mehrere Fürsten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß sie durch die Beute der geistlichen Güter, die sie einzogen, gelockt seien. Doch so kleinliche Bewegungsgründe würden eine so gewaltige Wirkung nicht erklären können. Die Hautsache ist, daß der in der deutschen Nation erwachte Geist für alle Hauptrichtungen des Lebens im Staate, in der Wissenschaft und der Religion neue Bahnen suchte und dem Veralteten entgegentrat. Es lebte ein Bewußtsein in den Führern dieser Zeit, daß in ihr eine große Weltveränderung beginne. Auf der andern Seite rüsteten sich aber auch immer mehr die Freunde des alten Systems zu dessen Schutze.

86. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms sollten auch die Religionsstreitigkeiten, welche alle Gemüther in Deutschland aufs Höchste gespannt hielten, zur Entscheidung gebracht werden. Der Papst hatte einen Legaten, den Cardinal Aleander, dorthin gesendet, um den Kaiser und die Fürsten

dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luthern erhoben würde. Zu seinem großen Erstaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papst schon bis in alle Klassen des Volks durchgedrungen sei. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papstes Ansehen verspotteten, waren überall verbreitet; und der Legat selbst, obgleich er in des Kaisers Gefolge reisete, sah sich der kränkendsten Behandlung und oft sogar Gefahren blosgestellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die strengsten Maßregeln gegen den, der schon als Ketzer verdammt sei, und legte den Fürsten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweisen, daß er wirklich in Glaubenssachen von den Lehrern der Kirche, und namentlich denen der Kostnitzer Kirchenversammlung, abweiche. Allein der Churfürst von Sachsen trat dagegen auf und forderte, man müsse Luthern selbst hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen seien, auch als die seinigen anerkenne. Dieser Meinung pflichteten der Kaiser und die Fürsten bei; der Cardinal aber redete dagegen, denn, was durch den Papst schon entschieden sei, dürfe nicht erst von einer Reichsversammlung, aus geistlichen und weltlichen Gliedern gemischt, untersucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube solle untersucht, sondern nur er selbst gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt sei; und so wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieses einer der wichtigsten Schritte in der Reformationsgeschichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, besonders der Churfürst von Sachsen, forderten nun für ihn das sichere, kaiserliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reise von Wittenberg nach Worms an. Auf dieser Reise lernte er selbst die Stärke seines Anhanges kennen; denn das Volk strömte von allen Seiten zu Tausenden herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen; und als er am Tage nach seiner Ankunft zu Worms, den 17. April, in die Reichsversammlung geführt werden sollte, mußte ihn der Reichserbmarschall durch Gärten und Hirtenhäuser führen, so groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anwesenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiser Karl soll, zu seinem Nachbar sich wendend, gesagt haben: „Dieser brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde." Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überstandenen schleichenden Fieber, und ihn selbst schien der Anblick der großen Versammlung und der Gedanke, hier vor Kaiser und Reich, er, ein Einzelner, zu stehen, an diesem ersten Tage überwältigt zu haben. — Ein Vicarius des Erzbischofs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaisers und der Reichsstände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erstere bejahte er, und für das zweite bat er sich Bedenkzeit aus; sie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An diesem erklärte er nun öffentlich in der Reichsversammlung: Seine Bücher seien von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmal seine Gegner Alles anstößig fänden, er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpste und ihre Dekrete angegriffen, wenn er sie widerrufe, so würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt; noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und gegen ihn geschrieben hätten;

in diesen gestehe er, zu heftig und bitter geschrieben zu haben, welches man aber der Art, wie Er von seinen Gegnern behandelt sei, zurechnen müsse." Endlich schloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthume sei, so sei er bereit, seine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen."

Der Kanzler erwiederte darauf, man sei nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entschiedenheit erklärte er, daß ihm dieses sein Gewissen verbiete; und wurde entlassen.

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine besondere Unterredung mit Luther veranstaltet, an welcher vorzüglich der Churfürst von Trier sehr thätigen Antheil nahm; allein alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürst fragte, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sei, wodurch Alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können."

Der Kaiser dagegen erklärte den deutschen Fürsten mit festem Ernste: „daß er entschlossen sei, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weitern Fortgang haben könne, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen deutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oestreich und Burgund, seien sämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römischen Kirche treu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke. Er wolle demnach Luthern keineswegs mehr hören, sondern wieder entlassen und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiser Ernst mit dieser Erklärung. Wenn es nur auf die Einschränkung der päpstlichen Gewalt angekommen wäre, so möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern gesehen haben, da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgesehen sei, dem er anhing und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er sich zum entschiedenen Widerstande berechtigt. Mit seinem umfassenden Blicke, welcher die großen Verhältnisse der Völker scharf erkannte, sah er bald die gewaltigen Folgen dieser Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der so leicht ein Kampf der Waffen wird, und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle diese Gefahr glaubte Karl in der Geburt ersticken und sich dem Strome der Zeit wie ein starker Damm entgegen stellen zu müssen; seine Würde als Kaiser und als Schutzherr der Kirche schienen ihm diese Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernste, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten sich nicht so viele unreine, weltliche Rücksichten hineingemischt, und hätte der rechtschaffene Papst Hadrian VI., der in den Jahren 1522 und 1523 regierte, und dem es ein rechter Ernst war mit der Verbesserung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel schweres Unglück für unser Vaterland erspart worden sein! — In seinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten gesucht; er glaubte das Recht und die Pflicht

dazu zu haben; und die Stimmung seiner Räthe, der Mehrzahl seiner Unterthanen und besonders der spanischen Nation, so wie der Neapolitaner, forderten diese Strenge von ihm. In Deutschland dagegen, wo er eine Zahl selbstständiger Fürsten und gährende Völker vor sich hatte, wo er durch eine Wahlkapitulation gebunden war und jeder gewaltsamer Schritt als ein Versuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt erscheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Erhaltung des Friedens galt ihm für die Hauptsache, und er hat beiden Parteinen dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb sein ganzes Leben hindurch sehr genau, ob auch er nicht etwa durch den Umgang mit den Deutschen ketzerische Grundsätze eingesogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner desselben sogleich zur Gewalthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiederte, daß ihm sein kaiserliches Wort unverletzlich sei, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreise auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für dessen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und sein Herr, der Churfürst, ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reuter, wie mit Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergschloß Wartburg bei Eisenach bringen. Hier sollte er, Allen verborgen, verweilen, bis sich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden. Seine Bücher sollten aller Orten verbrannt werden und ihn selbst sollte man gefangen nehmen und dem Kaiser überliefern; — dies ist das Wormser Edict vom 8. (26.) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Deutschland glaubten viele, die Sache sei nun zu Ende. Allein ein Spanier selbst, Valdez, schreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich sehe nicht das Ende dieser Tragödie, sondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Deutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind.“ — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiser noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieselben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

Ein merkwürdiger Act für die gesammte deutsche Geschichte, welcher noch auf dem Reichstage zu Worms vollzogen wurde, war die Uebertragung der fünf östreichischen Herzogthümer an Karls Bruder Ferdinand, als sein Erbtheil aus den deutschen Landen; dadurch wurde die deutsche Linie des Hauses Burgund-Oestreich gegründet, welche so wichtig für die folgenden Jahrhunderte werden sollte.

Ebenfalls setzten die Stände ihren alten, unter Maximilian oft angeregten, auch versuchten, aber nicht durchgeführten Gedanken eines Reichsregiments durch, welches in der Abwesenheit des Kaisers, zum Theil aber auch bei seiner Anwesenheit im Reiche, den größten Theil der kaiserlichen Befugnisse üben sollte. Mit vielen Widerstreben nur gab der Kaiser nach; die Stände blieben diesesmal unerschütterlich. Er erlangte nur so viel, daß der Titel verändert wurde in: Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich; und daß dasselbe fürs Erste nur für die Zeit seiner Abwesenheit errichtet sein sollte.

Endlich ward auch noch auf diesem Reichstage eine Matrikel festgesetzt, nach welcher die Stände ihre Reichshülfe an Mannschaft stellen sollten,

und sie ist diejenige geblieben, nach welcher sich das Reich bis zu seinem Ende bewaffnet hat.

87. Die ersten Religions-Unruhen.

Luther saß einsam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieses Aufenthalts zur Uebersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche, damit es jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverstandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen seien; daß man die Kirchen stürmte, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; und das sein Freund **Karlstadt**, ein heftiger Mensch, an der Spitze dieser Ausschweifungen stehe. Luther, alle Furcht hintansetzend, verließ sogleich seinen Zufluchtsort und erschien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürsten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruhestifter und stellte die Ordnung bald und glücklich wieder her.

Aber es folgten nicht lange nachher ernsthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Deutschland umzustürzen drohten. Wir haben schon zum Schlusse von Maximilian I. Regierung gezeigt, wie im Bauernstande des gesammten Reiches Unzufriedenheit gährte und die Verbindungen des Bundschuhes im Elsaß und des armen Konrad in Schwaben nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt waren. Allein der Funke glimmte immer noch unter der Asche fort und loderte gegenwärtig zu hellen Flammen auf, als der Geist auch von einer andern Seite angeregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur **Gleichheit** aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu sein, und in Süddeutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt sein, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Vermischung menschlicher Satzungen, predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seien; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seien, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über daßjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein Mehreres auferlegen.

Wir sehen, das Wort war Anfangs noch gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen und, durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maaß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in seiner eigenen Sache sein und übt sicher dieselbe Ungerechtigkeit aus, welche ihn gedrückt hat. Die versammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adeligen und die reichen Sitze der Geistlichen plünderten und verbrannten und viele ihrer Besitzer ermorde-

ten. Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich drei allein in Schwaben sammelten. In Franken tobte der Aufruhr nicht minder und drang bis nach Würzburg vor, welche Stadt sich mit den Bauern gegen ihren Bischhof vereinigte und den Rest des fränkischen Adels, der sich in die Burg der Stadt, den Frauenberg, geworfen hatte, belagerte. Schon hatte sich überhaupt eine Anzahl von Städten in ganz Oberdeutschland mit den Bauern vereinigt, die kleineren zum großen Theile, aber auch mehrere des zweiten Ranges; schon hatten mehrere Fürsten, z. B. die Grafen von Hohenlohe, die Bischöfe von Bamberg und von Speier, sogar die Churfürsten von der Pflaz, sich zu persönlichen Verträgen mit den Bauern verstehen und die Erledigung ihrer Beschwerden, auf den Grund der 12 Artikel, versprechen müssen.

Ja, die Gedanken der Anführer, unter welchen sich Männer von allen Ständen fanden, — aus der Ritterschaft z. B. Götz von Berlichingen und Florian Geier, und der Rechtskundige Wendel Hipler, früher hohenlohescher Kanzler, — gingen auf eine merkwürdige Weise über den nächsten Kreis, aus welchem die Bewegungen entsprungen waren, weit hinaus; sie faßten Plane zu einer Reformation des ganzen Reiches. Die geistlichen Güter sollten überall säcularisirt und mit einem Theile derselben sollten die weltlichen Fürsten und Herren für die Aufgebung aller ihrer Gerechtsame gegen die Bauern entschädigt werden; (wer sollte in so früher Zeit die Ideen suchen, welche die französische Revolution in unsern Tagen zur Reife gebracht hat?); alle Zölle sollten aufhören; Münze, Maaß und Gewicht im ganzen Reiche gleich sein. Nur alle 10 Jahre sollte eine Steuer für den römischen Kaiser erhoben werden, den man erhalten wollte, (weil im Neuen Testamente des Kaisers gedacht wird,) dagegen sollten die Herrscherrechte der Fürsten größtentheils aufhören, nur als große Grundbesitzer wollte man sie dulden. Die Gerichte sollten in einem neuen volksthümlichen Sinne verändert werden, 64 Freigerichte im ganzen Reiche mit Beisitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, 1 Kammergericht; die Doctoren des römischen Rechts aber, welche den Bauern verhaßt waren, sollten von allen Gerichten ausgeschlossen sein.

Wie merkwürdig, daß, nachdem Kaiser, Churfürsten und Fürsten zu den Zeiten Friedrichs und Maximilians vergeblich nach Reformen der Reichsverfassung gesucht hatten, welche die Einheit des großen Körpers künftig wiederherstellen sollten; nachdem diese gesetzlich bestehenden Glieder des Reiches sich nicht hatten verständigen können, vielmehr noch weiter auseinander gewichen waren, daß nun die Idee der Erneuerung und Verjüngung des Reiches aus den untersten Ständen, den eingentlichen Grund-Elementen des Staates, hervorbringen wollte; aber freilich in dem Sinne, der ihrer ganzen Lebensrichtung angemessen war. Und während einige der Anführer, die etwas höheres wollten, dem Reiche eine bessere Ordnung aussannen, tobten die entfesselten Leidenschaften der Menge in Plünderung, Mord und wilder Rachsucht. Dem Rathe zu Nürnberg erklärten die Bauern unter anderm in einer Unterhandlung, sie gedächten nicht eher zu ruhen, als bis kein Haus im Lande sey, das besser sei, denn ein Bauernhaus.

In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter, Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerei. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlicher Offenbarung,

durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit viel klarer kund geworden sei, als Luther sie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarung geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester, bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sei ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich sein.“ Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thürigen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr; in Süddeutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Fluth zusammenströmen. In dieser großen Gefahr des ganzen Gemeinwesens zeigte es sich von Neuem, zum wahren Heile der Menschheit, daß die stärkste Macht, welche dieses Zeitalter in Bewegung setzte, aus der Tiefe des menschlichen Geistes und Gemüthes emporgestiegen war und sich in ihrer geistigen Natur gegen jede Versuchung behauptete. Denn was wäre aus Deutschlaud, aus Europa, geworden, wenn die Reformation sich mit den Bauern verbunden und ihren auf das Aeußere gerichteten Bestrebungen die Seele religiöser Entflammung eingehaucht hätte! Aber Luther, dem die Bauern ihre 12 Artikel zum Gutachten zugesendet hatten, gestand zwar Anfangs, daß viele ihrer Forderungen gerecht seien, tadelte die Bedrückungen der Fürsten und Herren und rieth zu Milde; allein die Gewaltthaten der Bauern tadelte er sofort und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit eine geistige sei, und als auch die Münzerischen Ausschweifungen hinzukamen, forderte er, um die Schuld solcher Ausartung von seiner Lehre abzuwenden, selber die Fürsten auf, das Schwert gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit, denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster in Thüringen, Franken, Schwaben, am Rheinstrom und bis in Lothringen.

Da vereinigten sich, auf Luthers Zureden, gegen die Aufrührer in Thüringen: der Churfürst Johann von Sachsen, — Friedrich der Weise war so eben gestorben, nachdem er mit Kummer den Anfang dieser Wirren gesehen hatte, — der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig. Ein Theil ihres Heeres, unter Philipps Anführung, traf auf das Heer der Bauern bei Frankenhausen in Thüringen am 15. May 1525.

Die Fürsten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigne Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zur neuen Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend stachen sie einen der Abgeordneten des Churfürsten nieder und bereiteten sich in ihrer Wagenburg zur heftigsten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer versprochen hatte, erschienen nicht; er selbst war einer der ersten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte seiner Schaar fiel durchs Schwert.

Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er starb ohne Muth.

Fast zu ganz gleicher Zeit wurde auch dem Bauernkriege im südlichen Deutschland ein Ende gemacht. Der schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte ein Heer zusammen, und dieses trieb, unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg, die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit größerer Mühe auseinander, als dieses in Thüringen geschehen war. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuser Schlacht, liefen die Bauern Sturm gegen das Schloß von Würzburg, allein die Besatzung unter Sebastian von Roterhan leistete tapfern Widerstand; das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück; und als nun das Heer unter Truchseß heranrückte, wurden ihre Haufen im freien Felde einer nach dem andern leicht zersprengt und zum großen Theile niedergehauen. In Schwaben und im Elsaß ging es eben so. Die Sieger nahmen schwere Rache und an den empörendsten Grausamkeiten fehlte es nicht.

So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Deutschlands umstürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekostet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in diesen Unruhen das Leben verloren. — Nach diesen folgte einige Zeit Ruhe im Vaterlande.

88. Kaiser Karls auswärtige Händel.

Der Kaiser war indessen auswärts beschäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und besuchte darauf auch Spanien wieder, wo er fast 8 Jahre blieb; seine Sorge mußte die Enden Europa's umfassen. Doch war sein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlich gesinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach besondern Ursachen der Eifersucht zwischen beiden suchen; in ihrem Gemüthe, so wie in dem gegenseitigen Verhältnisse beider als Herrscher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und stolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von diesen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Gestalt angenommen hatten. Beide waren schon Nebenbuhler bei der Kaiserwahl gewesen, und Franz, der ältere, der durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über dem Gegner zu stehen glaubte, fühlte sich durch dessen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mailand ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des deutschen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der französischen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine so nahe Ursache der Besorgniß für alle übrigen Herrscher, daß Franz, welcher nächst ihm das mächtigste Reich besaß, sich vor allen andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte sein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm schon ein Unternehmen gelungen war; hier sollte Karls Macht gebrochen werden, und er suchte alte Ansprüche auf Neapel hervor, um an diesem Lande sein Glück zu versuchen. Karl dagegen stärkte sich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, dessen Eitelkeit Franz unvorsichtig verletzt hatte, und der Krieg, der schon im Jahre 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der

größten Anstrengung der Kräfte aber in Italien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen sich, der immer aus sehr zerstreuten Besitzungen fließt, daß seine Macht sich zu sehr theilen mußte. Franz konnte dagegen von seinem Mittelpunkte aus, der die Kräfte in Einem geschlossenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin bestand Karls große Ueberlegenheit und spiegelte sich seine wahre Herrschergröße, daß er eine Schaar der trefflichsten Männer um sich versammelt hatte, und daß er mit scharfem Auge durchschaute, wen er als Feldherrn gegen den Feind stellen, wen als Gesandten die verwickelten Knoten der Staatskunst lösen, wen im Rathe als den Besonnenen und Weisen das Wort reden lassen konnte. Durch die geistigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verstand die Kunst, sie seinem Dienste zu gewinnen.

Ein tapferer französischer Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom König Franz schwer gekränkt und ging zu Karl über. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf, und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marchese von Pescara, dem ersten Kriegshelden seiner Zeit, die kaiserlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im Jahre 1524, bei dem Rückzuge seiner Truppen, seinen tapfersten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Sesia durch seinen Heldenmuth zwar das zurückziehende Heer rettete, aber selbst tödtlich verwundet starb. Der Vortheil des Krieges schien ganz für den Kaiser entschieden; Mailand war wieder erobert, die Franzosen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich selbst angreifen und ließ sein Heer in die Provence einfallen und Marseille belagern; darüber hätte er beinahe sein Uebergewicht wieder verloren. Von dieser Seite ist Frankreich schwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde selbst verwüstet, so daß Pescara sich zum Rückzuge gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Herr auf dem beschwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferse, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiserlichen Feldherren waren in großer Verlegenheit. Vor ihnen der viel stärkere Feind, welcher eine der Hauptstädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papstes, der mit Franz ein Bündniß geschlossen hatte; in ihrem Heere selbst Mangel aller Art und die Erschlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigner Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieses Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, sondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Februar 1525 standhaft aus. Unterdeß war dem kaiserlichen Heere eine Verstärkung aus Deutschland von 15,000 Landsknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Frundsberg gekommen, und den 28. Februar griffen sie den König bei Pavia an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite ausersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen, Waldgarten glaubte er seinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch dessen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen lassen und brach nun stürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Festung, und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das französische Heer; die Schweizer in demselben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde, tapfer fochten die deutschen Miethstruppen in Franzens Heere, allein

noch tapferer Georg von Freundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherrn vorzüglich den Sieg; die Deutschen hieben ihre Landsleute aus Erbitterung, weil sie den Franzosen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem König Franz wurde sein Pferd von Nicolaus von Salm unter den Leibe erstochen: zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu seinem Glück kam ein französischer Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, sich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sei unziemend," sagte er, „das ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe."

Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war fast unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig lasse. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt," sagt er in einem Briefe an Lannoy, „so sehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um so mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienst und mir nicht zum Tadel gereichen."

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glücks benutzen müsse, war unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Partei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln und dadurch den Samen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Merkurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückswechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslassung, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich seiner Großmutter unrechtmäßig entrissen hatte, und welches er ganz besonders werth hielt. Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt sei, — so rieth sein Kanzler, — schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er verließ sich auf des Königs Wort; aber dieses, so ritterlich es Franz zu geben schien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige vertraute Menschen aus Madrid heimlich zu sich kommen und stellte in Gegenwart des päpstlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse, weil er ein Gefangner sei; und auch der Papst Clemens VII. hatte ihm schon im Voraus von allem entbunden, was er versprechen würde. Mit solcher Gewissensberuhigung ausgerüstet ging er zum Altare und schwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. — Solche Früchte trägt die sogenannte Staatsklugheit, welche sich von den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde 1526 entlassen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen war, — und hielt seinen Vertrag nicht. Er entschuldigte sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung seiner beiden älteren Söhne an, die er statt seiner als Geißeln nach Spanien geschickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im Besondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es läugnen, so erkläre er hiermit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweisen wolle."

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That selbst unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und so mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was seine Leidenschaft und sein Ehrgeiz aufgeregt hatte. Der Krieg zwischen Karl und Franz brach von Neuem aus.

Die Kaiserlichen in Rom. 1527. — Gleich im Anfange desselben geschah in Italien eine unerhörte That. Das kaiserliche Heer in Mailand stand nun unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold, alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich, da brach das Heer plötzlich im Januar 1527 gegen Rom auf, ohne einen bestimmten Befehl des Kaisers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfnisse und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemischt. Am 6. Mai erging der Befehl zum allgemeinen Sturm der alten Welthauptstadt; Bourbon war einer der ersten auf der Mauer und sein Beispiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben. Der Papst Clemens VII. hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Dukaten zu versprechen, damit das völlig losgebundene Heer seinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiser Karl schickte unterdeß Briefe an alle christlichen Fürsten, worin er sich sehr sorgfältig wegen dieser Vorgänge entschuldigte, die ganz ohne sein Wissen und Willen geschehen seien; ja, während seine Feldherren den Papst in der Engelsburg eingeschlossen und als Gefangenen hielten, ließ er in den spanischen Kirchen für die Befreiung desselben öffentliche Gebete verrichten. Man hat ihm dieses als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerspenstige Heer achtete in der That nicht mehr auf seine Briefe, bis der rückständige Sold ausgezahlt war. Dann erst, nach zehn Monaten, zog es sich, auf sein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausschweifungen in Rom so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Heer

unter Lautrec ohne Widerstand bis nach Neapel drang und diese Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, zur Partei des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunsten; das französische Heer wurde von Neapel und im Jahre 1529 auch von Mailand zurückgeschlagen; die beiderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei, den man auch den Damenfrieden nennt, weil er von der Mutter des Königs Franz, und Karls V. Tante, Margaretha, Regentin der Niederlande, vermittelt wurde. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenseits der Alpen, heirathete Karls Schwester Eleonore, und dagegen drang Karl nicht sogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, sondern behielt sich seine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiser sich auch in seinen italienischen Ländern mit Würde zeigen konnte; er war noch nie dort gewesen. Er landete im August 1529 in Genua und zog von dort mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zusammenkunft mit dem Papste Clemens verabredet, und sie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindschaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß, und dieser krönte ihn unter festlicher Pracht zum Kaiser, so wie zum Könige der Lombardei. Es war die Krönung des mächtigsten Monarchen, der seit Karl dem Großen die Kaiserkrone getragen hatte, und es ist die letzte gewesen, die Italien gesehen hat [1]). Karl erschien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr; die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für sich behalten, sondern großmüthig dem Herzog Franz Sforza als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutschland.

89. Die ersten Bündnisse der protestantischen Fürsten.

In unserm Vaterlande hatten indeß viele Fürsten schon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigsten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser drang auch bei den übrigen Fürsten, welche mit ihm gleich gesinnt waren, darauf, daß sie ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze schließen sollten, wenn etwa die Gegner das Wormser Edict mit Gewalt durchzuführen versuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgesinnte Fürsten zu Leipzig eine Zusammenkunft gehalten und über die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathschlagt; sie hatten den Kaiser um Beistand angerufen und dieser hatte in seiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutherischen Sekte“ gesprochen. Zu Dessau schlossen diese Fürsten, Chur-Mainz, Chur-Brandenburg und

---

[1]) Bei dem Krönungszuge stürzte wenige Schritte hinter dem Kaiser der hölzerne Gang zusammen, durch welchen man den Palast mit der Petroniuskirche verbunden hatte. Viele deuteten dieses dahin, daß Karl wohl der letzte Kaiser sein werde, der zu einer römischen Krönung gehe. Er selbst sah sich lächelnd um und erkannte sein Glück, welches ihn auch jetzt vor einem Unfall bewahrt hatte.

die Herzöge von Wolfenbüttel und Kalenberg einen Bund. Dagegen wurde den 4. Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwischen dem Churfürsten von Sachsen, Johann dem Standhaften, Philipp von Hessen, den Herzögen von Grubenhagen und Celle, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürsten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsstadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meister des deutschen Ordens, der aber bei der Annahme der neuen Lehre das geistliche Ordensland mit Zustimmung des Königs von Polen als Oberlehnsherrn, in ein weltliches Herzogthum Preußen verwandelt hatte, schloß ein besonderes Bündniß mit dem Churfürsten von Sachsen. Die feste Haltung der Verbündeten auf dem, unter dem Vorsitze des Erzherzogs Ferdinand 1526 zu Speier gehaltenen, Reichstage verschaffte ihnen den günstigen Reichstagsbeschluß, „daß die Stände des Reichs in Sachen, die das Wormser Edict angehen möchten, mit ihren Unterthanen so leben, regieren und halten sollten, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue.“ Dadurch war es dem Gewissen einer jeden Obrigkeit überlassen, wie weit sie in den Religionssachen gehen wolle.

Der Kaiser, der damals noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beschäftigt war und bald darauf, nach dessen Loslassung, einem neuen Kriege mit ihm entgegensah, vertröstete die Deutschen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünschten, mit einem neuen Reichstage, sobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im Jahre 1529 vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieser machte aber den Riß zwischen beiden Parteien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, faßte den Beschluß: „Es solle im Wesentlichen bei dem Wormser Edicte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller weitern Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen,“ — mit diesem Schlusse waren die lutherisch Gesinnten unzufrieden und legten eine förmliche Verwahrung, Protestation, dagegen ein, wovon sie den Namen Protestanten erhalten haben. Sie erklärten, sich an den Abschied vom Jahre 1526 auch ferner halten zu wollen. Es waren die meisten der oben erwähnten Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, auch der Markgraf Georg von Brandenburg von der fränkischen Linie, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburger Confession. 1530. — Im folgenden Jahre 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiser selbst aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Parteien, um ihn für ihre Sache zu stimmen; er aber hielt seine Gedanken in sich verschlossen und verwies alle auf den Reichstag selbst. Am 22. Juni Abends hielt er mit großer Pracht und im Geleite der zahlreich versammelten Churfürsten, Fürsten und Herren seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum erstenmal in Deutschland auftrat, sondern ein Kaiser, wie seit Karl dem Großen an Macht keiner gewesen; die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Der mächtigste

König war vor ihm erlegen, und selber Rom hatte nicht einmal einem irregeleiteten Theile seiner Macht widerstehen können. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürsten von Sachsen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe so über ihn: „Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben, weit bewundernswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm Alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste angewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. — Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Herrscher, nicht erfreuen?"

Trotz dieser Achtung gebietenden Persönlichkeit des Kaisers und trotz seiner und der katholischen Fürsten überwiegenden Macht zeigten doch die protestantischen Fürsten, die alle zugegen waren, eine so feste Haltung, daß sie auch in äußern Dingen ihren Willen durchsetzten und den Kaiser nöthigten, mehrere seiner Befehle zurückzunehmen. So befahl er, daß alle Fürsten an der Feier des Frohnleichnamsfestes, gleich am Tage nach seinem Einzuge, Theil nehmen sollten; allein am Morgen des Tages ritten die protestantischen Fürsten im feierlichen Zuge zu ihm und erklärten standhaft ihre Weigerung, welche er annehmen mußte. Eben so protestirten sie gegen seinen Befehl, daß ihre Prediger in Augsburg nicht predigen sollten, und gaben erst dann nach, als er anordnete, daß von beiden Seiten nicht gepredigt, sondern an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epistel gelesen würde. Vor Allen ging der Churfürst Johann von Sachsen mit dem Beispiele der Standhaftigkeit voran und erwarb dadurch den Beinamen, welchen ihm die Nachwelt gegeben hat. Selbst die Drohung des Kaisers, die Belehnung mit der Chur Sachsen, die noch nicht geschehen war, ihm zu versagen, brachte ihn nicht aus der Fassung. Johann, der letzte der vier trefflichen Söhne des Churfürsten Ernst, gehörte zu den einfachen, in sich festen Gemüthern, welche eine einmal gewonnene Ueberzeugung mit der ganzen Kraft ihrer Seele festhalten und Alles dafür zu opfern bereit sind. Er verhehlte sich nicht, daß er mit seiner geringen Macht der des Kaisers in keiner Weise werde widerstehen können, allein die Frage, die er sich stellte, war die, „ob er entweder Gott verleugnen wolle, oder die Welt," und da blieb ihm kein

Zweifel übrig. Sehr gestärkt wurde er auch durch Luthers Zuschriften, welcher der noch auf ihm ruhenden Acht wegen nur bis Koburg hatte kommen dürfen und von da aus die großen Angelegenheiten in Augsburg mit der größten Spannung aber auch mit der Zuversicht seines starken Glaubens verfolgte. In dieser Zeit soll er sein Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" gedichtet haben. Als nun bei den Reichstagssitzungen die Religionssache zur Sprache kam, legten die protestantischen Fürsten dem versammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vor, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalten sollte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte dasselbe aus 17 Artikeln, welche Luther zu Schwabach aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in seiner gemäßigten Weise in ein Ganzes gefaßt und es ist dieses die Augsburgische Confession, welche als die Grundlage der protestantischen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Vorlesung durch den sächsischen Kanzler Bayer geschah am 25. Juni und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: „er werde diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen."

In Karls Rathe und dem der katholischen Fürsten waren die Stimmen sehr getheilt. Der päpstliche Legat, so wie der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meisten Bischöfe, verlangten, Karl sollte geradezu die Protestanten zur Abschwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbischof von Mainz, waren gemäßigter; sie erkannten, daß ein solches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und innern Krieg durchzuführen sei; sie erinnerten an die Gefahr von den Türken, (welche noch im Jahre vorher, 1529, unter dem mächtigen Sultan Soliman II. gewagt hatten, mit großer Heeresmacht, bis Wien vorzudringen und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg, anzugreifen,) und riethen, die Protestanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder sonst die Sache dahin zu richten, daß wenigstens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, von mehreren katholischen Theologen, unter welchen auch Eck war, eine Widerlegung der Augsburgischen Confession abgefaßt und den Protestanten vorgelesen, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen; und als sie es nicht zu können versicherten, noch mehrere Versuche zur Versöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten schien eine solche nicht unmöglich zu sein. Melanchthon selbst schrieb dem päpstlichen Legaten: „Es ist nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu stehen scheint. Aber die Kirchengesetze gestehen ja selbst, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet solcher Ungleichheit der Gebräuche, bestehen könne." — Allein die Eiferer beiderseits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg, und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptsachen. Auch mischten sich bei manchen der protestantischen Fürsten und freien Städte weltliche Rücksichten ein, indem von der Herstellung der bischöflichen Gewalt in ihren Ländern die Rede war; und von katholischer Seite hielt man jetzt an solchen Punkten am bestimmtesten fest, in Absicht deren man früher, namentlich gegen die griechische Kirche und gegen die Hussiten, schon Nachgiebigkeit bewiesen hatte, nämlich an der Versagung der Priesterehe und des

Abendmahls unter beiden Gestalten für die Laien. So entfernten die vereitelten Einigungsversuche, statt zu nähern, nur noch mehr die Parteien von einander. — Der Kaiser ließ endlich den Protestanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie sollen sich bis zu dem nächsten funfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der christlichen Kirche, dem Papst und dem Kaiser und den übrigen Fürsten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächstkünftigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieser Frist sollten sie in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen und weder von ihren eigenen Unterthanen noch fremden jemand weiter zu ihrer Sekte ziehen. Weil aber übrigens in der Christenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beschwerden eingerissen sein mögen, so wolle der Kaiser bei dem Papst und allen christlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeschrieben und auf das längste in einem Jahre gehalten werde."

Die Protestanten erwiederten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt sei, daß also ihr Gewissen ihnen verbiete, in den Reichsabschied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; zugleich überreichten sie dem Kaiser noch eine Apologie ihrer Confession; und darauf reisten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. Als der Churfürst von Sachsen vom Kaiser Abschied nahm, sagte dieser: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen." Der Churfürst erwiederte nichts: die Augen füllten sich ihm mit hellen Thränen. Er verließ den Palast und gleich darauf die Stadt. — Der Bruch der beiden Parteien war entschieden. In dem öffentlichen Reichstagsbeschlusse, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutherische Lehre als Ketzerei mit sehr harten Ausdrücken verworfen, die Herstellung aller eingezogenen Klöster und Stifter streng geboten, eine Censur über alle Druckschriften in Glaubenssachen angeordnet und die Widerspänstigen mit des Kaisers und des Reiches Strafe bedroht.

Der Schmalkaldische Bund. 1530. — Die protestantischen Fürsten versammelten sich in den letzten Tagen dieses Jahres zu Schmalkalden und schlossen ihren Bund noch enger und fester. Einige von ihnen hätten gern sogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Deutschland und die Ehrfurcht vor der heiligen Person des Kaisers, wie sie sich selbst ausdrücken; und dieses ächte Gefühl deutscher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges aufgesteckt zu haben. Auch den katholischen Reichsfürsten muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie der Neigung zum Gebrauche der Waffengewalt, welche von Rom ausging und schon Einfluß auf den Kaiser gewonnen hatte, widerstanden. Sie ließen es nicht zur Reichsacht kommen, um dem Kaiser nicht die Waffen in die Hand zu geben; sie wollten, wie man sich ausdrückte, „nicht fechten sondern rechten," und hofften durch das Reichskammergericht, welches zu dem Ende von den nichtkatholischen Elementen gesäubert und mit 6 Beisitzern verstärkt wurde, den Reichstagsabschied in Vollzug bringen zu können. — Aber wie auch dieses Mittel sich als unzulänglich auswies, werden wir bald sehen.

90. Ferdinand, römischer König, 1531. Einstweilige Erhaltung des Religionsfriedens.

Der Kaiser war von dem Augsburgischen Reichstage sogleich nach Köln gereist, wohin er auch die Churfürsten beschieden hatte, und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die östreichischen Erblande abgetreten hatte und der auch, seit dem Aussterben des böhmisch-ungarischen Königshauses mit König Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz 1526 gegen den Sultan Soliman II. geblieben war, auf den Grund früherer Erbverträge die Kronen von Böhmen und Ungarn erhalten hatte, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürsten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürst von Sachsen hatte eine Protestation gegen diese Wahl durch seinen Sohn einreichen lassen, und die Herzoge von Baiern, die auf die Macht des östreichischen Hauses schon lange eifersüchtig waren, stimmten in dieser Beziehung mit ihren Gegnern in Religionssachen überein und lehnten die Anerkennung Ferdinands ab.

Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutschland, weil ihm sein neues Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde und die vorzüglichste Hülfe von den deutschen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören werde. Da verabredete der Kaiser von Neuem Versuche der Einigung, und sie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg 1532. Der Kaiser erklärte, gegen die Meinung der katholischen Majorität: „Er wolle aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge dessen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände selbst wiederum zusammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen solle.“ Ja, der Kaiser versprach auch, das Verfahren seines Reichsfiscals in Sachen des Glaubens gegen den Churfürsten von Sachsen und dessen Zugewandte bis zum Concilium einzustellen.

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe, besonders von Seiten der protestantischen Fürsten und Städte, und es kam so bald ein deutsches Heer zusammen, wie seit langem nicht geschehen war. Die Gefahr schien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die östreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischitz schlug mit einigen hundert Mann alle seine Angriffe zurück und hielt ihn 15 Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erst die große Stadt Wien kosten werde, indem der Kaiser selbst zu ihrem Schutze herbeigekommen war; und weil er die Deutschen, statt uneinig, einig unter einander sah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erstaunte, daß der große Soliman so schnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüstet hatte.

Nun konnte der Kaiser Karl sich wieder zu andern Angelegenheiten

wenden und ging zuvörderst nach Italien, um mit dem Papste das große Concilium zu bereden. Aber dem Papst Clemens VII. war es damit nicht Ernst; wie überhaupt der römische Hof in dieser Zeit ein Concilium nicht wünschte; und Karl reiste unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre immer weiter in Deutschland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Die Protestirenden gingen so weit, daß sie dem Reichskammergerichte im Jahr 1534 den Gehorsam aufkündigten, weil dieses, gegen die Bestimmung des Nürnberger Religionsfriedens, solche Klagen gegen sie annahm und entschied, welche auf Herausgabe eingezogener Kirchengüter gingen. Damit waren im Grunde die Landfriedensgesetze Kaiser Maximilians wieder über den Haufen geworfen. — Es kam auch ein Streit wegen des würtemberger Landes dazu. Es ist schon früher des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden hafteten, dem Kaiser Karl ab, und dieser gab es 1530 mit den östreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Es schien nun auf immer ein östreichisches Land sein zu sollen. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen; Ulrich hatte schon den lutherischen Glauben angenommen; und Philipp faßte sogar den Gedanken, ihn wiederum, sei es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, schlug den östreichischen Statthalter des Landes bei Lauffen, 1534, und gab das schnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es schien, als wenn aus dieser That der blutigste Krieg entstehen müsse; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren sonst beschäftigt; auch mochten sie fühlen, daß es nicht edel gewesen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre schon so große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des Schmalkaldischen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, sie suchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. So kam, unter Vermittlung des Churfürsten von Sachsen der Friede zu Kadan in Böhmen zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als östreichisches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede bestätigt wurde, und der Churfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten dagegen den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte. Und um wenigstens die Würde des Reichsoberhauptes aufrecht zu halten, wurde ausgemacht, daß der Landgraf und Herzog Ulrich den Kaiser in Person, und den König Ferdinand durch Abgeordnete, fußfällig wegen ihres Landfriedensbruches um Verzeihung bitten sollten.

Auch eine andere Zwischenbegebenheit, welche wichtig zu werden schien, unterbrach den Frieden für das Ganze nicht: das waren:

Die Unruhen der Wiedertäufer in Münster, in den Jahren 1534 und 35. Die Grundsätze des Thomas Münzer von der christlichen Freiheit und Gleichheit und von der Gütergemeinschaft, so wie der

Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland unter der Sekte der sogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menschen Buße thun und sich von Neuem taufen lassen sollten, damit der Zorn Gottes nicht über sie komme. Zwei ihrer schwärmerischsten Redner, Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und ein Schneider, Jan Bockhold oder Bockelsohn, von Leiden, kamen in den ersten Tagen des J. 1534 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutherische Lehre eingeführt war, gewannen diesen auch für die Wiedertaufe und vertrieben nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden, die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichteten einen neuen Magistrat und führten Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen, und eben so wurden die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt, die Bilder zerschlagen und alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. — Zu der Schwärmerei gesellte sich, wie fast immer bei rohen Gemüthern, Herrschaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenschaften. Es wurde als ein Theil der christlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beispiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, Johann Dusentschur aus Warendorf, zum König des ganzen Erdkreises aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser neuen Lehre wurden 28 Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen und meistentheils hingerichtet. Indeß regten sich doch in mehreren Gegenden Deutschlands und besonders der Niederlande manche Haufen Gleichgesinnter für die Partei in Münster.

Gegen diese Stadt war jedoch schon im J. 1534 der Bischof, unterstützt von dem Landgrafen von Hessen und einigen andern Fürsten, mit einem Heere herangezogen. Zwar wurde ein Sturm, den er am 30. Aug. 1534 unternehmen ließ, von den fanatisch begeisterten Wiedertäufern auf das Tapferste abgeschlagen, allein den langsameren Angriffen des Hungers, welche man nun gegen sie anwandte, indem man der Stadt alle Zufuhr abschnitt, konnten sie auf die Dauer nicht widerstehen. Die Noth wurde von Tage zu Tage größer und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil sie geäußert hatte, sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volks wolle Hungers sterben lassen, indeß der König in Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon viele verhungert waren, führten ein Paar Bürger das Heer des Bischofs in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurden Johann von Leiden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting gefangen, in mehreren deutschen Städten zur Schau herum geführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein glühender Dolch ins Herz gestoßen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem Thurme der Lambertikirche, am Markte, aufgehängt, in der Stadt aber der katholische Gottesdienst mit der Herrschaft des Bischofs ganz wieder eingeführt.

91. Karl gegen die afrikanischen Raubstaaten und gegen Franz von Frankreich.

Der Kaiser Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Chaireddin, gewöhnlich Haradin Barbarossa genannt, von geringen Aeltern auf der Insel Lesbos geboren, festgesetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Christen glühende, Mauren an sich gezogen und beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küstenbewohner, von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können; Algier und Tunis waren in seiner Gewalt und der türkische Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Christen anvertraut. Viele tausend christliche Sklaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiser Karl, als Schirmherr der Christenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene Fürst Muley Haseen seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Max von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bei Tunis ans Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen, alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht, Haradins Heer, welches sich in der Ebene vor Tunis aufgestellt, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen und die Stadt erobert; die in dem Schlosse derselben eingesperrten christlichen Sklaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22,000 dieser Unglücklichen, aus allen europäischen Völkern, gerettet zu sehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen und sie der Freiheit und den Ihrigen, welche sie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens sei. Sein Ruhm verbreitete sich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er selbst bei dem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte; und zugleich hatte er ein Beispiel gegeben, wie die unmenschlichen Räuber auf den Küsten Afrika's mit Ernst und Kraft gar wohl gebändigt werden könnten.

Den Muley Haseen setzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Christensklaven und hielt, zum Unterpfand des Gehorsams, die Festung Goleta besetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beschloß Karl im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieser erneuerte seine Ansprüche an Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl sah die Nothwendigkeit des Krieges, und beschloß, ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich zu versetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des ersten Einfalls unter dem Herzog von Bourbon, wagte er einen solchen 1536 von Neuem, drang bis Marseille vor und belagerte die Stadt.

Allein sie war zu fest und die Gegend umher von den Franzosen selbst verwüstet; Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiser nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papstes, 1538 ein Waffenstillstand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande, und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zusammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflusses. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaisers Räthe fanden es bedenklich, daß er sich auf französischen Grund und Boden begeben sollte; allein ihm selbst gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um so mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König selbst an sein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung, sie wünschten beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot dem Könige Franz an, sich in seinen Schutz zu begeben; allein der König meldete die Sache selbst dem Kaiser und schlug ihm zugleich vor, um desto schneller in die Niederlande zu kommen, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Karl nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichste empfangen; wenn er an eine Stadt kam, so wurden ihm die Schlüssel derselben entgegengetragen, und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn funfzehn Tage lang, und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf.

Der Aufruhr in Gent war bald gestillt und als der Kaiser noch dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war.

Er erfüllte den Wunsch und erschien 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenseitigen Verständigung, durch Schriften, durch Religionsgespräche und sein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen sucht; wie ihn dabei der Grundgedanke seiner Regierung, und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem später wieder ausbrechenden französischen Kriege, Deutschland einig zu erhalten; — das Alles soll weiter unten im Zusammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geschäfte des Kaisers, bis er sich eine Zeitlang ganz denen in Deutschland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er sich nach Italien, um von dort den, schon früher beschlossenen, Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges Ziel, und Haradin Barbarossa hatte ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Aber dieser neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch, und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weissagte

nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. October 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer stieg an's Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und Vorrath ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heergeräth, sondern die eigene Rettung; denn die leichte türkische Reuterei setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieser Noth zeigte der Kaiser Karl, daß er auch, als Krieger, in Gefahren, groß sei. Drei schwere Tagereisen weit in Schlamm und Wasser führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zum Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen, so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte mit ihnen, und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien und ging selbst sogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich. 1542—44. — Der französische König hatte Karls Abwesenheit in Algier benutzt, sich von Neuem zu rüsten. Alle Freundschaftsversuche mit Karl hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verschmerzen lassen; nun, glaubte er, sei die Zeit gekommen, es wieder zu erobern und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikanischen Zuge erschöpft still lag, fing Franz den Krieg schon an, aber die Unfähigkeit seiner Feldherren gegen die trefflichen spanischen, so wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß seine fünf Heere in dem ersten Feldzuge nichts ausrichteten und in trauriger Verfassung nach Hause kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab sich Karl nach Italien und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieser, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen, sollte die kaiserliche Gewalt zuerst fühlen. — Karls Erscheinung in diesen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und sei selbst umgekommen, und in diesem Glauben hielten sie die Ankunft in Deutschland für ein Mährchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sei." Als nun aber seine Spanier die Mauern erstürmten, Alles niedermachten und die Stadt in Brand steckten, da verbreitete sich Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner, wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinan klimmen könnten, und große Zähne, mit denen sie Alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Erzählungen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Karls Haufen meistens aus alten von Sonne und Luft geschwärzten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten und bei Er-

stürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Ritzen der Mauer zu stoßen pflegten, um sich daran empor zu schwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land und die Städte und der Herzog von Cleve mußte selbst knieend um Gnade bitten. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß setze und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse.

Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte sich Karl stärker gerüstet, und nachdem er im Winter von 1543 auf 44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten und sich hier der Hülfe der deutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Der Kern dieses Heeres bestand aus mehr als 30,000 Deutschen, eine Folge des guten Einverständnisses, in welches sich Karl auf diesem Reichstage mit den protestantischen Fürsten, besonders dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp, gesetzt hatte. Zuerst wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thierry waren schon gefallen, das Heer stand nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt und die Einwohner flüchteten; seit den Zeiten der Ottonen war kein deutsches Heer so weit in Frankreich vorgedrungen; — da that der König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnelle Aussöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutschlands immer verwickelter geworden waren; und am 24. September 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Karl mit dem König Franz geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; Bourgogne blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiser. Franz verpflichtete sich jedoch, den Kaiser nicht allein wider die Türken, sondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterstützen.

92. Die Religions-Angelegenheiten Deutschlands bis zum Schmalkaldischen Kriege. 1534—46.

In Sachsen war schon 1532 auf den Churfürsten Johann den Standhaften sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein sehr rechtlich und treugesinnter, aber beschränkter Mann, ganz verschieden von dem raschen und kühnen Philipp von Hessen, welcher noch immer als der unternehmendste unter den protestantischen Fürsten voranschritt. So wie Beider Gemüth im Widerspruch stand, so waren außerdem noch wichtigere Ursachen der Spaltung unter den Protestanten aufgekommen. Schon in dem ersten Jahrzehnd der Reformation hatte sich unter ihnen selbst ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther zuerst gegen Karlstadt, dann gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, auftrat, mit welchem er ein fruchtloses Religionsgespräch zu Marburg im Jahre 1529 hielt. Man näherte sich zwar in mehreren wichtigen Punkten, über welche man sich mißverstanden hatte, z. B. über die Lehre von der Gottheit Christi, von der Erbsünde und von der Taufe; allein über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle konnte man sich nicht einigen. Luther konnte das „Bedeutet" nicht annehmen; er hatte die Worte „das ist mein Leib" vor sich auf die Tafel geschrieben und blieb dabei, daß das Gottes Worte seien, an denen man nicht deuteln müsse, „an denen der Satan nicht vorüber könne." — Man schied mit besserer Meinung von einander und

Luther selbst meinte die Heftigkeit der Streitschriften würde sich nun legen; allein die Grundspaltung wegen der einen Lehre blieb doch und verhinderte auch die äußere Vereinigung der Parteien zum gemeinschaftlichen Bunde, so daß sie sogar zum gänzlichen Verderben der neuen Kirche hätte führen können, wenn die Katholischen die Spaltung benutzt hätten.

Allein diese waren damals noch so wenig einig unter sich, daß sogar, wie wir schon gesehen haben, die Herzöge von Baiern sich mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen vereinigt hatten. Und später, als sie sich wieder von denselben trennten und die Gefahr für die neue Kirche größer zu werden schien, söhnte sich die streng lutherische Partei, auf Luthers eigenen Rath, 1536 mit den Schweizern durch die Wittenbergische Concordienformel für einige Zeit aus, und die Schweizer, so wie mehrere oberländische Städte, wurden in den Vertheidigungsbund aufgenommen. Dies war ohne Zweifel eins der wichtigsten Ereignisse für die Entwicklung der evangelischen Kirche.

Die Ausbreitung der neuen Lehre ging noch immer rasch. Selbst einige Bischöfe, die von Lübeck, Camin und Schwerin, nahmen die neue Kirchenform an, und der alte Churfürst Hermann von Köln, von welchem weiter unten noch mehr wird geredet werden, machte ernstliche Vorbereitungen, ihrem Beispiele zu folgen.

Eine der wichtigsten Veränderungen ging aber in den sächsischen Landen selbst vor. Die Hälfte derselben, mit den Städten Dresden und Leipzig, gehörte dem Herzog Georg, (mit dem Beinamen „der Bärtige,") der ein eifriger Anhänger der alten Kirche war, und dem Eindringen der neuen Lehre mit allen Kräften wehrte. Allein seine beiden Söhne starben vor ihm, und sein Bruder Heinrich von Altenburg, (Vater des Herzogs und nachherigen Churfürsten Moritz,) sein nunmehriger Erbe, hing dagegen mit ganzer Seele der lutherischen Lehre an. Als daher im April 1539 Herzog Georg starb, war Heinrichs erste Regierungshandlung, daß er die Reformation in seinem ganzen Lande einführte. Die Mehrzahl seiner neuen Unterthanen fügte sich willig; selbst die Universität Leipzig wurde nach einigem Widerstreben umgewandelt, und nachdem die eifrigsten theologischen Lehrer aus dem Lande gewandert oder in Ruhe versetzt waren, wurden die Stellen mit Anhängern der neuen Lehre besetzt.

In Brandenburg ging fast gleichzeitig eine ähnliche Veränderung vor. Auf den sehr eifrig katholischen Churfürsten Joachim I. war 1534 sein Sohn Joachim II. gefolgt, der von seiner Mutter, einer Prinzessin von Dänemark, in den Grundsätzen Luthers erzogen war; im Jahre 1539 trat dieser, aufgemuntert durch das Beispiel des Bischofs Matthias Jagow von Brandenburg, dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und führte in seinen Ländern eine Kirchenordnung ein, welche zwar noch Einiges von der alten Weise beibehielt, in der Hauptsache aber ganz nach den Grundsätzen der Reformation eingericht war.

Das Uebergewicht, welches die neue Lehre jetzt im nördlichen Deutschland gewann, bestimmte auch den alten Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz, einen brandenburgischen Prinzen, daß er den Widerstand gegen dieselbe für seine Bisthümer Magdeburg und Halberstadt aufgab, sich nach Mainz zurückzog und den Landständen und Städten jener Gegenden, gegen die Zahlung beträchtlicher Geldsummen, die Erlaubniß gab, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gefallen einzurichten.

Je übler, nach diesem Allen, der Stand der Sachen wurde, desto mehr lag dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand noch immer an der Wiedervereinigung der Parteien, und auf ihren Betrieb wurden von Zeit zu Zeit immer neu Religionsgespräche versucht: so zu Hagenau 1540; bald darauf zu Worms 1541, wo Melanchthon und Eck wieder einander gegenüber standen; und noch in demselben Jahre zu Regensburg, wo der Kaiser selbst erschien und die Sache eifrig betrieb. — Vergebliche Mühe! Das Neue hatte sich schon zu scharf von dem Alten geschieden, und zugleich war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten mischten sich zu viele weltliche Rücksichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher solche Vereinigungsversuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, so gebrauchte der Kaiser die gewöhnliche Auskunft, die Entscheidung auf ein „allgemeines freies christliches Concilium" zu verweisen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Protestanten zu bestätigen, oder aus eigner Machtvollkommenheit selbst gegen die Stimmen der katholischen Majorität, Declarationen zu Gunsten der Protestanten zu erlassen, wodurch der Zustand der von der römischen Hierarchie getrennten Landeskirchen im Allgemeinen die Bestätigung des Reiches erhielt. So geschah es auf dem Reichstage zu Regensburg 1541, ehe Karl nach Algier zog; so zu Speier 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittelung des Churfürsten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des deutschen Reiches gegen die Türken zu sammeln; so 1544 auf dem zweiten sehr glänzenden Reichstage zu Speier, auf welchem alle sieben Churfürsten in Person zugegen waren, durch Karl selbst, als er sich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüstete, den wir schon gemeldet haben. Das persönliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und den beiden protestantischen Häuptern Johann Friedrich und Philipp war nie so günstig gewesen. Es war von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, und dem Landgrafen versprach Karl, daß er ihn im nächsten Türkenkriege zum Oberfeldherrn, an seiner des Kaisers Statt, ernennen wolle. — Und doch hatten die Protestanten um diese Zeit schon eine Selbsthülfe mit den Waffen geübt. Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein sehr unruhiger, leidenschaftlicher Mann, war in Feindschaft mit dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, vorzüglich der Religion wegen; sie verfaßten die heftigsten Schriften gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menschen Gewalt sind, den Gegner bestritt. Dazu wandten sich die Städte Braunschweig und Goslar, die in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen waren, an die protestantischen Fürsten um Schutz gegen den Herzog, der sie auf alle Weise drückte und beschädigte. Selbst der Kaiser und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltthätigkeit gegen die Städte abgemahnt; man fand später unter den Papieren des Herzogs in Wolfenbüttel Briefe von Granvella, die dieses bewiesen. Es war aber Alles vergeblich. Endlich rüstete der Schmalkaldische Bund 1542 schnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt dasselbe besetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiser um Hülfe; dieser verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem Reichstage zu Worms 1545 wurde sie dahin entschieden, daß der Kaiser einstweilen, bis zur Entscheidung auf dem Wege Rechtens,

die braunschweigischen Länder verwalten sollte. Das ging dem raschen Herzog, der gern das Haupt der katholischen Partei gewesen wäre, zu langsam. Er sagte: „Mit des Kaisers Namen drohen, sei eben so viel, als mit einem todten Falken beitzen.“ In seinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem König Franz von Frankreich. Dieser hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Deutschland zu werben; so wie sie aber versammelt waren, fiel der Herzog im Herbst 1545 mit ihnen plötzlich in sein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben so rasche Landgraf von Hessen hatte indessen auch bald ein Heer versammelt, setzte zugleich den Churfürsten von Sachsen und den Herzog Moritz in Bewegung und schloß mit ihnen den Herzog in seinem Lager zu Kalefeld bei Nordheim so eng ein, daß er sich ihm mit seinem Sohne zum Gefangenen ergeben mußte. Darauf brachte er ihn auf seine Festung Ziegenhain und der Kaiser ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürstlicher Weise zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms schon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Parteien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede bestätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter in den protestantischen Ländern, und die Protestanten dagegen weigerten sich, in solchen und andern Dingen die Aussprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demselben durchaus nur altgläubige Richter dulden wollten. Das Mißtrauen war schon so hoch gestiegen, daß wenige der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage selbst erschienen. — Ein großes Mittelglied der Aussöhnung, wovon sich Karl früher so viel versprochen hatte, zeigte sich nun gleichfalls unwirksam, weil es zu spät und nicht auf die rechte Weise angeordnet wurde; das war eine allgemeine Kirchenversammlung. Der päpstliche Hof hatte sich endlich zu einer solchen verstanden, und sie auf den 15. März 1545 nach Trident in Tyrol ausgeschrieben; am 13. December war sie feierlich eröffnet worden. Die Protestanten aber weigerten sich, derselben eine Kraft der Entscheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: „daß das Concilium an einem Orte an der Grenze Italiens gehalten werde, wo dieses, mit dem deutschen Wesen ganz unbekannte, Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papst auf dem Concilio als ihr Richter den Vorsitz führe, welcher sie schon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden solle, so müßten sie auf demselben gleiche Rechte mit allen Andern genießen.“

Viel eher hätte der Vorschlag des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der so eben auch zu dem neuen Kirchenthume übergetreten war, zu einem günstigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem nur auf den Ernst der Sache gerichteten Gemüthe aufgenommen hätten; nämlich: „Ein deutsches Nationalconcilium zusammen zu berufen und den hier geschlossenen Vergleich aller Parteien als die Stimme des deutschen Volkes nach Trident zu senden.“ Schon früher hatte Johann Friedrich von Sachsen, denselben Gedanken, aber vergeblich, aufgestellt und die Stadt Augsburg zum Versammlungsorte vorgeschlagen. Dieses schien der Weg zu sein, um in den Religionssachen zu einem Schlusse zu kommen, der, frei von fremdem Einflusse, aus dem Bedürfnisse und der Eigenthümlichkeit des deutschen

Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieser Vorschlag fand kein Gehör und die Abneigung der Parteien stieg.

Die Besorgniß des Kaisers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Protestanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im fürstlichen Rathe waren nun schon drei von den vier weltlichen Churfürsten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des Schmalkaldischen Bundes waren); und nun erklärte sich sogar einer der drei geistlichen, der alte Churfürst Hermann von Köln, immer entschiedener für dieselbe. Mit Einstimmung seiner Stände und eines Theiles seines Domkapitels wollte er eine durchgreifende Kirchenverbesserung in seinem Erzstifte einführen, und hatte schon den Entwurf dazu ausarbeiten und selbst den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen lassen; mit dem thätigen und verständigen Theologen Butzer war er schon längere Zeit in Verbindung gewesen. Die Universität und der Magistrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten sich deshalb an den Kaiser und den Papst; — die Universität hatte auch früher, vor der Reformation, zur Zeit Jacob Hoogstratens, den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Humanisten, nämlich die Lehrer und Wiederhersteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen und war ferner eine der ersten gewesen, welche Luthers Lehrsätze verdammten.

Bei dieser steigenden Verwirrung, da kein Licht der Versöhnung mehr erscheinen wollte, und da man von Rom und von Spanien aus immer stärker auf ihn eindrang, — der Herzog Alba war auch nach Deutschland gekommen, — glaubte der Kaiser Karl das Letzte, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme in seinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müssen. Sein Kanzler Granvella redete in's Geheim mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Farnese, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Protestanten; er zeigte, daß der Papst dabei sehr thätig werde mitwirken müsse, weil der Kaiser erschöpft und die katholischen Fürsten muthlos seien; und der Kardinal, in der Freude über des Kaisers ernstlichen Entschluß, gab die besten Versprechungen. Und um auf der andern Seite mit keinem auswärtigen Feinde zu thun zu haben, schloß Karl mit dem Sultan einen Waffenstillstand. Mit Franz von Frankreich bestand ebenfalls Friede.

Es ist hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entschluß faßte, was er so lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der versöhnenden Rede, versuchte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entscheiden, gerieth er in den großen Irrthum, als könne eine gewaltige Regung der Geister durch äußere Gewalt gehemmt werden. Von diesem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken schien; er vermochte sie nicht mehr zu fassen. Sein alternder Geist, auf welchen um diese Zeit auch die Jesuiten einen unverkennbaren Einfluß gewannen, wurde immer düsterer und verschlossener gegen das junge Leben, und im Uebermuthe glaubte er den Knoten, den er nicht zu lösen vermochte, mit dem Schwerte zerhauen zu können. Dieser Irrthum machte Kaiser Karls letzte Lebensjahre einem Trauerspiele gleich, in welchem ein edler Geist dem Gewichte der zu großen Aufgabe, welche ihm das Schicksal gestellt, erliegt. Zwar gehören die nächsten Jahre, durch rasches äußeres Gelingen, zu den glänzenden seines Lebens; allein gerade in diesem Gelingen verlor sein

Geist das rechte Maaß seines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deshalb traf ihn das Geschick bald mit eherner Hand und zertrümmerte seine mühsam zusammengefügten Pläne. Ihm blieb nichts, als sich mit letzter, zusammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdischer Größe von sich warf, die Selbstständigkeit seines Geistes zu retten. Durch diesen letzten Entschluß, von welchem wir später hören werden, hat der Kaiser Karl als Mensch seine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt versöhnt.

Luthers Tod. 18. Februar 1546. — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes starb Luther, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von Einmischung äußerer Gewalt in das, was allein im Innern seine Stätte haben soll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, so lange er lebte, der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürsten gesagt, daß seine Sache ihren Waffen fremd sei, und mit Betrübniß sah er daher in den letzten Jahren die steigende weltliche Richtung und feindliche Spannung und weissagte nichts Gutes; das Schicksal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unseligen Zwistes nicht erleben. Schon seit einigen Jahren hatte er gekränkelt, und als er nun im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, nach Eisleben gereiset war, starb er daselbst am 18. Februar, im 63. Jahre seines Lebens, nachdem er noch in seinen letzten Gebeten betheuert hatte, das er in dem festen Glauben an Christum, den Erlöser der Welt, gelebt habe und sterbe. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt.

93. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg 1546, wo die Protestanten zum letztenmal „um einen beständigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangelischen und katholischen Stände, und um ein gerechtes Concilium deutscher Nation“ anhielten, hatte der Kaiser Truppen werben und sein Bündniß mit dem Papste abschließen lassen. Gegen den Churfürsten Hermann von Köln war von ihm, so wie von dem Papste, der äußerste Beschluß gefaßt worden; derselbe wurde förmlich seines Churfürstenthums entsetzt. Alles dieses erschreckte die schmalkaldischen Bundesgenossen; sie ließen den Kaiser nach den Absichten seiner Rüstungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie mit gebührendem Ernste bezeigen werde.“ Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündnisse des Papstes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erkären: „Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten die Herren nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde.“

Diese Erklärung kündigte unverholen die Absicht des Kaisers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des Schmalkaldischen Bundes rüsteten sich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verschiedenheit der beiden Häupter desselben ließ keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürst von Sachsen, der mit ganzer Seele an seinem Glauben hing und außer demselben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnungen der Politik für seine Sache gar nicht, sondern stützte sich einzig auf seine Zuversicht: „Daß Gott sein Evangelium nicht verlassen werde.“ Er hatte schon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verschmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig schienen, ja, selbst mit den Schweizern glaubte er sich nicht verbinden zu dürfen, weil sie in der Lehre vom Abendmahl von seinem Glauben abwichen. Der Abendmahlsstreit war nämlich noch während Luthers Leben mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. In der Beschränkung seines Sinnes ahnete der Churfürst auch die schon lange fortgesponnenen Plane des Kaisers nicht, und die Innigkeit seines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt deutsche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaisernamen. Hätte sein kluger Kanzler Brück, welchem er ganz vertraute, nicht die Maximen der Staatsklugheit mit der religiösen Festigkeit seines Herrn besser in Verbindung zu bringen gewußt, als dieser selbst, so würde es um den Bund wohl noch schlimmer ausgesehen haben.

Philipp von Hessen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für seinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieser noch viele andere Regungen in seiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach Außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer schärfer vom Kaiser geschieden, so möchte er wohl einen glänzenden Platz unter dessen Freunden und Heerführern eingenommen haben. Nun aber, da ihn das Schicksal an die Spitze der Gegenpartei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiste alle Mittel gegen den Kaiser und besaß darin einen hellen Blick, welcher den des sächsischen Churfürsten bei weitem übertraf. Er hätte schon oft, im günstigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um sich und seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erstreiten, welche ihnen immer nur auf beschränkte Zeit, aus kaiserlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wissen wir, wie er schon zweimal, für Ulrich von Würtemberg und gegen den Herzog von Braunschweig, kühn das Wagestück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen stand ihm immer die Scheu des Churfürsten vor der Verletzung des Gesetzes im Wege, und nur die gemeinschaftliche Gefahr hielt die so verschiedenartigen, fast widerstrebenden, Gemüther zusammen. In dem Augenblicke der Entscheidung mußte die Ungleichheit der Gesinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieses war die schwache Seite des Schmalkaldischen Bundes; sonst hätte seine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, sich in gerechter Selbstvertheidigung gegen den Kaiser zu behaupten. Und in diesem Falle war die Weise und die Gesinnung des sächsischen Churfürsten sehr löblich. Ohne die Einmischung fremder Herrscher, welche den Deutschen immer verderblich gewesen ist; mit Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, so lange diese selbst in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe listiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur insofern ehrt, als sie mit dem Vortheil zusammenstimmt; gerade und offen, hätte die ganze protestantische Partei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können; allein, wie im Innern des Schmalkaldischen Bundes, so fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutendern Fürsten hatten

sich dem Bunde nicht angeschlossen und vermehrten sogar die Macht des Kaisers. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, obwohl selbst Protestant und Vetter des Churfürsten, so wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverständniß mit Kaiser Karl; der brandenburgische Markgraf, Johann von Küstrin, trennte sich vom Schmalkaldischen Bunde, und der Markgraf Albrecht vom Baireuth trat sogar offenbar in des Kaisers Dienste. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Jung, rasch und kühn, besaß er doch schon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberschauung der Verhältnisse und im Bilden seiner Entwürfe. Auch sein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend und durchdringend, und in seinem braunen Gesichte alle Züge des Helden. Selbst der Kaiser Karl, der die Deutschen seinen Südländern nachstellte und wenige unter ihnen besonders achtete, lernte den Herzog früh kennen und daß Große in seiner Natur schnell ausfindend, hielt er ihn vor Allen werth. Allein dieses fehlte dem Herzog Moritz, wie es Karln selbst fehlte, daß die Richtung des Geistes nicht eben so sehr in die Tiefe ging, als ihr Blick die Verhältnisse der Welt klar und scharf überschaute. Die innere, stille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt, und jenes nur zu beherrschen sucht, um es nach diesen zu bilden, — diese erhabenste Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Der Verstand beherrschte das Herz, und Klugheit galt ihnen als das Gesetz des Lebens. Daher haben sich Wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt, und ihre Verschlossenheit machte sehr viele ihrer Handlungen zu einem Räthsel für die Geschichte. So ist es nicht mit dem Leben der erhabensten Helden der Menschheit; ihr Leben liegt wie ein großes, helles Gemälde vor unsern Augen ausgebreitet.

An weitschauendem Verstande übersah Moritz seinen Vetter, den Churfürsten, sehr weit; seinem Scharfblick entging es nicht, daß dieser in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaisers nicht bestehen werde, und nun faßte er den Gedanken, sich selbst zum Haupte des sächsischen Hauses zu machen. Er mag sich vor sich selbst damit entschuldigt haben, daß nur dieser Weg übrig sei, dasselbe zu retten; aber seine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem Schmalkaldischen Bunde gesellte er sich nicht; er wollte sich so lange an den Kaiser anschließen, bis er sein Ziel erreicht habe und es Zeit sei, seinen Weg auch von diesem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüstete, rieth er davon ab, und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er sie und erklärte, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet sein werde. Ins Geheim war er aber schon mit dem Kaiser einverstanden; wie eng und auf welche Bedingungen, ist nicht erwiesen; leider aber ist wahrscheinlich, daß die Aussicht auf daß Churfürstenthum ihm schon als Lohn vorgehalten war. Welch innerer Kampf mußte daher in seiner Seele sein, als ihm der Churfürst bei dem Auszuge gegen den Kaiser sein Land anvertrauete, um es ihm zu schützen und dereinst treu zurückzuliefern! — Aber kein äußeres Zeichen that den innern Kampf kund, — und die Klugheit besiegte die Wahrheit; um sich nicht zu verrathen, nahm er die Obhut des churfürstlichen Landes an.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, den bevorstehenden Krieg nicht als eigentlichen Religionskrieg gelten zu lassen. In einem Schreiben an die

oberdeutschen protestantischen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, versicherte er theuer: „Daß sich die Rüstung kaiserlicher Majestät keineswegs erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, sondern nur um einige widerspenstige Fürsten zum Gehorsam zurück zu bringen, welche unter den Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter sich zu bringen trachteten und Gericht und Ordnung, so wie die kaiserliche Hoheit, nicht mehr achteten." Allein der gerade, freie Sinn der deutschen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieser Erklärung nur Worte war und welche Gefahr, nach Niederwerfung der Fürsten, ihnen selbst drohe; sie hielten fest an ihrem Bunde mit den evangelischen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieser Hinsicht vergeblich. Kaum hatte er nämlich das Bündniß mit dem Papste abgeschlossen, welches durch seinen Inhalt seine Erklärung gegen die oberdeutschen Städte geradezu Lügen strafte, so machte es der Papst öffentlich bekannt und erließ eine Bulle nach Deutschland, in welcher er des Kaisers Krieg als eine heilige Unternehmung für die Religion darstellte. „Der Weingarten des Herrn," heißt es darin, „müsse nun durch Feuer und Schwert von dem Unkraut gesäubert werden, welches von den Ketzern in Deutschland gesäet sei." — Vermöge des Bündnisses selbst versprach der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienisches Fußvolk und 1500 Mann leichter Reuterei, welche er sechs Monate auf seine Kosten unterhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege und erlaubte dem Kaiser, den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen und für 500,000 Scudi spanische Klostergüter zu verkaufen. Dagegen versprach Karl: „Die Widerspenstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römischen Kirche irgend nachtheilig sein könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären."

Durch diese Bekanntmachung mußte der Krieg wohl, gegen Karls Absicht, als Religionskrieg erscheinen, und so wünschte es der Papst. In den protestantischen Ländern aber regte sich nun eine unbeschreibliche Erbitterung. Hätten die Führer solche Stimmung zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und sie zu leiten gewußt, der Kaiser würde mit seinen Spaniern und Italienern nicht widerstanden haben. Denn die übrigen deutschen Fürsten, selbst die katholischen, hielten sich meistens ruhig; sie selbst fürchteten, nach Unterdrückung der Protestanten, die Alleingewalt des Kaisers in Deutschland.

94. Der Schmalkaldische Krieg. 1546 und 47.

Die Macht der oberländischen Städte erschien zuerst im Felde, ein ausgesuchter Haufen, unter einem trefflichen Hauptmanne. Dieser war der Reichsrittter Sebastian Schärtlin von Burtenbach im Augsburger Gebiete, ein kühner, in allen Kriegssachen erfahrener Mann, dessen Rath immer den rechten Fleck traf und nie auf das Halbe, sondern auf Vernichtung des Feindes ging. Er war schon gegen Türken und Franzosen zu Felde gezogen und mit in der Schlacht bei Pavia, so wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon, gewesen. Zu ihm gesellte sich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von

Heideck. Schärtlin faßte sogleich den Kriegsplan dahin ab, die sich bildende Kriegsmacht des Kaisers im Entstehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg saß, hatte höchsten 8 bis 10,000 Mann bei sich und wartete der Haufen, die in Deutschland geworben wurden und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerst rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, das Städtchen Fuessen am Lech. Aber die Haufen zogen sich bei seiner Annäherung in Baiern hinab, und als er sie rasch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren besonderer Dienstmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das baiersche Haus hatte gedroht, sich zu dem Kaiser zu schlagen, wenn sein Gebiet verletzt werde; allein wenn es völlig parteilos dastehen wollte, so hätte es auch den Schaaren des Kaisers den Durchzug nicht gestatten dürfen. Aber es bestand um diese Zeit schon ein geheimer Vertrag zwischen dem Kaiser und dem baierischen Hause, nach welchem dieses wenigstens Geldhülfe gewährte. — Mit Bekümmerniß stand Schärtlin am Lech, ohne ihn überschreiten zu dürfen, denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiserlichen Haufen rasch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg selbst ziehen. Die dort versammelte Kriegsmacht war noch so gering, das der Kaiser wahrscheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberdeutschland für ihn verloren. — Schärtlin schrieb, „daß gewiß einst Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen sei, als er zu dieser Stunde vom Baierlande."

Aber schnell sich fassend beschloß er nun, die päpstlichen Haufen nicht nach Deutschland zu lassen. Nie war ein so wohlgerüstetes Heer in Italien aufgestellt worden; tapfere Schaaren unter versuchten Hauptleuten und von Eifer gegen die Protestanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denselben versperren, rückte in Eilmärschen gegen die Ehrenberger Klause und nahm diesen wichtigen Paß am 10. Juli durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inspruck und hätte sicher seinen Zweck erreicht, alle Päße zu besetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund erklärt habe. So zeigte sich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenossen in solchem Grade, daß der schärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weissagen konnte. Denn die thörichtste Unentschlossenheit ist es, wenn einmal der Krieg unvermeidlich ist, dessen zu schonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewisser Feind dasteht. — Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die schönste Zeit, etwas auszurichten, verstreichen lassen.

Unterdeß waren die sächsischen und hessischen Heere auch gerüstet und nahmen ihren Weg nach Oberdeutschland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiser, des Inhalts: „Sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weßwegen der Kaiser sie überziehen wolle. Wenn sie aber auch ein Vergehen auf sich hätten, so sei es doch billig, sie vorher selbst zu hören; und wenn dieses geschähe, so würde man offenbar sehen, der Kaiser unternehme den Krieg auf Anstiften des Papstes, um die Lehre des Evangelii und die Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken." — Dieses Letztere ist die schwere Beschuldigung, welche die Gegner jetzt zum ersten Male auf den Kaiser warfen und die begierig

aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieses eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte selbst der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß sie dem Kaiser kaum den Sieg über die Gegner wünschen durften. Und dieser schien sogleich durch eine rasche That die Beschuldigung zu bestätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesobersten gebracht wurde, nahm er es nicht einmal in die Hand, sondern beantwortete es auf der Stelle am 20. Juli durch eine Achtserklärung der beiden Fürsten von Sachsen und Hessen. Er wirft ihnen dann jeglichen Ungehorsam gegen das kaiserliche Wort und die Absicht vor, „ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen und am Ende Jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen." Er nennt sie, „Rebellen, Meineidige und Hochverräther," und entbindet alle ihre Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams gegen sie. So hart ist wiederum sein Wort gegen das ihrige, und so ist es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeder auch mit den Waffen des schärfsten Wortes dem Gegner das Feld abzugewinnen sucht; denn nicht zu berechnen ist in solcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Kaiser hatte in seinem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es nicht ihm allein, ohne ein Fürstengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsstand zu erklären. Aber dennoch ist die, so oft gegen ihn wiederholte, Beschuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze deutsche Verfassung über den Haufen zu stoßen und sich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen sei, welche nach der höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht gestrebt haben, und denen manches althergebrachte Recht weichen mußte, weil es ihren neuen Bildungen im Wege stand, — daran kann die Geschichte nicht zweifeln. Es mag daher auch niemand bestimmen, wie weit der Kaiser in Deutschland gegangen sein würde, wenn ihm die Umstände so günstig geblieben wären, als sie es ihm eine Zeitlang waren; denn Geistern seiner Art, die nicht aus innerem, angebornem Maaße sich selbst eine Schranke setzen, ist die Gunst der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar scheint; aber auch nur dieses. Das Unmögliche hütete sich Kaiser Karl wohl zu beginnen. Er beherrschte einen so großen Kreis der Staaten und hatte so mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf Deutschland so anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrschaft forderte, und darum versuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. — Insofern zeigte er sich jedoch auch als den stolzen, einen halben Welttheil beherrschenden Kaiser, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die rasche That ankam, sich nicht an die Form des Rechts band; und so kann man wohl sagen, daß die Verletzung der Reichsfreiheit in seiner Gesinnung, aber nicht, daß sie in seinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er in diesem Anfange des Schmalkaldischen Krieges in der vollen Ueberlegenheit seines Geistes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben, und von einem Heere von mindestens 50,000 Mann, dem glänzendsten, welches Deutschland seit langem gesehen hatte, bedroht, antwortete er zuerst ruhig mit der Achtserkärung, und begab sich dann mit seinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu sein. Damit aber bei den Seinigen keine Furcht entstehen möchte, erklärte er sogleich, daß er nicht

von dem deutschen Boden weichen, sondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beste Schutzwehr in dem uneinigen Geiste, welcher in dem Lager der Bundesgenossen herrschte. Zu den beiden, schwer zusammenstimmenden, Fürsten war noch Schärtlin mit dem städtischen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürsten, welcher ihn oft in raschen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erschien noch ein dritter Krieger, der größere Erfahrung besaß, als sie beide, und auf den Alle mit Bewunderung blickten; und es war zu fürchten, daß er den besten Ruhm aus diesem Kriege davon tragen werde. Auch scheint es fast, als habe die alte Eifersucht zwischen Fürsten und Städten selbst hier das völlige Einverständniß getrübt. Gewiß ist es, daß der Mangel des letzteren die Hauptursache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin, auch jetzt noch den Kaiser in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte darüber nicht einig werden und die kostbare Zeit wurde wiederum versäumt. Der Kaiser dagegen benutzte sie trefflich, er zog alle spanischen und italienischen Hülfsvölker und die in Deutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein stark verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen sei. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt und da entschlossen sie sich endlich, sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu beschießen, ob der Kaiser etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Augustmonats, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran, sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes und besetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geschütz. In den Schaaren war Muth und Kampflust; ein kühner Sturm, im entscheidenden Augenblicke rasch ausgeführt, hätte vielleicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiser an Kräften nicht gleich, und sein Lager umgab erst ein einfacher Graben. Der Gedanke eines solchen Sturmes blieb den Bundesgenossen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin, in dem Augenblicke, als das Feuer seiner zwölf großen Feuerschlangen die spanischen Hakenschützen wieder in das kaiserliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem sie hervorbrechen wollten. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch diesesmal die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinigen Muth einredete und keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen. Schärtlin konnte, wie er selbst erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege."

Fünf Tage lang beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; als sie hörten, der Oberst von Büren sei mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum, als er das große Heer so unverrichteter Sache abziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzoge von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiser konnte die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieser so ansehnlich verstärkt, fing nun an, vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und sich zum Herrn des Flusses zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Obersten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück. Dennoch hielten die Verbündeten, die ihre Ueberlegenheit nicht zu benutzen verstanden hatten, durch geschickte Vertheidigung den Krieg bis zum November hin, so daß der Kaiser sie nicht in einer Schlacht angreifen konnte und daß die Spanier und Italiener in seinem Heere schon sehr durch Krankheit litten.

Aber auch die Verbündeten litten durch die Witterung; dazu fehlte es an Vorräthen und an Gelde; in dem Heere zeigte sich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da schickten die Fürsten ein Schreiben in des Kaisers Lager und versuchten wegen des Friedens oder doch eines Stillstandes zu unterhandeln. Dadurch aber thaten sie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben sich auch ohne Schlacht besiegt. Voller Freude ließ der Kaiser das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ablesen, und statt aller weitern Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürsten kund thun: „Er wisse keinen Weg den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürst und der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen, der Gnade und Ungnade des Kaisers hingäben."

Nach solchem Bescheide brachen die Bundesfürsten am 22. November von Giengen auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürst. — Den Churfürsten von Sachsen rief vor Allem die Botschaft dringend in sein Land, das der Herzog Moritz dasselbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiser nämlich hatte seinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Churfürsten zu vollziehen; und die Lage der Dinge war so, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die Churfürstlichen Länder nicht selbst besetzte, diese auf immer verloren schienen. So wenigstens stellte es Moritz dar, als er die Stände seines Landes zusammenrief, um ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen zu erhalten; denn ohne sie durfte er so wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunst der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf sein Betragen und seine Wünsche zu werfen. Am meisten entschied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten ungarischen Reutern, die von Böhmen hereinbrachen; vor diesen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her, und es schien eine Wohlthat, Moritzens sächsischen Kriegern sich zu ergeben; bald war das Churfürstenthum, bis auf Wittenberg, Eisenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in diesen Ländern verdammte sein Beginnen dennoch: es erschien ihnen als ein Verrath an dem evangelischen Glauben, und von den Kanzeln, so wie in Schriften, wurde dasselbe sehr hart gescholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürst voll bittern Unmuths zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm, sein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogslande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den

Markgrafen von Brandenburg, der seinem Freunde Moritz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz auch keine Hülfe erhalten, denn die böhmischen Stände weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, indem sie sich auf einen Erbvertrag zwischen der Krone Böhmen und dem Churhause Sachsen beriefen, und der König Ferdinand fing selbst an, um sein Land besorgt zu sein. Schon war es fast zum offenbaren Aufstande gediehen und die Stände hatten sogar ein Heer zusammengezogen, um, wie sie sagten, das böhmische Land gegen den Einfall des unchristlichen spanischen und italienischen Kriegsvolkes zu schützen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von seinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und seine einzige Hoffnung auf den Kaiser Karl setzen mußte.

Der Kaiser straft die oberländischen Städte. — Karl war unterdeß beschäftigt, die protestantischen Städte in Süddeutschland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn diese Städte waren nach der damaligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Norddeutschland zu dem neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf einmal von Allen gewichen sei; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwertstreich ihre Thore; das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in spanischer Sprache (dieses wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenossen sehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte 100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augsburg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die schönsten Mauern, zweihundert Stück Geschütz und eine große streitbare Bürgerschaft; wenn sie standhaft blieb, so konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe sehen; einer derselben, Anton Fugger, schlich sich zum Kaiser ins Lager und brachte als Bedingungen zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, spanische Besatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen sollte. Dieser bot noch einmal die Kraft seiner Rede auf, den Muth in ihnen zu erwecken, und berief sich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem sie ihn nicht wegschicken konnten. Aber sie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Unwillens und begab sich nach der Schweiz; die Spanier besetzten die Stadt. — Glücklich konnten sich die Städte schätzen, daß ihnen die Zusage ertheilt wurde, sie sollten in Absicht der Religion dieselben Rechte behalten, wie der Herzog Moritz und das Haus Brandenburg. Mit der dem Papste gegebenen Zusage stand das freilich nicht wohl in Uebereinstimmung.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürsten in Oberdeutschland an dem Kriege Theil genommen: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürst Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des Schmalkaldischen Bundes und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtembergischen Herzoge, diesem 300 Reuter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, sie waren zusammen als Knaben in Brüssel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der

Herzog Ulrich dagegen mußte, sammt seinen Räthen, knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütze übergeben und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

So war der Schmalkaldische Bund in Oberdeutschland bald vernichtet und der Kaiser faßte den raschen Entschluß, seinem Heere keine Ruhezeit zu gestatten, sondern die Sachen auch in Norddeutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. Er hätte sonst wohl der Ruhe bedurft; er war in diesem Kriege ganz grau geworden, seine Glieder waren von der Gicht fast gelähmt, sein Gesicht leichenblaß und die Stimme so schwach, daß man ihn kaum verstand. Aber sein Geist beherrschte den schwachen Körper; es drängte die Nothwendigkeit, denn in Eger warteten seiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, fast als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und sie feierten dort zusammen das Osterfest. Dann brachen sie eiligst wieder auf, und schon am 22. April stand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

95. Die Schlacht bei Mühlberg. (24. April 1547.)

Der Churfürst hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl selbst gegen ihn im Anzuge sei; nun da er ihn vor sich sah, befahl er eilends die Brücke bei Meißen abzubrechen und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag Alles daran, daß der Feind unterwegs schon angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewönne; denn er war dem Churfürsten wohl um das Vierfache überlegen. Ungesäumt zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furth, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürst hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch spät am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin, und nirgends wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog Alba einen Müller aus einem nahen Dorfe herbei (seinen Namen hat die Geschichte aufbewahrt, er hieß Strauch), welcher ihnen eine Furth im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden diesen Dienst erweisen. Moritz versprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen einige tausend spanische Hakenschützen durch die Furth ans andere Ufer zu gelangen und zugleich noch eine Schiffbrücke, welche die Sachsen eben abbrachen, in ihre Gewalt zu bringen. Ein Haufen von ihnen schwamm nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel zwischen den Zähnen, hinan und bemächtigte sich der Brücke, die man nun schnell wiederherzustellen suchte, während die Reuter durch die Furth setzten und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinübernahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaisers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagmorgen den 24. April. Der Churfürst wohnte dem Gottesdienste in Mühlberg bei, und als man ihm die Nachricht brachte,

der Feind gehe über den Fluß, — und bald, er sei schon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben und wollte den Gottesdienst nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reuter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach und ereilten sie auf der Lochauer Heide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks, welches über die wiederhergestellte Schiffbrücke ging, noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reuter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reuter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eignes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Churfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen, den man an diesem Tage die Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse, in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin schimmerndem, vergoldetem Helme und Panzer, mit dem rothen goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, das Kriegsfeuer aus seinen Augen strahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei; Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeisprengende sächsische Reuter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Man hatte ihn dringend ermahnt, seine Person zu retten und nach Wittenberg voranzueilen, allein er antwortete: „Wo sollte mein getreues Fußvolk bleiben?“ und blieb. Zum Gefechte hatte er einen schweren, friesischen Hengst bestiegen, wurde aber von den leichten Reutern eingeholt, und indem er um sich schlug, von einem Ungarn in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht, er wollte sich dennoch nicht ergeben; da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn und rief ihn auf deutsch an, seines Lebens zu schonen. Diesem, „weil er ein Deutscher sei“, gab er sich gefangen, und zog als Wahrzeichen dessen zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte; dem Ungarn ließ er seinen Dolch und sein Schwert. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba und dieser auf sein wiederholtes Verlangen, zum Kaiser, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, als er herankam, seufzte tief und sprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!“ Sein Anblick mußte die Umstehenden erschüttern; sein Gesicht blutete, sein Panzerhemd war mit Blut befleckt. Er stieg mit Hülfe des Herzogs von Alba vom Pferde und wollte vor dem Kaiser auf seine Kniee sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um zugleich nach deutscher Sitte die Rechte zu reichen. Aber der Kaiser litt beides nicht und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!“ — „So, bin ich nun euer gnädigster Kaiser?“ fiel dieser ein, „so habt ihr mich lange nicht geheißen.“ Der Chur-

fürst fuhr fort: „Ich bin Euer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um fürstlichen Gewahrsam." „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr verdient", schloß der Kaiser. Dann wurde der Churfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, ins Lager geführt.

So endigte dieser für den Kaiser so glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsars Weise schreibt: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte."

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Sie war fest, mit guter Besatzung versehen und die Bürgerschaft voller Muth; wenn sie sich hielt, so mußte Karl vielleicht Sachsen verlassen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüstet. Da wandte er, in seiner Ungeduld, und auf das Dringen seines Beichtvaters und einiger Andern, ein Mittel an, welches ihn von Neuem der Ueberschreitung des Rechtes und der Reichsverfassung anklagt. Er ließ über den unglücklichen Fürsten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil sprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteste Urtheil gewesen wäre, nicht ohne einen deutschen Fürstentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung selbst nicht Ernst gewesen sein, die nur ein Schreckmittel für die Freunde des Churfürsten in der Stadt sein sollte, damit ihm diese übergeben würde; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weise des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht wirkte, so war von Karls strengem Sinne, der keinen Schritt zurückthat, die Vollziehung desselben wohl zu fürchten.

Der Churfürst, dem es im Glücke oft an Entschluß fehlte, bewies jetzt den Heldenmuth einer starken Seele, welche einen festen Glauben in sich trägt. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernst von Lüneburg am Schachbrette saß. Ruhig sprach er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge."

Vom Herzog Moritz ist nicht bekannt, daß er in dieser Sache sein Wort bei dem Kaiser verwendet habe; der Churfürst Joachim von Brandenburg dagegen kam sogleich in das kaiserliche Lager und bemühte sich aufs Eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieser mußte für sich und seine Nachkommen auf die Churwürde und auf sein Land Verzicht leisten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser überliefert und er selbst sollte dessen Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde, so daß er ihn sogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp, schicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen, und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt. In einem Artikel des Vertrages sollte der abgesetzte Churfürst auch im Voraus versprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen; der Kaiser mußte hierin nachgeben; er strich den Artikel mit eigner Hand aus und selbst die Spanier fanden des Churfürsten Standhaftigkeit ruhmvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiser übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntnisses bleiben sollte, entstand eine große Bewegung in derselben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann sich vertheidigen, weil sie der Zusage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grausam im Lande umher gehauset; allein der Churfürst befahl ihnen, keinen Widerstand zu versuchen, der Kaiser werde treu und sicherlich sein Wort halten; auch bewilligte dieser, daß nur deutsches Kriegsvolk in die Stadt rücken sollte. Am 23. Mai zog die sächsische Besatzung aus und vier kaiserliche Fähnlein besetzten die Stadt. Zwischen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenseitige Mißtrauen schwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung sahen die Sachsen ihren abgesetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Churfürstin Sibylle selbst erschien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiser, geführt von den Söhnen des römischen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiser hob sie sehr freundlich auf, tröstete sie wegen ihres Unglücks und erlaubte, daß der Churfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen und das Pfingstfest feiern durfte. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiederte den Besuch der Churfürstin. Der Eindruck seines großen und starken, jetzt besänftigten, Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in diesen Landen gefaßt hatte, zum guten Theile aus, so wie er selbst hinwiederum ein günstigeres Urtheil über Norddeutschland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe," — äußerte er in diesen Tagen. Und als er hörte, daß bei seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sei, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Ist in unsern Namen hier der Dienst Gottes unterlassen, so gereicht uns dieses nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochdeutschen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Er besuchte auch die Schloßkirche und sah hier Luthers Grab. Einige Umstehende, — man nennt den Herzog von Alba und den Bischof von Arras, Granvella's Sohn, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen", aber Karl erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaisers war frei genug, um sich über der leidenschaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rücksichten der Staatsklugheit oft die strenge Wahrheit bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie stimmte diese Schonung der protestantischen Partei mit dem Bündnisse zusammen, welches er mit dem Papst geschlossen hatte?

Der neue Churfürst Moritz bewies sich gleichfalls sehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr seid eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen, das will ich euch im Guten gedenken," — sprach er im Weggehen zu den Vorstehern der Stadt. Am 6. Juni zogen die Kaiserlichen aus Wittenberg und an demselben Tage legte der neue Churfürst Moritz seine Besatzung in die Stadt.

96. Der Kaiser und Philipp von Hessen.

An dem Tage, da Kaiser Karl in Wittenberg einritt, wurde sein al-

ter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf einmal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des Schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte.

Beide verwendeten sich auf das Thätigste für ihn und Karl äußerte endlich durch seinen Kanzler: „Wenn der Landgraf selbst zu ihm käme und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit ewigem Gefängniß bestrafen;" — so lautet ein in neuerer Zeit wieder aufgefundener Abdruck der damaligen Verhandlungen. Die Vermittler aber erwogen entweder den Ausdruck nicht genau und glaubten, es sei darunter die Verschonung mit jeglichem Gefängniß verstanden, oder es war, wie sie einige Monate später auf dem Reichstage zu Augsburg selbst zugaben, bei den mündlichen Verhandlungen „mit Seiner Majestät Räthen, in Mangel und Unverstand der Sprachen, allerhand Mißverstand erfolgt"; genug, sie verbürgten sich dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von sich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieses ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiser geführt. Dieser saß auf einem Throne und um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Große, unter andern auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müssen und der sich nun an seiner Demüthigung weidete. Mit niedergeschlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, laß die Abbitte an den Kaiser ab. Sie war in sehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt und ein Augenzeuge erzählt, es habe sich in der Verwirrung und Beschämung, die den Landgrafen in solcher Lage, vor solcher Versammlung, ergriff, auf seinem Gesichte ein Lächeln gezeigt, gleichsam als unbewußte Hülfe seiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiser entging seine Miene nicht; drohend hob er seinen Finger auf und sprach in seiner niederländischen Mundart, denn er redete das Deutsche schlecht: — „Wel, ik sal juw lachen lehren." Dann las des Kaisers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser, aus angeborner Milde, und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen, und ihm das Leben, welches er verwirkt habe, schenken." Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf als ein freier Fürst wieder erheben, und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürsten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sei. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beiden Vermittler, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten sich an den Kaiser selbst, stellten ihm ihr Fürstenwort vor, welches sie zum Pfande gegeben hätten! — aber der Kaiser leugnete,

den Landgrafen von aller Gefängniß frei gesagt zu haben, wie die Unterhändler es verstanden hatten, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mochten seine Räthe, wie schon bemerkt ist, mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug; oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella und seines Sohnes in der deutschen, und der beiden Churfürsten in der spanischen und französischen Sprache, war vielleicht ein Mißverständniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler gewesen, das Wort der beiden Vermittler an den Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiser freilich viel daran, die Anführer des Schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er seine Religionseinrichtungen in Deutschland vollendet hätte; denn er glaubte noch immer an die Möglichkeit einer Vereinigung der Parteien, und beide Fürsten waren die heftigsten Gegner derselben gewesen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Gradheit und Großmuth einem Herrscher besser anstehen und sicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorsicht; und daß, wenn diese einmal als Gesetz gilt, der Kluge von dem noch Listigern sicher um seinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der seine Bürgschaft nun nicht erfüllen konnte und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen dastand, hat sich sicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiser das von ihm im guten Glauben dem Landgrafen gegebene Wort nicht anerkennen wollte, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwischen ihnen zu walten brauche. In dieser aber stand er dem Kaiser nicht nach.

Der abgesetzte Churfürst und der Landgraf mußten dem kaiserlichen Hoflager als Gefangene folgen, wohin er sich wendete. Ueberdies wurden die hessischen Festungen, bis auf Kassel und Ziegenhain, geschleift, alles Geschütz ward abgeführt und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit seinen Gegnern befolgte Kaiser Karl die Grundsätze der Römer in der Zeit, da sie sich die Herrschaft der Welt vorbereiteten. Wie sie von den Karthagern, von den macedonischen und syrischen Königen, nebst großen Geldsummen, die Auslieferung der Kriegsschiffe, der großen Kriegsmaschinen und der Elephanten verlangten, so entwaffnete auch Karl seine Gegner, indem er sie zwang, ihre festen Plätze zu schleifen, das schwere Geschütz herauszugeben, welches damals noch selten und schwer zu ersetzen war, und endlich, ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er soll in den Verträgen mit den oberländischen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Churfürsten und dem Landgrafen über 500 Stücke Geschütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die spanischen Besatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, besonders aber in den oberdeutschen Städten, zurückließ. Der Uebermuth und die Mißhandlungen dieser stolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiser in der Wahlkapitulation versprochen hatte, keine fremden Krieger in das Reich zu bringen.

97. Das Interim.

Es zeigte sich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionssachen von dem Tridentiner Concilio nicht ausgehen werde. Dasselbe konnte auch schwerlich als Vertretung der christlichen Welt im Sinne der alten Kirchen-

versammlungen gelten. Es waren fast nur Italiener und Spanier zugegen. Die Protestanten weigerten sich nach wie vor, die Aussprüche desselben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenversammlung, „wo der Papst nicht den Vorsitz, und die protestantischen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Bischöfen zu stimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu untersuchen."

In solche Forderungen wollte dagegen die päpstliche Partei nicht willigen, obgleich selbst die katholischen Fürsten Deutschlands sehr dringend verlangten, daß die Stände der Augsburgischen Confession mit zu dem Concilio gezogen würden. Ja, die Kardinäle sahen dasselbe gar ungern zu Trident und strebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; sie fürchteten, wenn der alte Papst Paul III. während des Conciliums sterben sollte, so möchte dasselbe, von Karln unterstützt, die Papstwahl, zum Nachtheil des Kardinal-Collegiums, an sich ziehen. Ihren Wünschen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich ansah und für die Pest ausrief, — es war jedoch nur ein Bischof an den Frieseln gestorben; und unter diesem Vorwande wurde am 9. März das Concilium in der That von Trident nach **Bologna** verlegt. Der Kaiser gerieth bei dieser Nachricht in den höchsten Zorn; der Papst dagegen billigte den Schritt seines Legaten, und die Spannung, welche schon zwischen ihm und dem Kaiser entstanden war, weil dieser seinen Sieg in Deutschland nicht sogleich zur Ausrottung der protestantischen Partei gebraucht und weil auf der andern Seite der Papst gleich nach Ablauf der bedungenen 6 Monate seine Truppen vom kaiserlichen Heere abberufen hatte, stieg immer höher. Der Kaiser sagte dem päpstlichen Nuntius geradezu: „Den Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verschaffen wolle, so werde er schon eins zu finden wissen, das Allen ein Genüge leiste und dasjenige verbessere, was zu verbessern sei. Der Papst sei ein alter, eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." So heftig redete Karl, gegen seine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die deutschen Bischöfe baten den Papst sehr dringend, das Concilium wieder nach Trident zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher suchte Karl die deutschen Religionsangelegenheiten auf dem **Reichstage zu Augsburg** 1548 selbst in Ordnung zu bringen und veranstaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholischer Seite zwei gemäßigte Männer, der Bischof von Naumburg, **Julius Pflug**, und der Weihbischof von Mainz, **Michael Helding**, von Seiten der Protestanten aber der Hofprediger des Churfürsten von Brandenbung, **Johann Agrikola** von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen sie dem Kaiser vorlegten. Agrikola aber, aus Eifer den Frieden zu stiften, war in wesentlichen Punkten von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geistlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten für seine Partei bewilligt erhalten, aber nur **bis das Concilium darüber einen Beschluß fassen werde**. Im Uebrigen hatte er die Macht des Papstes, die Messe, die 7 Sacramente,

die Anrufung der Heiligen, und überhaupt das katholische Kirchen- und Glaubens-System im Wesentlichen anerkannt. Es war vorauszusehen, daß sich großer Widerspruch erheben werde. Weil indeß der Churfürst von Brandenburg und auch der von der Pfalz die Annahme versprachen, so glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchsetzen zu können. Er berief die Stände am 15. Mai zu sich und ließ ihnen die Schrift vorlesen, deren Titel so lautete: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römischen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden solle." — Nach der Vorlesung und einer kurzen Berathung der einzelnen Stände, die aber kein Resultat gab, trat der Churfürst von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaisers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas dagegen einzuwenden, nahm der Kaiser die Einwilligung der Stände als ausgemacht an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgrundgesetz.

Indem Kaiser Karl sich so auf der einen Seite von den Maaßregeln des Papstes unabhängig zu machen und auf der andern die Einheit der deutschen Kirche zu erhalten suchte, durch welche auch die des deutschen Reiches befestigt werden sollte, stand ihm der Grundgedanke seines ganzen kaiserlichen Lebens und Wirkens noch einmal recht lebhaft vor der Seele, nämlich der, die Bedeutung und Würde des alten Kaiserthums, wie Karl der Große, die Ottonen, und andere großsinnige Kaiser dasselbe in der Seele getragen und zum Theil verwirklicht hatten, wieder herzustellen. Das Kaiserthum sollte die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt enthalten. Der Kaiser sollte wirklich das Oberhaupt der ganzen Christenheit sein, er sollte mit seiner weltlichen Macht einen wesentlichen Einfluß auf die Kirche verbinden und nicht nur, als Werkzeug der geistlichen Gewalt, die Ordnung der Kirche schützen und ihren Befehlen Gehorsam verschaffen, sondern auch an deren Berathung und Beschlußnahme wesentlichen Antheil haben. Wie Karl der Große unter seinem Vorsitze Synoden der Bischöfe gehalten und deren Beschlüsse unter seinem Namen als Reichsgesetze erlassen hatte, so wollte Karl V. Antheil an der Leitung des allgemeinen Conciliums haben, wenigstens als der Mittelpunkt der kirchlichen Ordnung des deutschen Reiches neben dem Papste die gebührende Geltung behaupten. Ja, wenn es zum Aeußersten kam und keine Stellung neben dem Papste übrig blieb, so hätte es seinem umfassenden Geiste nicht zu fern gelegen, eine Selbstständigkeit der deutschen Kirche zu stiften, wenn sie sich nur nicht von den wesentlichen Grundsätzen der katholischen Lehre entfernte und wenn er hoffen durfte, auf diesem Wege die neue Kirchenpartei mit der alten wieder zu vereinigen. Es wäre eine Hierarchie des deutschen Reiches entstanden, welche eine große Aussicht für die Kräftigung desselben eröffnete.

Und wie, wenn dem Kaiser Karl dieser Gedanke gelungen wäre? Wenn er nicht ein Ausländer war, der auch seine andern Länder, Spanien, Burgund, Italien, berücksichtigen mußte, und der denn doch die feineren Saiten des deutschen Wesens nicht anzuschlagen verstand, durch welche allein der volle Einklang der Gemüther hervorgerufen werden konnte? Aber daran brach sich am Ende sein ganzes Wirken in Deutschland, daß er das deutsche Wesen in seiner Tiefe nicht faßte.

Einen sehr merkwürdigen Gegensatz bietet eine Vergleichung des weiten Ideenfluges des Kaisers Karl mit dem engen aber in sich festen und gedie-

genen Gedankenkreise des gefangenen Churfürsten Johann Friedrich dar. Der Kaiser wußte recht wohl, daß es ein großer Schritt zur Einführung seines Interim sein würde, wenn er den Churfürsten, dessen geistiges Ansehen in den sächsischen Ländern um so größer war, als er jetzt als Glaubensmärtyrer dastand, für dasselbe hätte gewinnen können. Er schickte daher seinen Kanzler Granvella, mit dessen Sohne, dem Bischof von Arras, und dem Vicekanzler Seld, mit dem Antrage zu ihm, das Interim anzunehmen und auch seinen Söhnen zur Annahme zu empfehlen. Der Churfürst übergab ihnen aber eine, schon für diesen Fall in Bereitschaft gehaltene, eigenhändig geschriebene Erklärung, des Inhalts: „Sein von den Dienern des göttlichen Worts von Jugend auf genossener Unterricht, so wie eigene fleißige Forschung in den prophetischen und apostolischen Schriften, habe ihn dahin gebracht, daß er in der Augsburgischen Confession die rechte, wahre, christliche Lehre erkenne und in seinem Gewissen ohne Wanken dafür halte. Wenn er das Interim für christlich und gottselig annehmen solle, so müßte er die Augsburgische Confession in vielen trefflichen Artikeln, daran die Seligkeit gelegen, wieder sein Gewissen vorsätzlich verdammen und verleugnen, und mit dem Munde billigen, was er in seinem Herzen für der heiligen Schrift ganz und gar zu wider halte; dieses würde Gottes heiligen Namen jämmerlich mißbrauchen und lästern heißen, welches er doch mit seiner Seele theuer und allzutheuer bezahlen müßte. Seine kaiserliche Majestät wolle es ihm daher nicht zu Ungnade aufnehmen, daß er das Interim nicht billige, sondern bei der Augsburgischen Confession endlich beharre."

Die Minister weigerten sich, diese Erklärung anzunehmen, und erinnerten den Churfürsten daran, „daß es dem Kaiser wohl gebühre, auch in Religionssachen gewisse Ordnungen und Statuten zu machen; es seien schon vor Seiner Majestät mehrere römische Kaiser gewesen, die in göttlichen Sachen und Kirchengebräuchen Gesetze und Ordnungen gemacht, die auch jetzt noch von allen Unterthanen des römischen Reiches gehalten würden." Allein der Churfürst blieb unerschütterlich; und als während der Unterhandlungen ein einzelner Donnerschlag vom Himmel ertönte, dem keiner vorangegangen war und keiner folgte, so erfreute sich der Churfürst dieses Zeichens als einer Billigung seines höchsten Richters, daß er in Gewissenssachen nur ihn, und nicht Menschen, fürchten solle.

Nicht edel war es, und vielleicht auch nicht nach des Kaisers Anordnung, daß von da an sein Hofprediger, Christoph Hoffmann, und auch seine Bücher, unter anderm eine auf Pergament gedruckte illuminirte Bibel, ihm genommen wurden. Als sie wegetragen wurden, sagte er: „Nehmen sie mir gleich die Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt, nicht aus dem Herzen reißen."

Nach dem Beispiele des Vaters wiesen auch die Söhne das Interim von ihren Ländern zurück, und überhaupt mußte der Kaiser sehen, das er sich in seinen Hoffnungen in Absicht des Interims getäuscht habe. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen das Interim und viele mußten ihre Stellen verlassen und den Wanderstab ergreifen, wie z. B. in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm, Frankfurt und anderen Städten. Man wollte gegen 400 vertriebene Prediger im Oberlande zählen.

Was aber noch mehr zu verwundern ist, auch die Katholiken mißbilligten das Interim, obgleich ihnen gar nicht angesonnen war, dasselbe bei sich einzuführen. Die katholische Kirche würde den größten Vortheil da-

von gezogen haben; denn wäre es dem Kaiser gelungen, das Interim durchzusetzen, so war die völlige Wiedervereinigung der Parteien fast als gewiß vorauszusehen. Ihr Widerspruch ist daher nur daraus zu erklären, daß sie eine Anordnung in Religiossachen von ihm, als einem Laien, nicht als gültig ansahen. „Und wenn Karl das Evangelium selbst kund gemacht hätte," äußerte sich ein angesehener Prälat, „so wäre es von ihm, als einem Laien, nicht zu entschuldigen."

Der Kaiser mußte daher, als er nachdem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden sich aufhielt, immer neue Klagen aus Deutschland hören; nur an wenig Orten war seine Anordnung des Gottesdienstes aus Zwang eingeführt, an den meisten redete man von beiden Seiten auf das eifrigste dagegen, und auch der Churfürst Moritz nahm sie in seinem Lande nur mit Einschränkung an. Er hatte mehrere Theologen, unter denen auch Melanchthon war, zur Ausarbeitung einer Kirchenagende für seine Länder niedergesetzt und sie brachten auch mit vieler Mühe und zum Tadel vieler streng lutherischen Geistlichen eine Formel zu Stande, die man das leipziger Interim nennt und die allerdings in Vielem nachgab, aber noch im Wesentlichen das protestantische Princip festhielt. Sie wurde, wenn auch hie und da mit Abweichungen, in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands eingeführt. Aber daneben blieben auch Viele standhaft in ihrem Widerstande gegen jede Aenderung. Besonders heftig erklärten sich die Städte Constanz, Bremen und Magdeburg und weigerten sich gänzlich die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen sie ausgesprochen und die beiden ersten kehrten hierauf zum Gehorsam zurück, ja Constanz begab sich ganz in die Gewalt des Königs Ferdinand; Magdeburg aber blieb hartnäckig, besonders durch den Einfluß mehrerer aus Wittenberg wegen des Interims ausgewanderter Theologen, unter denen Flacius, mit dem Beinamen Illyricus, der heftigste und eifrigste war. Der Churfürst Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbste dieses Jahres noch brach er mit seinen Kriegsschaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf diesem Reichstage versuchte es auch Karl, ob er vielleicht seinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen lassen, die römische Königskrone verschaffen könnte. Allein weder sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian, noch die Churfürsten, wollten irgend darauf eingehen; Philipps stolzes, finsteres und abschreckendes Wesen konnte ihm die Herzen der Deutschen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückschicken und Philipp selbst kehrte gern dahin zurück, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiser aber begab sich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inspruck. Der neue Papst, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trident verlegt, und diesem wollte Karl nahe sein.

98. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In der Seele des neuen Churfürsten von Sachsen war indessen ein großer Plan wider den Kaiser reif geworden, dessen innerste Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in Vielem räthselhaft für die Geschichte geblieben ist. Doch haben ihn wohl zwei

Dinge hauptsächlich getrieben: einmal die harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gegen welchen er noch immer sein altes Wort und die Bürgschaft für seine Freiheit lösen zu müssen glaubte; der Kaiser aber gab keiner Bitte und keiner Vorstellung für denselben Gehör; — und zweitens die Lage der Protestanten in Deutschland. Diese glaubten bestimmt voraus zu sehen, daß der Kaiser nur auf die Beschlüsse der Tridenter Kirchenversammlung wartete, um sie als Religionsgesetze für das Reich aufzustellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere gesammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorsam gegen jene Kirchenbeschlüsse zwingen werde. Es war eine ängstliche Erwartung unter den Protestanten. Die, welche das Schlimmste fürchteten, klagten den Churfüsten Moritz als den Schuldigsten an; durch ihn sei der Schmalkaldische Bund verrathen, durch ihn schmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenschaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er schien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beschützen vermögend sei. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöschen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entschloß sich zu diesem Unternehmen und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu sammeln. Die Belagerung wurde absichtlich nicht sehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, schloß er eigenmächtig einen Waffenstillstand und im November einen sehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber dessenungeachtet seine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, sandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um mit ihm ein Bündniß abzuschließen, und den würtembergischen Obersten Hans von Heydeck, der vom Kaiser gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in seine Dienste. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiser; Karl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, fest, und erwiederte: „Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache gegeben, sondern vielmehr beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhm gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinstimmen werde." — So wie der Kaiser auf die deutsche Treue bauete, so sein Minister, der jüngere Granvella (der Vater war 1550 gestorben,) auf die Einfalt der Deutschen. Er äußerte sich: „Es sei unmöglich, daß ein plumper Deutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte."

Aber wie ein Ungewitter überraschte sie beide der Churfürst Moritz, als er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht, an sich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Krieg zu rechtfertigen suchten. Sie beschwerten sich über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, so wie über des Kaisers Eingriffe in die Freiheit Deutschlands. Er habe die Reichsinsiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutschland be-

kannt wären. Es sei dahin gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen seinen Schwur fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weise mißhandelt würden. Ja, man sei einzig darauf bedacht, allen und jeden eine schändliche Knechtschaft aufzubürden, daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen reißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen sei."

Wenn gleich viele dieser Vorwürfe übertrieben waren, so spiegelt sich doch darin das Eine am lebhaftesten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Deutschen angesehen werden muß, die Geringachtung nämlich, die er gegen sie hegte, und die Begünstigung seiner Spanier und Niederländer, von denen besonders die ersteren durch ihren Stolz und Uebermuth und durch die Gräuel, die von ihren gemeinen Kriegern häufig verübt wurden, den gerechten Haß der Deutschen auf sich gezogen hatten. Liebe hatte Karl niemals in Deutschland finden können, denn er liebte es selbst nicht; Herablassung war das Höchste, wozu es sein Stolz kommen ließ. Aber Herablassung muß einem edlen Volke unerträglicher sein, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürsten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen sollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaisers H a n d l u n g e n, als seine G e s i n n u n g gegen die Deutschen, ihm diesen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. — Der Markgraf Albrecht führt in seiner Erklärung eine Beschwerde auf, die noch sonderbarer erscheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unser Volk zur Quelle hat. Er eifert gegen den Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menschen, denn er rede in seinem Buche so verächtlich von den Deutschen, als wenn sie ein wildes und unbekanntes Volk, „ohne ehrliche, mannhafte und adlige Tugend wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse."

Der Kaiser wiederum, dessen H a n d l u n g e n besser waren, als jene Erklärungen sie darstellten, antwortete, im Gefühl seiner Würde, nichts darauf, als, „daß die Beschuldigungen der beiden Fürsten so kindisch, los und ungereimt seien, daß sie den Ungrund in sich selbst enthielten, und den Unfug derjenigen, die sie erdichtet, genugsam an den Tag legten."

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch sehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit seinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, die sich bessere Absichten bewußt waren, trennten sich daher von ihm und ließen ihn allein schalten. — Der Kaiser war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen so wie an Gelde, welches ihm die Augsburger Wechslerhäuser zu seinem großen Verdrusse versagten, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen anfangen. Da sie indeß nicht zu einem schnellen Ende führten und Moritz die Absicht des Kaisers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, so brach er plötzlich aus Schwaben mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf; d i e E h r e n b e r g e r K l a u s e kam in seine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem seiner Fähnlein einen ganzen Tag aufge-

halten so würde er sogar den Kaiser in Inspruck noch gefunden haben. Erst in der Nacht vorher, vom 19. auf den 20. Mai, war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trident entflohen; er selbst, seiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; sein Bruder, der gefangene Churfürst Johann Friedrich, und der übrige Hofstaat, zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Pässe in den tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trident war keine Sicherheit, nach wenigen Stunden Rast ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das versammelte Concilium zu Trident floh gleichfalls erschrocken aus einander. Moritz aber, da er Inspruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der indeß berufenen Fürstenversammlung nach Passau.

Was sich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erschütterungen, die sein stolzes Herz in diesen Tagen schimpflicher Flucht, in einsamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, vom Schicksale zu seiner Läuterung gesendet sein. Es reifte vielleicht in diesen harten Tagen der Entschluß in ihm, wenn er diese neue Verwirrung erst wieder gestillt habe, die Kronen von seinem Haupte freiwillig niederzulegen und, dem Glanze der Welt entsagend, in stiller Einsamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Churfürsten von Sachsen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Nur machte er ihm zur Bedingung, noch einige Zeit dem Hoflager zu folgen. Sein Anblick mußte ihm bitter sein. Vor fünf Jahren hatte eben dieser Churfürst auf der Lochauer Haide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt sah dieser selbe ihn krank und hülflos, in unwegsamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürsten von Sachsen, welchen Karl selbst in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte, umherirren. Und was den Kaiser außer diesem allen am meisten kränken mußte, war, daß kein Reichsstand, selbst kein katholischer, sich für ihn regte und daß sie sich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als sich zur Hülfe für ihren Kaiser zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrscher nur in der Liebe seines Volkes eine sichere Stütze hat.

Der Churfürst Johann Friedrich ward in Augsburg vom Kaiser nicht ohne Zeichen der Achtung und selbst der Rührung entlassen. Am 2. September zog er von Augsburg weg, seinem Lande zu. Ueberall unterwegs ward er mit wahrer Verehrung empfangen; die Abgeordneten des Magistrats von Nürnberg kamen ihm mit 40 Pferden entgegen; das Volk jubelte und weinte zugleich vor Rührung. Als er in sein Land nach Koburg kam, hatte seine Gemahlin Sibylle ihr seit fünf Jahren getragenes Trauerkleid ausgezogen, und als nun in Erfüllung ging, was sie oft gesagt hatte, sie hoffe vor ihrem Tode ihren Gemahl seines Gefängnisses entledigt wieder zu sehen, fiel sie in Ohnmacht. Bei seiner Ankunft in Jena, wo seine Söhne zur Entschädigung für das verlorene Wittenberg eine Universität errichtet hatten, freute er sich besonders, wieder Professoren und Studenten zu sehen. Sein alter treuer Freund, der Maler Lucas Cranach, saß mit dem ältesten Prinzen bei ihm im Wagen; sieh, sagte er zu letzterem, das ist Bruder Studium." Die Glückwünsche der Professoren hörte er mit entblößtem Haupte an. Das war der deutsche Fürst, der als ein Vater zu seinem Volke zurückkehrt. So war Karl der V. nirgends in Deutschland empfangen worden.

90. Von dem Paussauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Passau ließ Karl durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln, er selbst hatte Widerwillen gegen die ganze Verhandlung, aber es lag ihm sehr viel am Frieden mit Moritz, damit er alle seine Kräfte gegen den ihm am meisten verhaßten Feind, die Franzosen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren, und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter solchen Umständen kam der Passauer Vertrag am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: Das dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des Schmalkaldischen Krieges die Acht ruhte, dieselbe erlassen werden sollte. Wegen der Religionsbeschwerden sollte ein neuer Reichstag berufen werden und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Partein mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiserliche Hofrath aber sollte mit deutschen Männern besetzt werden."

Nach dem Abschluß dieses Friedens entließ Moritz, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den seinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Hessen wurde in Freiheit gesetzt und kehrte zu seinen Kindern und seinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenschaft hatte sein Gemüth gebeugt und die Lust an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die übrige Zeit seines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichst zu heilen, die die unglücklichen Jahre seinem Lande geschlagen hatten.

Der Kaiser, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer gesammelt hatte, zog damit gegen den französischen König Heinrich II. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung bei Metz. Allein es schien, als wenn ihm das Glück nun gänzlich verlassen habe; die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig, und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten, so mußten sie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, 1553. Allein dieser, so wie die beiden folgenden 1554 und 55 entschieden nichts zwischen den beiden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, da Karl sie gern im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand nur in der Verheerung der Grenzländer. Karl hinterließ denselben unvollendet seinem Sohne Philipp II.

In Deutschland hatte der Passauer Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genusse derselben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit setzte er den Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer und mehrere Städte in Franken, Schwaben, am Rhein und an der Mosel fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband sich der Churfürst Moritz, welchen die Ruhe des deutschen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemalichen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und beide griffen den Markgrafen 1553 bei Sievershausen zwischen Hannover und Braunschweig an; denn Niedersachsen war es jetzt, welches von seinen Raubschaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geschlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, 14 Grafen und beinahe 300 Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde, und auch Moritz von Sachsen wurde tödtlich ver-

wundet. In einem Zelte, welches man ihm an einem Zaune aufgeschlagen, empfing er noch die erbeuteten Fahnen und die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte. Zwei Tage darauf starb er. Sein letztes Wort war: „Gott wird kommen!" Das Weitere verstand man nicht. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in so jugendlichem Alter, fast mehr als einer der Zeitgenossen, das Schicksal Deutschlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniß für das Außerordentliche seines Geistes bedarf es nicht. Durch seine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe und durch die, mit dem eigenen Blute besiegelte, Liebe des Friedens und der Ordnung hatte er die früheren Schritte einigermaßen in Vergessenheit gebracht und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgesöhnt. Im Churfürstenthum folgte ihm sein Bruder August.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen verderblichen Gestalt wieder aufgelebt war, ängstete die deutschen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht. Gänzlich in die Enge getrieben, wandte er sich endlich an den Hof des Königs von Frankreich und durch dessen Geld unterstützt, kehrte er noch einmal 1556 zu neuen Werbungen nach Deutschland zurück. Zum Glück verhinderte sein Tod im nächsten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Mensch, der an seinen Ahnherrn Albrecht Achilles erinnerte, allein seine Kraft hatte durch innere Wildheit des Gemüths und in dem Schwanken der Zeit, welches die festesten Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung genommen.

Schon sein Aeußeres zeigte den wilden Krieger. Im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an der Seite, ritt er an der Spitze seiner Schaaren daher. Sein blondes Haar wallte weithin; das Gesicht war von der Sonne verbrannt, der rothe Bart erhöhte den abschreckenden Eindruck. Und gleichwohl hing das gemeine Volk ihm an; es war bei aller Rauheit keine Bosheit in ihm; und sein Haß gegen die geistlichen Fürsten fand im Volke Anklang.

Der Religionsfriede zu Augsburg. 1555. — Es war in dem Passauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, wo die Religonssachen und die Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser ausgeglichen werden sollten. Karl selbst betrieb ihn aufs Eifrigste, damit es nicht scheine, als habe er Furcht vor der Untersuchung; allein die deutschen Angelegenheiten selbst waren ihm, wer mag ihn deshalb tadeln? — gleichgültig, ja verhaßt geworden. Er übertrug sie seinem Bruder Ferdinand und dieser hat sich ihrer mit dem edelsten und rühmlichsten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langsamkeit der deutschen Fürsten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeschlagene Versuche, brachte er endlich 1555 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausschuß zu der Untersuchung und Ausgleichung der Religionszwiste niedergesetzt: er bestand aus den Gesandten von Oestreich, Baiern, Brandenburg, Würtemberg, Eichstädt, Straßburg, Jülich, Augsburg und Weingarten, und sie arbeiteten mit löblichem Eifer an dem großen Werke. Der römische König unterstützte sie kräftig darin, er räumte alle äußern Hinternisse ihrer Arbeit aus dem Wege, und als er unter anderm, wie sein Kanzler Zasius erzählt, erfahren „daß mehrere geistliche Fürsten viel unnöthige Disputationen übten und im Werk ständen, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa

dem andern Theil auch zu noch mehrere Schärfe Anlaß zu geben," so schickte er den Zasius und seinen Vicekanzler Jonas zu ihnen und ließ sie mit allem Ernste ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen; und dieses wirkte.

Ebenso zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Protestanten so viel Ernst und Nachdruck, daß auch sie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen in Deutschland freistehen solle, zu der Augsburgischen Confession, mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter, überzugehen. Dagegen erhob sich aber die katholische Partei mit der größten Entschiedenheit. Wenn dieses erlaubt sei, erklärten sie, so würden bald alle Kirchengüter in Deutschland in den Händen der Protestanten sein. Vielmehr müsse, wenn ein geistlicher Fürst für seine Person zu der neuen Lehre übergehe, seine Stelle sogleich mit einem Katholiken besetzt werden. Die Protestanten mußten für jetzt nachgeben, behielten sich aber vor, bei einer andern Gelegenheit diesen Gegenstand von Neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieses der wichtige Streit über den geistlichen Vorbehalt.

So kam endlich den 26. September 1555 der Religionsfriede zu Augsburg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Protestanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nun auch rechtlich gestattet und sie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geistlichen Stiftungen. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen, sondern ein jeder sollte frei seinem Glauben folgen. Zwar sollte jeder Landesherr die herrschende Religion seines Landes bestimmen, aber dennoch keinen seiner Unterthanen zu einer bestimmten Kirche zwingen können; sondern einem jeden solle es frei stehen, der Religion wegen auszuwandern! Dahin war es also noch nicht in der gegenseitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte. — Noch eine, den Protestanten vortheilhafte, Bestimmung war die, daß ihre Confessions-Verwandten auch Mitglieder des Reichskammergerichts sollten werden können.

Nach dem Abschluß des Religionsfriedens kamen in dem churfürstlichen Collegio auch die ehemaligen Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl wollte keiner der übrigen Reichsstände eine solche Untersuchung geführt wissen, und sie unterblieb.

100. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556.

Durch diesen Frieden war die Trennung der Religionsparteien in Deutschland auf immer befestigt. Karl, welcher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an solchem Zustande der Dinge keine Freude haben; Deutschland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünschten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müssen, wie sich das fremde Volk in die deutschen Angelegenheiten gemischt hatte, und sein Geist sah voraus, welchen Einfluß diese ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des spanisch-östreichischen Hauses wieder getrennt sei, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in seinen Schranken gehalten hatte. So

lagen die größten Entwürfe seines kühnen Geistes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer sein Eifer gewesen war, desto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in seiner Seele sein, zumal da sein Körper immer mehr durch eine schmerzhafte Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meisten mit Freude blicken konnte, in welchem sein Leben eine wohlthätige Spur zurück ließ, Spanien, hatte schon an seinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen besaß. So wurde Karls Gedanke, gleich dem Diokletian, an dessen Beispiel er oft dachte, seine Kronen niederzulegen und in die Einsamkeit eines klösterlichen Lebens einzukehren, zum festen Entschlusse. Schon früher hatte er diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen.

Im Herbste 1555 ließ er seinen Sohn Philipp, den er vor Kurzem mit der englischen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüssel kommen und vollzog am 25. October die feierliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Diese Handlung geschah in demselben Saale, in welchem Karl vor 40 Jahren für mündig erklärt war. Welch ein wechselvolles, großartiges Leben lag zwischen jenem Augenblicke und dem jetzigen! Mit Mühe erhob sich der kranke Kaiser, auf die Schultern Wilhelms von Oranien gestützt, aus seinem Sessel und hielt eine so rührende Rede, daß die ganze, große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er seit seinem 17. Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe, und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sei. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er Alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen." Dann wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück.

Am 15. Januar des folgenden Jahres 1556 geschah zu Brüssel eben so feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand durch eine Gesandtsaft, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien stand. (Ferdinand übernahm die Regierung auch sofort selbstständig, allein erst im Anfange des Jahres 1558 ward er zu Frankfurt durch die Churfürsten förmlich anerkannt, beschwor die Wahlcapitulation und wurde ihm von dem Erzkämmerer des Reiches, dem Churfürsten Joachim von Brandenburg, die Reichskrone aufgesetzt, welche die kaiserliche Gesandtschaft, nebst dem Scepter, aus Karls Auftrage von Brüssel mitgebracht hatte.)

Am 17. September 1556 schiffte sich Karl mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein und behielt sie bei sich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch sie ihn verlassen und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in einer anmuthigen Ge-

gend von Estremadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Die Gegend, von frischen Quellen und Bergwassern belebt, genoß den alten Ruf gesunder Luft. Hier lebte er nun, fern von aller Gesellschaft, selbst ohne seine Schwestern zu sehen, zwei einsame Jahre lang. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten getheilt, welche er sehr liebte, doch stand er mit seinem Sohne in fortwährendem Briefwechsel und war nicht ohne Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens. Dabei bebaute er seinen Garten und verfertigte sich Uhren und andere Werke. Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt und versuchte sie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach einem Gesetze bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!"

Endlich, kurz vor seinem Tode, soll er auch, um die Entsagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu feiern, sein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Prozession im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bei dieser furchtbaren Feierlichkeit brach das tödtliche Fieber aus, welches schon in seinem Körper lag. Mehrere Tage hindurch lag er unter vielen Thränen vor einem Kreuzesbilde oder hielt es umschlungen. Arzneien wies er zurück; er verlangte nur nach den Sacramenten, welche ihm der Erzbischof von Toledo reichte und nach der letzten Oelung nochmals reichen mußte. Darauf starb er mit den Worten: „Du bleibest in mir, auf daß ich in Dir bleibe." Es war am 21. September 1558, im 59. Jahre seines Alters.

Karl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte ein schöner, stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, welches von blasser Farbe war. Sein Haar war hell und sein Auge blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus. — Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst die, welche zu der entgegengesetzten Partei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

101. Ferdinand I. 1556—64.

Wie Ferdinand schon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit gewendetes Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es auch als Selbstherrscher in Deutschland. In seinen Handlungen, wie in seinem ganzen Wesen drückte sich eine besondere Güte und eine sanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine natürliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit war ihm so sehr Bedürfniß, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiser die Geschäfte." In seiner Jugend hatte er sehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die

Erziehung eines Fürsten gelesen, und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er fast auswendig.

Dieser treffliche Fürst, der mit ganzer Seele Katholik war, der seine Söhne in seinem Testamente noch auf das Dringendste ermahnte, „fest, beständig und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, römische Kaiser und Könige, auch löbliche Fürsten von Oestreich und Burgund und Könige von Spanien gethan, und dafür von Gott dem Allmächtigen gesegnet seien," — dieser Fürst trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menschen eingeboren ist, fest in seinem Gemüthe und gab ein Beispiel, wie Duldung und Nachsicht mit der treuesten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen sind. In seinen Erblanden verbreitete sich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, besonders dadurch, daß bei dem großen Mangel an Unterrichtsanstalten sehr Viele, die ihren Kindern Bildung geben lassen wollten, besonders die Adeligen, sie nach dem Auslande schickten und meistens die Universität Wittenberg wählten, weil sie durch Gelehrsamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn, als könne und dürfe solche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr kam er auf innere Mittel der Einigung und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trident benutzen.

In Deutschland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergestellt; allein die innere Beruhigung folgte nach so großen Stürmen nur langsam und schwer. Die Parteien beobachteten sich noch immer mit Furcht und Eifersucht; die widersinnigsten Gerüchte über feindliche Absichten der Gegner fanden in den gespannten Gemüthern leicht Glauben. „Wenn ein Fürst einen Obersten oder Rittmeister in Bestallung nimmt, so ist Mißtrauen," sagt des Kaisers Kanzler Zasius, „und jedes rauschende Blatt giebt zum Verdacht Anlaß."

Die innere Spaltung Deutschlands wurde noch vermehrt durch die Parteien unter den Protestanten selbst. Die Reformirten, die sich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, so wie diese ihnen. Unter den Fürsten erklärte sich zuerst der Churfürst von der Pfalz für sie. Die Lutheraner zerfielen aber selbst unter sich in zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geist und Grundsätzen, diese hielt sich an Luthers Buchstaben und verfocht ihn mit Feuereifer, eben weil sie nur den Buchstaben verehrte und in Wort und Formen das Wesen zu besitzen glaubte. Die, welche um diese Zeit am lautesten ihre Stimme in der protestantischen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, das Maaß und die Ruhe in seinen Bewegungen zu halten. Statt des stillen Forschens, um den Geist zu läutern, und statt des christlichen Handelns, welches erst Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen soll, setzte man das Christenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenschaften stiegen auf den höchsten Grad; statt der Gründe gebrauchte man endlich die gehässigsten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiser Ferdinand Recht, in seinem, schon oben erwähnten, Testamente an seine Söhne von vielen Protestanten seiner Zeit zu sagen: „Da sie gar nicht einig noch einhellig seien, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie

es recht und gut sein könne, was sie glauben? Es könne nicht viel, sondern nur einen Glauben geben. Weil sie nun selbst nicht leugnen mögen, daß sie viel Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen sein."

Man hat sich oft gewundert, warum die protestantische Lehre sich nicht schnell über ganz Deutschland verbreitet habe, bei der günstigen Stimmung des Volkes und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben pflegt. — Das Räthsel löst sich größtentheils aus der baldigen innern Entartung des Protestantismus selbst. Wie mochte eine Lehre, welche so schnell in geistloses Wortgezänk überging und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menschen gewinnen? An vielen Orten sah man vielmehr Beispiele, wie manche, die vorher schon sich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, starker Damm, welcher sich von jetzt an dem Strome entgegenstellte, war der neuentstandene Jesuiter-Orden, gestiftet im Jahre 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem sehr eifrigen und weitschauenden Manne. Dieser Orden, recht eigentlich als Stütze des päpstlichen Stuhles errichtet, verbreitete sich bald durch alle Länder. Seine Verfassung war auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken berechnet und strenger Gehorsam war sein Gesetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorsteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten. So konnte die ganze Brüderschaft von einem Geiste regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach seinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu stellen, wo es den Absichten des Ordens am förderlichsten sein konnte. Ein feines, kluges Gewebe, welches sich schnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola 1540 die Bestätigung des Papstes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im Jahre 1608 zählte man über 10,000 Jesuiten und 1700 nahe an 20,000. Indem die Glieder des Ordens von den geistlichen Geschäften anderer Orden, sogar von allen kirchlichen Aemtern, ausgeschlossen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wissenschaften gespart, und so geschah es, daß sie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftsteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeisterter Missionäre und Gelehrten in allen Wissenschaften aufstellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Protestanten als Vertheidiger des katholischen Systems entgegentreten, die in kirchlicher Beredsamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete sich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürsten wie des Volkes wirkten sie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte seine Bemühungen tief eindringend. Er ist eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergessen werden, daß der Orden sich zu seiner Zeit wesentliche Verdienste um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholischen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters steht, so hat sie es vorzüglich der Gesellschaft Jesu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung dieser Gesellschaft eine mehr innere geworden, hätte sie sich auf das Gebiet des Geistes beschränkt, wäre ihre Sittenlehre eben so einfach und gerade gewesen, als ihr Wissen umfassend, und hätte sie nicht in die Regierung der Staaten mit unsichtbarem Arme eingreifen wollen, so würde die ganze katholische Welt ungetheilt ihr Andenken segnen. In der Geschichte

werden sie uns noch mehrmals als wirksame Mitspieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiser Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerst recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilio zu Trident kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunsche. Zur Beruhigung der Gemüther in seinen Erbstaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch seine Gesandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er sich die wohlthätigste Wirkung versprach; sie betrafen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, deren Bewilligung für die neuen Parteien, wie er sagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die baierischen und französischen Gesandten stimmten dafür und Letztere schlossen ihr Gutachten so: „Dieses können wir mit guter Treue und Glauben versprechen, daß zu dieser Zeit nichts dienlicher sei, die Gemüther der Christen miteinander auszusöhnen, die Religionsunruhen zu stillen und die Unsrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen, die bereits abgefallen sind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und christliche Bitte der kaiserlichen Gesandten gewährt wird." Allein, wie wenig ein scharfes und richtiges Urtheil über unsere Verhältnisse von einer Versammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Angelegenheiten unbekannten Männern bestand, bezeugen die kaiserlichen Gesandten, unter denen 4 Bischöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn: „Nun sehen wir es freilich ein," schreiben sie, „und wir greifen es gleichsam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht sagen können, daß dahier ohne großen Praktiken nichts auszurichten sei. Die Spanier wollen von der Vorschrift ihres Königs nicht einen Finger breit weichen. Die Italiener hangen ganz von dem Wink des Papstes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Bischöfe, die vielleicht den Zustand der jetzigen Zeiten besser kennen, sind die wenigsten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in Allem entscheidet. Von den Deutschen ist der einzige Bischof von Lavant im Namen des Erzbischofs von Salzburg zugegen, und vor einigen Tagen ist auch der Weihbischof von Eichstädt angekommen. Dagegen kommen schaarenweise die italienischen Erzbischöfe und Bischöfe, besonders solche, die aus reicheren und vornehmen Familien entsprossen sind. Alle aber hängen sie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgemein weiß man, wie einige gute und fromme Bischöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbesserung freimüthig gesagt haben, zu Rom übel angeschrieben sind. Sollten demnach diese heimlichen Umtriebe und menschlichen Affekten nicht gehoben werden, so wissen wir in der That nicht, was wir Gutes von hier erwarten sollten."

Diese und ähnliche Klagen wiederholten sich noch mehrmals, und so mißlang auch dieser letzte Versuch, durch eine unter dem Ansehen der Kirche vorgenommene, gründliche Untersuchung des ganzen kirchlichen Zustandes den Frieden in der Christenheit herzustellen. Und die Ursache des Mißlingens war dieselbe, welche schon zu Kostnitz alle Versuche dieser Art, und die redlichste Absicht der deutschen Vorsteher, vereitelte, — die Einmischung der Fremden nämlich, die unser Volk nicht kennen, und deren Einfluß, vom Anfange unserer Geschichte an, in den äußern wie innern Angelegenheiten, den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trident, außer vielen dogmatischen Bestimmungen, treffliche Grundsätze über die Sittenlehre des Christenthums

ausgesprochen, welche noch jetzt zur Richtschnur des Unterrichts in der katholischen Kirche dienen. Dieses Feld des thätigen Gottesdienstes ist es, welches alle Parteien vereinigt; es ist für Alle dasselbe, und zeigt Allen auf gleiche Weise den Weg, sich in Gesinnung, Wort und That als wahre Christen zu beweisen.

Am 9. December wurde das Concilium geschlossen; und nicht lange nachher starb auch Ferdinand, den 15. Juli 1564, im 62. Jahre seines Alters. Das sprechendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenschaften so oft das Urtheil bestimmten, von allen Parteien, von Katholiken sowohl als Protestanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

102. Maximilian II. 1564—1576.

Schon im Jahr 1560 hatte Ferdinand seinen ältesten Sohn Maximilian auf dem Churfürstentage zu Frankfurt zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und die Churfürsten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbewahrt zu werden verdienen: „Er sei mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechten, ehr- und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich deutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchsten begierig sei. Endlich sei er auch der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen, Sprachen kundig, also, daß er Alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sei, selbst werde verstehen, reden und ausfertigen können."

Ein anderes ehrenvolles Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. „Unser Böhmen," sagten sie, „befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt und er läßt alles unverändert bei seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt."

Und mit Recht konnten daher die Polen selbst von ihm sagen: „Er habe das christliche, gemeine Wesen, welches durch Empörungen und Zwietracht erschüttert sei, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe."

Und solche Gesinnung und Handlungsweise übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte sich öffentlich zu dem Grundsatze, „daß Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe." Das ist der Ruhm dieses Kaisers, und durch solche seine wie seines Vaters Trefflichkeit geschah es, daß Deutschland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die schreckliche Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit, zur Schande der Menschheit, veranstaltet wurde, Deutschland im Ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner seit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, ursprünglich zur völligen Aufhebung des Faustrechts eingesetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun

gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrausen des Faustrechts in dieser Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkischen Reichsritters, angesehen werden, welcher mit einem Ueberbleibsel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Franken hausete. Vorzüglich verwüstete er das Gebiet des Bischofs von Würzburg und ließ diesen selbst endlich in seiner eigenen Stadt erschießen. Das Kammergericht sprach die Acht gegen den Mörder aus, und dieser flüchtete sich nach Gotha, zu dem Sohne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe schwachsinnigen, Fürsten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürstenthum Sachsen wieder erobern wolle, darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schicksal, als sein Vater. Moritzens Bruder und Nachfolger, der Churfürst August, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen sollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch und zwang sie durch Noth zur Uebergabe. Der junge Fürst wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott, durch die Straßen der Stadt geführt. Dann saß er 28 Jahre lang zu Steyer in Oestreich gefangen und starb im Gefängniß. Grumbach aber wurde nach grausamen Martern durch das Beil des Henkers geviertheilt.

Statt des Faustrechtes, welches die Ausartung des Kriegswesens in der Lehnsverfassung gewesen war, wurde Deutschland in dieser Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgesucht; gleich als sollten die Nachtheile jeder Kriegsverfassung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethssoldaten, welche allenthalben hauseten, seit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb= und Musterplätze, das Ab= und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zusammengelaufenen Schaaren waren eine unerträgliche Landplage. Die Klagen aus Maximilians I. Zeit erneuerten sich. Kaiser Maximilian II. sagt in seinen Beschwerden, die er dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Wesen des deutschen Kriegsvolkes, welches ehemals vor andern Nationen wegen seiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Ansehen fast barbarischer Art, und wolle in solche Ausgelassenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne."

Auf solche Klagen verfaßte man denn auch neue und strengere Kriegsgesetze, oder sogenannte Reiterbestallungen. Allein das gründlichste Mittel, welches der Kaiser vorgeschlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürsten in Deutschland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgesetzt werden. Die deutschen Fürsten behaupteten: „Von Alters her sei es eine löbliche Art deutscher Freiheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so werde der Kriegsstand in Deutschland vernichtet, und zur Zeit der Noth würde es an Kriegern fehlen." — Wir vernehmen in solchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die deutschen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenlust getrieben zu solchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiser Maximilian brachte im Jahr 1575 die Wahl seines Soh=

nes Rudolph zum römischen Könige zu Stande und starb ein Jahr darnach auf dem Reichstage zu Regensburg, an demselben Tage und in derselben Stunde, als der Reichsabschied daselbst öffentlich bekannt gemacht wurde.

103. Rudolph II. 1576—1612.

Die lange Regierung dieses Kaisers hat den Zunder neuer, gewaltsamer Erschütterungen in Deutschland angehäuft und ist ein trauriger Beweis, wie in schwierigen Zeiten Unentschiedenheit und Trägheit fast schlimmer wirken, als selbst der üble Wille. Dieser kann dem Kaiser Rudolph nicht vorgeworfen werden, so wenig als Unwissenheit und Unverstand; allein sein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrscher zu üben hatte, und daher geschah das meiste ohne, vieles wider sein Wissen und Willen. Er stand unter der Herrschaft schlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beschwichtigt war, nahm wiederum zu, seit die katholischen Fürsten, auf den Rath der Jesuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren, d. h. die protestantischen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder wenn sie sich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weisen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürsten ihnen zwar keinen Vorwurf darüber machen, allein immer erschien es diesen doch als ein gewaltsamer Eingriff in die Gewissensfreiheit der Einzelnen und als ein Zeichen feindlicher Gesinnung gegen ihre ganze Partei. Und wohin solche Feindseligkeiten am Ende führen können, davon gaben Frankreich und die Niederlande um diese Zeit ein trauriges Beispiel. Der Kampf, den dieses letztere Land für seine Religionsfreiheit gegen Philipp II. und den eisernen Alba[1]) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelscenen nicht nur sehr lebhaft auf die Gemüther in Deutschland, sondern versetzte auch einigemale Krieg und Schrecken selbst hinüber auf das deutsche Gebiet, indem spanische Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Westphalen einrückten und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten sich in den deutschen Grenzländern selbst einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte sich eine Gesellschaft niederländischer Ansiedler mit einem protestantischen Prediger eingefunden und sie fanden bald so viele Anhänger, daß sie sich in gleiche Rechte mit den Katholiken einsetzten. Sie schlugen schon 1581 zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner sich widersetzten, ergriffen sie die Waffen, bemächtigten sich des Zeughauses und führten ihre Forderung mit Gewalt durch.

In dem benachbarten Kölnischen Lande ging es noch unruhiger. Der Churfürst Gebhard liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin in dem Stifte zu Gerresheim, und um sich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräfin, zu der neuen Kirche über. Aber sogleich wandte sich das Domkapitel und der Rath von Köln nach Rom und an den Kaiser, und bald erfolgten auch der Bannfluch,

---

[1]) Alba rühmte sich bei seiner Rückkehr nach Spanien öffentlich, daß er bis 18,000 Menschen in den Niederlanden durch das Schwert habe hinrichten lassen, und versicherte, er wolle, so alt er sei, einen seiner Füße darum geben, wenn sein König, — der doch eben nicht sehr nachsichtig war, — noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

so wie die Reichsacht, gegen den Erzbischof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger, und dieser setzte sich mit Hülfe von baierischen und spanischen Kriegsvölkern in den Besitz des Landes. Gebhard floh zuerst nach den Niederlanden und später begab er sich nach Straßburg, wo er Domdechant war. Hier starb er 1601. Die protestantischen Fürsten ließen seine Absetzung und Vertreibung ruhig geschehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürstlichen Rathe von der größten Wichtikeit gewesen wäre. Zum Theil mag sie die Achtung des Religionsfriedens zu dieser Unthätigkeit gebracht haben, und dieser Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutherisch Gesinnten hätten dem Churfürsten Gebhard deshalb ihren Beistand entzogen, weil er zu der kalvinischen Lehre übergetreten war, die sie fast eben so sehr haßten, als die katholische. Auffallend wenigstens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Casimir einen Versuch für Gebhardt machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln und schloß die Stadt eine Zeitlang ein, allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben sein Heer auseinander.

Dieser Johann Casimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger seiner Kirche und wollte von dem lutherischen Glauben nichts wissen, dessen Lehrer er aus seinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Deutschland so traurige Wirkungen des Parteihasses der Protestanten unter sich erfahren, als das pfälzische. Der Churfürst Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Casimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürst Ludwig, war der Augsburgischen Confession so sehr zugethan, daß er dem kalvinischen Hofprediger seines Vaters nicht gestatten wollte, dessen Leichenpredigt zu halten. Deshalb wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger sowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es sollen ihrer an 200 gewesen sein. Als Ludwig jedoch früh starb, und Johann Casimir die Vormundschaft über dessen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieser die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern, wie sein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde statt des sorgfältig eingeprägten lutherischen Katechismus der kalvinische mit aller Strenge beigebracht. Dieses nannte man christlichen Glaubenseifer! Und durch solchen Eifer mußte das pfälzische Land binnen 60 Jahren drei Mal seine Kirche ändern, so daß es anfangs lutherisch, dann reformirt, dann wieder lutherisch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da diese so gegen sich selbst eiferte. In der That folgte auch aus der Kölnischen Streitsache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin sich Gebhard mit drei gleichfalls protestantischen Domherren gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsstadt gewesen und größtentheils protestantisch geworden war, kam der Religionsspaltung wegen sogar in die Reichsacht und dadurch 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen sie vollzog.

Das uneinigste und zerrissenste deutsche Land war aber in Kaiser Rudolphs Zeit das östreichische selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit gestattet und hatte ihnen selbst durch einen Rostockischen Theologen David Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen las-

sen; da er jedoch ihren Gottesdienst von seiner Hauptstadt Wien ausschließen wollte, gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer, besonders ein gewisser Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden Andersdenkenden, die Klagen wurden immer lauter, und Rudolph, welcher ebenfalls parteiischen Rathgebern folgte, ging gleich so weit, daß er ihnen die vorher gestatteten Kirchen schließen und sogar in allen östreichischen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über diese Maßregeln wurde bald so groß und Rudolph hatte den Beistand seiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn so nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Regierung, weil er sich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag selbst besuchte, ja nicht ein einziges Mal im Lande erschien, sondern seine dorthin gesandten deutschen Soldaten frei und frech schalten ließ. Es entstand daher im Anfange des neuen 17. Jahrh. ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botschkai. Dieser ließ sich mit den Türken ein und bemächtigte sich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiser mit jedem Tage untheilnehmender in seiner Regierung. Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäftigte ihn mehr, als sein Reich, und diese Neigung führte ihn bald in die Hände betrügerischer Menschen, die ihn aus den Sternen der Zukunft deuten und die Kunst des Goldmachens lehren sollten. Und so wie sich an seinem Hofe solche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zusammenfanden, so mischten sich in Rudolphs Seele selbst auf wunderbare Weise die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden, hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben so sehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit, die Zerrüttung Ungarns, so wie die Unordnung der übrigen östreichischen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderlosen Kaisers nicht gleichgültig sein. Sie berathschlagten sich über das Wohl des Hauses und schlossen endlich 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaisers Bruder Mathias die Anordnung der Regierung in Oestreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolph war zwar Anfangs sehr ungehalten darüber, ließ sich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Matthias Oestreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des langen Krieges gelitten habe, durch Matthias wieder zu Ruhe und Wohlstand gebracht werden möchte." Und in der That gelang es demselben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botschkai's baldigem Tode ganz zum Gehorsam zurückzuführen.

Dem Kaiser Rudolph blieb also außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich Böhmen. Die protestantischen Stände dieses Landes, welche die günstige Zeit für sich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und sogar mit seinen Verwandten gespannt war, setzten ihm so lange zu, bis er ihnen im J. 1609 freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Ein-

räumung der Prager Akademie, und sogar die Freiheit zusicherte, außer den schon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Diese wichtige Urkunde nennt man den Majestätsbrief, und er ist es, welcher die erste Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die protestantische Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionsparteien in Deutschland, so wie der Anblick der Entzweiung des östreichischen Hauses, welches die Stütze der Katholischen gewesen war, verknüpfte die protestantischen Stände wieder näher mit einander und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündnisses zu Schutz und Trutz. Am lebhaftesten wurde dasselbe durch das pfälzische Haus betrieben, welches sich zu großen Ansehen hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz so eifrig dem reformirten Glauben anhing, so fiel dadurch bei den lutherisch Gesinnten sogleich ein übles Licht auf die Sache selbst, und sie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürst Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im Jahr 1608 einen neuen Bund unter dem Namen Union zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden dazu, nebst den wichtigen Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm. Man wollte sich „mit Rath und That beistehen, besonders die Religion beschützen; Pfalz sollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten." Man bewarb sich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte sich auch nicht abgeneigt, Sachsen dagegen weigerte sich ganz entschieden und antwortete: „Wenn man die Sache recht ansehe, so werde sich finden, daß sie zum Theil unnöthig und in Wahrheit nichts anders sei, als eine Trennung und Auflösung des ganzen Reiches, die sicher daraus folgen werde." — Wenn das Haus Pfalz ehrsüchtige und unreine Absichten bei der Sache gehabt hat, so hat es schwer genug büßen müssen.

Jülichscher Erbschaftsstreit. — Gleich im nächsten Jahr 1609 ereignete sich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geschlossene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und einige kleinere beherrschte, starb am 25. März dieses Jahres ohne Erben. Er hatte vier Schwestern, welche an deutsche Fürsten vermählt waren, und nicht nur diese, sondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Ansprüche auf die Erbschaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerst Besitz und errichteten einen Vertrag zu Düsseldorf, nach welchem sie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinschaftlich verwalten wollten. Der Kaiser dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürsten unzufrieden, schickte den Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, ab, um das Land als verfallenes Reichslehen zu besetzen. Dieser kam auch mit einigen Truppen, konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Festung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im Elsaß neue Haufen werben und dachte die Rechte des Kaisers mit Gewalt zu behaupten. Diese Einmischung des östreichischen Hauses regte hinwiederum die Union auf; sie versprach den beiden bedrohten Fürsten ihren Beistand und fing an zu rüsten; und überdies trat auch der französische König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und bestärkte sie in der Widersetzlichkeit gegen den

Kaiser. Es ist bekannt, wie dieser König mit großen Entwürfen zu einer Umgestaltung Europa's umging, wie er das östreichisch-spanische Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republik zu bilden gedachte, welche ein gemeinschaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld stellen sollte. Mit diesen Entwürfen hing auch seine Verbindung mit der Union in Deutschland zusammen; er hatte das Jahr 1610 bestimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oestreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieses Jahres in das Elsaß ein, zerstreute einige tausend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ, und klagte den Kaiser, zur Entschuldigung dieser Gewaltthat, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülichschen Erbsache an. Der Kaiser hätte diesen Fall, sagten sie, den alten Reichsrechten gemäß nicht allein, sondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürsten und Fürsten, entscheiden müssen.

Die Katholische Ligue. 1610. — Das rasche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindselige Verfahren der Unirten in allen Ländern geistlicher Fürsten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine: Mainz, Trier, Köln, Worms, Speier und andere, wie erobertes Land, mit Brandschatzungen und aller Gewaltthätigkeit heimgesucht. Da fingen die katholischen Stände auch an Zusammenkünfte zu halten und schlossen zu Würzburg 1610 auf 9 Jahre einen Gegenbund, welcher den Namen der Ligue annahm. Es waren vorzüglich die geistlichen Fürsten und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu bringen, wurde dem Herzog Maximilian von Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieser Bund so viel mehr Festigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beständiges Oberhaupt, sondern gewählte Anführer haben sollte, da sie aber aus lauter weltlichen Fürsten bestand, so strebte ein jeder nach dieser Ehre. Uebrigens wurde die Ligue ungefähr auf dieselben Grundlagen abgeschlossen, als die protestantische Union.

Die Ligue waffnete nun gleichfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, so ließen sich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für diesesmal wieder nieder.

Kaiser Rudolphs Absetzung in Böhmen und Tod. 1612. — Der alte Kaiser verbitterte sich seine letzten Lebensjahre selbst durch neue Zwiste in seinem Hause. Seinen Bruder Mathias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem schon erwähnten Leopold, Bischof von Passau; diesem wünschte er sein letztes Land Böhmen zu verschaffen, und ließ deshalb, nach übel berechnetem Plane, im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrücken. Die böhmischen Stände, welche dabei eine feindselige Absicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, schlossen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein und riefen den Mathias, welcher schon früher die Anwartschaft auf die böhmische Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein, und Rudolph mußte, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch diese Krone seinem Bruder abtreten. In diesen trüben Tagen soll er einmal im Unmuthe das Fenster seines Zimmers aufgerissen und diese Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böse Verkündigung angesehen werden können: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden, und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!"

Es blieb ihm von allen seinen Kronen nur noch die kaiserliche; vor der Schmach, auch diese zu verlieren, wie es nicht ohne Anschein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in seinem 60. Jahre, den 20. Januar 1612, wegnahm. Er sah demselben mit Ruhe und sogar mit Freudigkeit, als einen Befreier aus tausendfachen Sorgen, entgegen.

104. Mathias. 1612—1619.

Die Wahl des neuen Kaisers fiel auf den Aeltesten des östreichischen Hauses; sie geschah zu Frankfurt den 13. Juni und die Krönung, mit fast nie gesehener Pracht, den 24. Außer dem Churfürsten von Brandenburg waren alle andern Churfürsten und eine große Menge von Fürsten zugegen; es war, wie ein Geschichtschreiber sagt, als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die deutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Mathias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und 100 sechsspännige Wagen; und die andern Fürsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Versammlung sah, hätte Deutschland für das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besitze und sie in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers entdeckt, von welchem sie ihrer Partei große Vortheile versprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Der Fürst Christian von Anhalt, einer der Thätigsten unter den Letztern, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Fest hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, so werde Mathias keine großen Sprünge mehr machen."

In der That zeigte sich auch der neue Kaiser nicht so thätig, als man von ihm erwartet hatte; es schien, als wenn er seinen Bruder von seinen Thronen verdrängt habe, um dessen Zaudern und Unschlüssigkeit nur fortzusetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenschaften desto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenossen und bereiteten die schweren Ausbrüche des Hasses vor, welche noch unter Mathias Regierung den Anfang nahmen. In den östreichischen Ländern eiferten die Religionsparteien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menschlichsittliche Verhältniß zwischen ihnen war fast ganz vernichtet; denn solcher Haß, weil er das Heiligste berührt, was der Mensch besitzt, ist der unversöhnlichste.

Im übrigen Deutschland ereigneten sich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben so zwischen der Stadt Köln und den beiden Besitzern der Jülichschen Lande, weil diese, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mühlheim am Rhein in eine Stadt umzuschaffen suchten. In beiden Fällen entschied der Kaiser zu Gunsten der katholischen Partei und erregte dadurch bei den Protestanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mühlheim würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürstlichen Häuser, welche von der Jülichschen Erbschaft Besitz genommen hatten, unter sich selbst zerfallen wären. Der pfälzische Prinz Wolfgang Wilhelm sollte eine Tochter des brandenburgischen Hauses heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim

Mahle und durch die Wirkung des Weines, entstand ein Streit zwischen ihm und dem Churfürsten, beide vergaßen sich, und dieser gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlassung wichtigere Folgen in der Geschichte erzeugt; sie erstreckten sich auf das ganze Reichssystem bis in die spätesten Zeiten. Der erzürnte Prinz reiste sogleich von Berlin ab und schloß sich nun, aus Haß, eng an das baiersche Haus an, heirathete eine Tochter aus demselben und nahm selbst die katholische Religion an. Der Churfürst von Brandenburg dagegen, der für seine Jülichschen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Ligue oder der Spanier sie angriffe, suchte den Beistand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenossen beider Theile in die Jülichschen Länder ein; die Holländer besetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Wesel; und diese vollstreckten zugleich die Urtheilssprüche des Kaisers wegen Aachen und Mühlheim. So wurden die Bewegungen im Reiche schon feindlicher, und so fingen die deutschen Stände an Bündnisse mit dem Auslande zu schließen.

Noch höher stieg die Besorgniß der Protestanten bei der Bestimmung des Nachfolgers für den Kaiser Mathias. Er selbst und seine Brüder Maximilian und Albrecht waren kinderlos; diese beiden hatten auch keine Neigung zu den Geschäften der Regierung, entsagten daher der Nachfolge in den östreichischen Ländern und schlugen ihren Vetter, den Erzherzog Ferdinand, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain besaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiser war die ganze Sache sehr zuwider und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an seinem Bruder Rudolph fühlen; allein die Brüder drangen so sehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmischen Landtage 1617 wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Wien gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Bestätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König sich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung mische.

Dieser Ferdinand ist eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umschwunge seiner Zeit geworden und verdient eine ernste und gerechte Würdigung um so mehr, als er zu allen Zeiten mehr geschmäht oder leidenschaftlich gepriesen, als ruhig beurtheilt ist. Er war auf der Universität zu Ingolstadt in Baiern, vorzüglich durch Jesuiten, und unter den Augen des sehr eifrig katholischen alten Herzogs Wilhelm von Baiern gebildet, und von Kindheit an waren ihm die strengsten Grundsätze in Religionssachen eingeprägt. Er glaubte fest an eine allein seligmachende Kirche und hielt es für die erste Pflicht seines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort, so wie durchs Schwert, die Menschen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, so hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menschlichen Rücksicht und Nachsicht. Diesen Grundsätzen ist er mit voller Treue des Herzens, sein Leben lang, gefolgt; er glaubte sich zum Kämpfer für die katholische Kirche und zum Wiederhersteller ihres alten Glaubens von Gott bestimmt; aus diesem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er ist offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das ist seine Ehre in der Geschichte. Der Mann verdient Ehre, der dem, was er als recht und heilig erkannt hat, mit der vollen Kraft seines Wesens, frei und standhaft folgt. Ist Ferdi-

nand mit seinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen gewesen, indem er wähnte, der Gott, welcher seine Sonne über die Völker jedes Glaubens gleich milde scheinen läßt, könne nur auf eine Weise angebetet werden und wolle diese einzig rechte Weise mit Feuer und Schwert über den Erdboten verbreitet wissen, so haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm solche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befestigt haben.

Der junge Fürst fing gleich, nachdem er in seinen Ländern Herr geworden war, an, sie zu reformiren, das heißt, in die alte Weise des Gottesdienstes zurückzuführen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in seinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da sei; und da der Augsburger Religionsfriede in diesem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, so zwang er die, welche sich nicht zur alten Kirche halten wollten, seine Länder zu verlassen. Diese Maßregeln waren hart; es ist dem treu und inniggesinnten Menschen nichts härter, als die Stätte auf immer verlassen zu müssen, wo seine Voráltern gewohnt und wo er selbst die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entstanden. Vor Allen regten sich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn diese, die in ihren Bergen von dem schnellen und wogenden Verkehr der Menschen ausgeschlossen leben und im Angesichte der ewig festen, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der schwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen vor Allen am festesten an ihren Meinungen und an dem vaterländischen Boden. Und dennoch war in den Maßregeln des jungen Fürsten solche Festigkeit und Ruhe, und er zeigte so entschlossenen Ernst, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit schon vorgebeugt war, ehe sie sich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgestellt wurden, kein Blut floß. Und so war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor Aller Augen, in seinen Ländern, wo schon die größte Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine protestantische Kirche mehr zu sehen und wurde keine protestantische Predigt mehr gehört. Solche Thatkraft mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Stände in Deutschland, besonders der Churfürst von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des östreichischen Hauses neuen Antrieb, ihren Bund zu verstärken. Sie arbeiteten noch immer daran, Chursachsen zu gewinnen; aber umsonst. Im Stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegenstehen; aber viel wirkte auch der Wunsch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher seit Moritzens Tode in den meisten lutherischen Fürsten vorherrschend war. Daß die von Sachsen es treu gemeint, beweist ein Schreiben des Churfürsten an den Erzherzog Ferdinand, worin er ihn ermahnt: „weil es doch so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sei, sich zu bemühen, daß solches wenigstens einigermaßen hergestellt werde. Denn sollte es bei jetzigem, gefährlichem Zustand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, das Außerordentliche mit der äußersten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, so sei leicht zu erachten, das dieser Heilungsversuch zu eines oder des andern Theile gänzlichem Untergange ausschlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittel-

wege führen mußte, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einschlagen könne." — Diese Worte waren wie eine Ahnung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieselben nicht starr nur auf Einen Punkt gerichtet gewesen wären. Bald geschah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauses.

103. Die böhmischen Unruhen. Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen wollten die Protestanten in diesem Lande besondere Thätigkeit und größere Zuversicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten so viel beweglicher und fruchtbarer, trug sich mit vielen Sagen, welche den Protestanten große Gefahren verkündigten. „Der Majestätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, sei kraftlos, weil er von König Rudolph erzwungen sei", — so sollten die Katholiken sich geäußert haben; — „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen:" „Ein neuer König ein neues Gebot." „Dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen und mancher arme Gesell werde sich wohl dabei befinden." — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmische Löwe und der mährische Adler in Ketten dargestellt waren und ein mit offenen Augen schlafender Hase andeuten sollte, daß die Stände mit offenen Augen nicht wahrnehmen, welches Schicksal ihnen bereitet werde; — diese und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, schreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer bestimmten Veranlassung des Streites. In dem Majestätsbriefe war den Protestanten in Böhmen die Freiheit zugesichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholischer Stände; die Protestanten aber wollten darunter alle Genossen ihres Glaubens im Lande verstanden wissen. Nun fingen 1617 die protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs in dem Städtchen Klostergrab, und die des Abtes von Braunau in diesem letztern Orte an, ein Paar Kirchen zu bauen. Die Herrn wollten es nicht zulassen, beschwerten sich beim Kaiser, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbischof einen kaiserlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Klostergrab wieder niederreißen. Die zu Braunau aber wurde geschlossen, und als ein Aufstand deshalb erfolgte, wurden die unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen.

Nun aber schrieen die Protestanten über Verletzung des Majestätsbriefes, und sie fanden einen entschlossenen Anführer in dem Grafen Matthias von Thurn. Dieser, aus Görz an der italienischen Gränze gebürtig, jetzt aber in Böhmen einheimisch, eiferte mit aller Wärme des italienischen Blutes für seinen Glauben und seine Freiheiten und war zum Defensor der evangelischen Gemeinde in Böhmen erwählt worden. Als solcher rief er jetzt die protestantischen Stände in Prag zusammen. Es wurden Schreiben an den Kaiser entlassen, worin man um Abstellung der Beschwerden und Freilassung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaisers war härter als je eine. Die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände sehr getadelt, daß sie sich fremder Unterthanen

nen angenommen, das sie unerlaubte Zusammenkünfte gehalten und gesucht hätten, durch falsche Gerüchte von der Gefahr des Majestätsbriefes dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen, u. s. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es solle die Sache untersucht werden und einem jeden nach Verdienst geschehen", ließ die gereizten Gemüther das Aergste von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete sich das Gericht, dieses Schreiben sei nicht in Wien, sondern in Prag selbst in der kaiserlichen Statthalterei verfaßt und zwar besonders durch zwei katholische Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte sich nun auf diese, als den nächsten Gegegenstand. Sie waren beide schon längst verhaßt, weil sie an der Erwerbung des Majestätsbriefes vor 9 Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholische Kirche erzählte man sich arge Dinge. Martiniz sollte seine protestantischen Unterthanen mit Hunden haben in die katholische Kirche hetzen lassen, und Salvata die Seinigen durch Versagung der Taufe und des Begräbnisses zum katholischen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch solche Gerüchte gereizt war, erschienen die Abgeordneten der Stände am 23. Mai 1618, großentheils bewaffnet, sammt ihren Knechten, auf dem königlichen Schlosse zu Prag vor den Statthaltern und verlangten zu wissen, ob sie im Rathe gewesen, als das schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als sie die Antwort erhielten, daß erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in so wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und sagten: „Wir wissen, daß Adam von Sternberg, oberster Burggraf, und Dipold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben gewesen sind, aber die Ausfertigung desselben nicht gebilligt haben." Darauf führte man diese beiden in ein anderes Zimmer und nun stürzten sich Andere auf den Martiniz, schleppten ihn ans Fenster und warfen ihn hinab. Alle standen erschrocken da, bis der Graf Thurn auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herren, hier habt ihr den Andern!" Auf dieses Wort wurde auch er ergriffen und hinabgestürzt. Nun war noch der Geheimschreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angesehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug 56 Fuß; dennoch blieben alle drei am Leben, in dem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und anderm Kehricht gefallen waren; ja sie entkamen noch, wundervoll gerettet, unter mehreren Schüssen, welche auf sie geschahen.

Diese That haben die Böhmen nachher durch mehrere Beispiele aus ihrer früheren Geschichte, durch das Beispiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejischen Felsen herabstürzten, und aus dem alten Testamente, da die Königin Isabel, eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenster gestürzt sei, entschuldigen wollen. Doch fühlten sie wohl, daß solche Entschuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn sie nicht zugleich durch ernsthafte Rüstung vor ihr abschreckten. Daher wurde sogleich das Schloß mit ständischen Truppen besetzt, alle von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jesuiten aus dem Lande getrieben, weil man sie für die Urheber der feindseligen Absichten gegen die Protestanten ansah, und endlich ein Ausschuß von 30 Edelleuten zur Verwaltung des Landes angeord-

net. Dieses alles zeigte die Entschlossenheit zur Selbsthülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiser Mathias war in nicht geringer Bestürzung bei diesen Nachrichten. Mit wessen Hülfe sollte er die aufrührerischen Böhmen bezwingen? In den östreichischen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht besserer Stimmung. Nachgiebigkeit schien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das östreichische Haus zu retten, und selbst der Beichtvater und stete Rathgeber des Kaisers, der Kardinal Klesel, der eifrigste Gegner der Protestanten, rieth dazu. Aber solchen Gedanken widersetzte sich der Erzherzog Ferdinand mit aller Kraft. „Vor allem müsse man wissen, schrieb er dem Kaiser, daß Gott selbst die böhmischen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geschlagen, damit durch die erschreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion sie seien, abscheulich, unchristlich und strafwürdig erscheinen müsse, der Rebellen meister Vorwand, als thäten sie Alles der Religion halber, falle und zu Wasser werde. Denn unter diesem Vorwande hätten sie bisher nur getrachtet, ihren Landesherrn alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sei nun aber die Obrigkeit aus Gott, so müsse dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel sein und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieses Aeußerste geschehen lassen, damit sich die Herren auf einmal dieser Knechtschaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

Aus diesem Schreiben Ferdinands lernen wir am besten die Festigkeit seiner Grundsätze kennen. Zu den Worten fügte er zugleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte solchen Ernst, daß man sah, er werde sich durch des Kaisers Unentschloßenheit nicht hemmen lassen. Und durch seinen und der übrigen Erzherzoge Entschluß, welcher von dem Papste unterstützt wurde, geschah es auch, daß der friedlich gesinnte Kardinal Klesel unerwartet gefangen und wegen mancherlei Vergehungen angeklagt wurde. Die Absicht war, ihn von dem alten und schwachen Kaiser zu entfernen, der nun ohne Stütze war und den Erzherzogen Alles überlassen mußte. Von diesem Augenblicke an war die Ohnmacht des Kaisers ganz entschieden und die letzte Hoffnung friedlicher Beschwichtigung der Böhmen verloren.

Diese rüsteten gleichfalls und besetzten alle Städte ihres Landes bis auf Budweis und Pilsen, welche von den kaiserlichen Truppen besetzt blieben. Den Böhmen kam eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erste Beispiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, bloß durch seines Namens Ruf, tapfere Schaaren um sich sammelte und gleich den alten Kriegsfürsten der Deutschen zu der Römer Zeit mit seinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man seines Armes bedurfte. Solche Männer fanden sich auch damals ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen, Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten sich durch den Krieg; es mußte der Krieg sich selbst ernähren; und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre lang auf dem deutschen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernst von Mansfeld, ein Krieger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiste, der schon in vielen Gefahren mit gewesen war und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der sie gerade nicht brauchte, gab

ihm die Erlaubniß, den Unirten in Deutschland zu dienen; und diese schickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Bestallung erhalten. Er erschien ganz unerwartet und nahm den Kaiserlichen gleich die wichtige Stadt Pilsen weg.

Indeß starb der Kaiser Mathias den 10. März 1619, nachdem er kurz nach einander seinen Bruder Maximilian und seine Gemahlin vor sich hatte in die Grube steigen sehen; die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, so lange er lebte, beschlossen nun von dem feindlich gesinnten Ferdinand abzufallen.

106. Kaiser Ferdinand II. 1619—1637.

Ferdinand kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfalle bedrohend; Schlesien und Mähren ihnen befreundet; Oestreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten und von außen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus seinem Eifer gegen sie kein Hehl machte. Aber in diesen Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit. „Unangesehen aller der Gefahren", sagt von ihm Khevenhüller, „hat der hochlöbliche Herr nie verzagt, ist beständig in Religion und Zuversicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in seinen Schutz genommen und ihm wider aller Menschen Vernunft über dieses rothe Meer geholfen."

Der Graf Thurn rückte mit böhmischen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Absicht dieses Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworbenes Volk wisse, da suchte er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse künftig durchaus Gleichheit sein und jene nicht, wie bisher, gleich Oel oben auf schwimmen." Er kam bis vor Wien und seine Leute schossen sogar bis in die kaiserliche Burg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oestreich und damit die Hoffnung des Kaiserthums verloren gehen sollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und der Erziehung seiner Kinder in der Protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke, als Thurn in der Vorstadt von Wien am Stubenthor stand, den 10. Jun. 1619, erschienen sechszehn Mitglieder der östreichischen Stände vor Ferdinand und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündnisse, welches sie mit Böhmen schließen wollten. Ja ihr Anführer Thonradel ging sogar so weit, den König bei den Knöpfen seines Leibrocks zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte sogleich zu unterschreiben. — Aber in eben diesem Augenblecke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampierrische Reuter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig dessen, was im Schlosse vorging, unter Trompetenschall auf den Burghof. In der größten Bestürzung entfernten sich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reuter für absichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit [1]).

---

[1]) Seit dieser Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieses Reuterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt ist.

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von östreichischen Schaaren bedroht wurde, und diesen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den östreichischen Ländern noch nicht erfolgt war und in seiner Abwesenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entschloß er sich doch, nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu reisen. Die geistlichen Churfürsten waren gewonnen, auch Sachsen hielt fest an dem Hause Oestreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und so vermochte der Widerstand von Pfalz allein nichts gegen ihn; dasselbe gab ihm vielmehr, bei der Einhelligkeit der übrigen, ebenfalls seine Stimme, und so wurde Ferdinand den 28. August 1610 einstimmig zum Kaiser gewählt. Durch einen wunderbaren Widerspruch des Schicksals traf es sich, daß er in dem Augenblicke, als er mit den Churfürsten nach der Wahlhandlung aus dem Saale trat, um in die Bartholomäuskirche zu gehen, die Nachricht von seiner Absetzung in Böhmen erhielt, welche sich so eben unter dem Volke verbreitet hatte.

Friedrich V. von der Pfalz zum König in Böhmen erwählt, 1619—20. Fast in denselben Augenblicke nämlich, am 26. Aug., hatten die Böhmen auf einer allgemeinen Ständeversammlung Ferdinand als ihren König entsetzt, „weil er sich dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaisers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemischt, den Krieg in Böhmen gebracht, und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geschlossen habe;" — sie schritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholischer Seits der Herzog von Savoyen und Maximilian von Baiern, protestantischer Seits der Churfürst Johann Georg von Sachsen und Friedrich V. von der Pfalz vorgeschlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegersohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und selbst als entschlossen, großsinnig und freigebig galt. Die incorporirten Länder Mähren, Schlesien und die Lausitzen stimmten der Wahl bei, und selbst die katholischen Stände Böhmens gelobten Treue und Gehorsam. Friedrich wurde von Sachsen, Baiern, und selbst von seinem Schwiegervater vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin Elisabeth, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten desto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an und wurde den 25. October 1619 in Prag mit großer Pracht gekrönt. Er hielt es für seine Pflicht, wie er selbst sagte, seine Glaubensgenossen, die ihn berufen, nicht zu verlassen. Hätte der 23jährige König Geistesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, so würde die Geschichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften; aber das Geschick hat gegen ihn gerichtet; und er selbst hat im Unglück die Stärke und Besonnenheit nicht bewiesen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen sich entschloß.

Ferdinand dagegen begab sich auf seiner Rückreise von Frankreich nach München zu dem Herzoge von Baiern und schloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damals Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorsichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen und bedang sich vom Hause Oestreich den Ersatz aller

Unkosten und Verluste, selbst, wenn es sein müsse, durch Abtretung östreichischer Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen.

Ferner veranstaltete der Churfürst von Mainz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen, dem Churfürsten von Cöln und dem Landgrafen Ludwig von Darmstadt, auf welcher der Entschluß gefaßt wurde, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten, um sein Königreich und das kaiserliche Ansehen zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun, außer seinen Unterthanen, keine Hülfe als die Union; denn der Siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor war, trotz aller Versprechungen, ein sehr zweideutiger und unzuverlässiger Bundesgenosse und die Schaaren, die er mitunter nach Mähren und Böhmen schickte, waren fast Räuberhorden gleich. Die Union indeß rüstete sich, sowohl wie die Ligue. Ganz Deutschland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammentreffen mußten: da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten sich zu schwach, da auch Sachsen gegen sie war und Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiser aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von diesem Vergleiche ausgeschlossen wurde, denn nun konnte das liguistische Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöstreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Churfürst von Sachsen, in des Kaisers Namen, die Lausitz, nachdem er vier Wochen vor Bautzen gelegen und dasselbe nach tapferer Gegenwehr eingenommen hatte.

Friedrich V. fühlte sich im Gedränge, doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapferen Volkes, welches schon vor 200 Jahren in den Hussittenkriegen sein Vaterland gegen die gesammte Macht Deutschlands vertheidigt hatte, siegreich bestehen mögen. Aber er hat es nicht verstanden, sich das volle Vertrauen des Volkes zu erwerben. Sein Leben war sorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hätte die Böhmen selbst seinen deutschen Rathgebern und Anführern nachgesetzt. Der Böhmische Adel, welcher die ganze Veränderung eigentlich hervorgebracht und geleitet hatte, benutzte sein Uebergewicht zu seinem Vortheil, beeinträchtigte die Bürger in ihren Gewerben und wälzte auf sie und den Landmann die Lasten der Abgaben. Es wurde laut über die Steuern, so wie über den Druck des Kriegsvolkes geklagt, dazu verletzte die calvinische Partei durch ihre kirchliche Herrschsucht eben so sehr die Lutheraner, als die Katholiken. Friedrich vermochte diese widerstrebenden Elemente nicht zu zügeln, und diese seine Schwäche hat ihn ins Verderben gestürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8. November. — Bei der Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren nach Prag und verschanzten sich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verschanzungen aber fertig waren, zogen die Oestreicher

und Baiern heran und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entscheidung ungewiß lassen wollte. Und in wenig Zeit mehr als einer Stunde war das Schicksal Böhmens entschieden, Friedrichs Heer, trotz der tapfern Gegenwehr einzelner Abtheilungen, geschlagen und alles Geschütz nebst 100 Fahnen von dem Feinde erobert. Friedrich selbst, der bei dem Anfange der Schlacht ruhig an der Tafel saß, die er nicht verlassen wollte, sah das Ende derselben nur aus der Ferne, von den Wällen der Stadt, mit an und verlor mit ihr sogleich alle Entschlossenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag, welches sich noch hätte vertheidigen können, nach Schlesien; konnte sich auch hier nicht zu bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Der Kaiser aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden.

Prag ergab sich sogleich; ganz Böhmen außer Pilsen, welches Ernst von Mansfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiel; die pfälzischen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola besetzt, und die Union löste sich, aus Furcht vor ihrer Nähe, 1622 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der Schmalkaldische Bund, und beide sind, gleichfalls durch übereinstimmendes Schicksal, von den Niederlanden aus zerstört worden; denn erst durch die niederländischen Truppen unter dem Grafen Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger¹).

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiser an dem Lande übte. Drei Monate lang geschah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an einem Tage und in einer Stunde 48 der Anführer der protestantischen Partei gefangen genommen, und nach vorgenommener Untersuchung 27 von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenstande, sieben vom Ritterstande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, so wie auch dasjenige der Anwesenden und als Verbrecher Erklärten; unter diesen war der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, die böhmischen erst, die deutschen, den Churfürsten von Sachsen zu schonen, später; endlich, 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Man schätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieser Zeit Böhmen verlassen haben, auf 30,000; sie wendeten sich meistentheils nach Sachsen und Brandenburg.

Viel glücklicher kam Schlesien davon, welches durch Vermittelung des Churfürsten von Sachsen die Bestätigung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheiten und eine allgemeine Amnestie erhielt und so den Protestantismus in seinen Grenzen rettete.

107. Kriegsunternehmungen in Deutschland. 1621 — 1624.

Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt

¹) Ein Wink für das nördliche Deutschland, wo seine schwache Seite zu suchen ist.

und der Churfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst aus der rastlosen Thätigkeit eben jenes Ernst von Mansfeld, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Unerwartet sammelte er, nachdem er endlich Pilsen verlassen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zusammen, und zwang das liguistische Heer unter dem bairischen Feldherrn, Johannes Tserklas (seit 1623 durch des Kaisers Erhebung Graf) Tilly, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte seinen Gegner 1621 durch schnelle und kluge Märsche irre und verheerte dabei die katholischen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rheine, und endlich das schöne blühende Elsaß.

Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit Mansfeld. Er wollte nicht als deutscher Reichsfürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müsse, sondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte schien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer des vertriebenen Churfürsten aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, und nun suchten beide zum zweitenmal das Elsaß heim; dann wandten sie sich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen ein, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt zogen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt, und in dieser Zeit war es, als er sich der vortrefflichen Heidelberger Büchersammlung bemächtigte, aus welcher der Herzog von Baiern dem Papste Gregor XV. die kostbarsten Handschriften schenkte. Sie wurden nach Rom gebracht und mit der großen vatikanischen Bibliothek vereinigt [1]).

Jetzt schien wieder ein Augenblick gekommen zu sein, da die Ruhe in Deutschland hergestellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in seinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt sich, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien

[1]) Im J. 1816, auf Verwenden des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, sind sie, freilich nur zum kleineren Theile, zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

ausdrückt, „zur Ausrottung der aufrühreriſchen Factionen, welche durch die kalviniſche Ketzerei am meiſten genährt würden," von der Vorſehung berufen, und ſah in den bisherigen glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu ſeinem Ziele war es, wenn ſein Freund der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienſte, mit der pfälziſchen Churwürde belehnt wurde; ſo hatten beide ſchon ins Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien ſagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürſtlichen Collegio haben, ſo werden wir für immer ſicher ſein, daß das Reich in den Händen der Katholiſchen und bei dem Hauſe Oeſtreich bleiben werde."

Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Proteſtanten zu dem heftigſten Widerſtande zu reizen und beſonders das bis jetzt treue churſächſiſche Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch ſetzte Ferdinand ſeinen Willen durch: auf dem Churfürſtentage zu Regensburg 1623 ſchritt er raſch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachſen durch die Einräumung der Lauſitz zur Einwilligung bewogen.

In demſelben Jahre wurde der Herzog Chriſtian von Braunſchweig durch Tilly bei Stadtloo (im Münſterſchen) geſchlagen, da er ſich eben wieder im Felde zeigte; und ſo ſchien das Glück des Kaiſers Zuverſicht nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder ſollten in der Kette dieſes wechſelvollen Krieges ſich an einander reihen.

108. Krieg mit Dänemark. 1624—1629.

Die Proteſtanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schickſal erwarten zu dürfen, ſo lange noch einige Kraft und Beſonnenheit in ihnen ſei. Zuerſt regten ſich die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes, an deſſen Grenzen der furchtbare Tilly mit ſeinem Heere ſtand. Da ihre Vorſtellungen um ſeine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen ſie an zu rüſten und erwählten den König Chriſtian IV. von Dänemark, als Herzog von Holſtein, zum Kriegsoberſten des Kreiſes. Er verſprach eine anſehnliche Hülfe, und auch England hatte eine ſolche zugeſagt. Chriſtian von Braunſchweig und Mansfeld erſchienen wieder und warben Krieger mit engliſchem Gelde.

Bisher war der Krieg in Deutſchland von katholiſcher Seite faſt einzig mit dem Heere der Ligue geführt; bei den größeren Anſtalten der Gegner forderte dieſe auch vom Kaiſer eine nachdrücklichere Unterſtützung. Der Kaiſer wünſchte ſelbſt ein eignes anſehnliches Heer ins Feld zu ſtellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geſchehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüſtung. Da erbot ſich ein Mann, welcher als Einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, dieſe Verlegenheit durch eigne Kräfte zu löſen.

Albrecht von Wallenſtein, eigentlich Waldſtein, war aus einem edlen, böhmiſchen Geſchlechte entſproſſen, und 1585 von lutheriſchen Eltern geboren; da dieſe jedoch früh ſtarben, wurde er von einem mütterlichen Oheim in ein adeliges Convictorium der Jeſuiten in Olmütz gebracht und ſo der katholiſchen Kirche zugeführt. Später reiſte er mit einem reichen Edelmanne aus Mähren durch einen großen Theil Europa's und lernte Deutſchland, Holland, England, Frankreich und Italien kennen. Der gelehrte Begleiter der beiden Edelleute, der Mathematiker und Aſtrolog Peter Verdungus, ſpäter ein Freund Kepplers, regte Wallenſteins Neigung zur

Astrologie an, und in Padua wurde er durch den Professor Argoli in die Cabbala und andere geheime Wissenschaften von den Sternen eingeweiht. — Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu dieser gefährlichen Wissenschaft, die damals das ganze Zeitalter, und selbst große Männer, wie Keppler, beschäftigte; seine Seele verlor sich in ihren dunklen Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eigenen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei. Ein unbegränzter Ehrgeiz füllte seine Seele, und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen; darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar.

Er schloß sich an den Erzherzog **Ferdinand** an, in welchem er den festen und entschiedenen Charakter erkannte, und zog ihm 1617 mit 200 auf eigene Kosten geworbenen Reutern in einem Kriege gegen Venedig zu Hülfe. Zur Belohnung verschaffte ihm Ferdinand die Stelle eines Obersten der Landesmiliz in Mähren. Während der böhmischen Unruhen half er Wien gegen die Böhmen decken, focht gegen **Bethlen Gabor** von Siebenbürgen, der auf die Krone Ungarns Anspruch machte, und versah die Stelle eines Generalquartiermeisters im kaiserlichen Heere unter Boucquoi, während dieser mit Maximilian von Baiern die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann. Nach dieser Schlacht focht er wieder gegen Bethlen, gegen welchen die tapfern kaiserlichen Feldherren Dampierre und Boucqui gefallen waren, schlug ihn zurück und nöthigte ihn zum Frieden und zur Entsagung der ungarischen Krone. Für solche Verdienste und zugleich zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege und die von ihm selbst aufgewandten Kriegskosten, indem er mehrere Regimenter selbst ausgerüstet und unterhalten hatte, bekam Wallenstein 1622 die Herrschaft **Friedland** in Böhmen und mit ihr bald den **Fürsten**- und später den **Herzogs**namen. Außerdem aber kaufte er noch für eine sehr große Summe Geldes, — man berechnet sie zu mehr als 7 Millionen Gulden, — über 60 Güter böhmischer Edelleute, welche von dem Kaiser nach dem Siege bei Prag confiscirt waren, und kam so in den Besitz eines mehr als fürstlichen eignen Grundvermögens. Das Herzogthum Friedland enthielt 9 Städte und 57 Schlösser und Dörfer und zog sich in einer Länge von 10 und einer Breite von 6 bis 8 Meilen an der nördlichen Grenze des Königreichs hin. — Darnach, während Tilly an der Spitze des liguistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte er still sinnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich, ein solches, fast ohne Kosten für den Kaiser, zusammenzubringen. Nur bedang er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen und nicht etwa ein Heer von 20,000, sondern von 50,000 Mann zu werben; ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu ernähren wissen.

Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt; solche Gewalt hatte schon damals der Ruf seines Namens. — Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, befeuerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und sein beständiger, wortkarger Ernst erhielt strengen Gehorsam. Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht

ein: eine lange, stolze Gestalt, das in's Röthliche spielende Haar kurz abgeschnitten, die Stirn hoch und gebieterisch, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbste 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mochte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beide führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich ihm bei Göttingen entgegenstellen wollten, aus einander getrieben, zog sich in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegenden noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgeschlagen, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die östreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen, ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergeräth, entließ seine Krieger und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zu. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete seinen Degen um und erwartete stehend, auf zwei Kriegsgenossen gestützt, sein Ende. Er starb den 20. November 1626, im 46. Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In diesem selben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 27 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn, und dazu war keine Einigkeit unter den Fürsten des niedersächsischen Kreises, von denen sogar der Herzog Georg von Celle, General der niedersächsischen Kreisarmee, in des Kaisers Dienste überging. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug sehr erleichtert war, konnte es der König Christian doch nicht gegen Tilly vertheidigen, sondern wurde von ihm am 27. Aug. bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen gänzlich aufs Haupt geschlagen und verlor sein ganzes Geschütz und 60 Fahnen.

Im Jahr 1627 drang Wallenstein wieder durch Schlesien, welches er ganz von Feinden befreite, nach Norddeutschland vor, durchzog Brandenburg und Meklenburg und fiel mit Tilly in Holstein ein, um den dänischen König ganz aus Deutschland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feste Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt und auf furchtbare Weise verwüstet, der König mußte auf seine Inseln fliehen. Aus Wallensteins Briefen geht sogar hervor, daß er mit dem Plane umging, den Kaiser Ferdinand zum König von Dänemark wählen zu lassen, da ihm berichtet war, daß die Stände mit ihrem Könige unzufrieden seien. — In eben diesem Jahre kaufte Wallenstein zu seinen großen

Besitzungen auch noch vom Kaiser das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus in Schlesien um 150,000 Gulden hinzu.

Wallenstein, Herzog von Meklenburg, 1628. — Wallensteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachsen, und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um so eifriger, jemehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Liga ohnmächtig zu machen, auch sogen seine geworbenen Schaaren, die er zum Theil im südlichen Deutschland und am Rheine einquartirte, die Länder der geistlichen Fürsten schonungslos aus; unter ihren Anführern waren eben so viele Protestanten als Katholiken. Tilly aber mußte den übermächtigen Mann schon deshalb verwünschen, weil er alle Früchte des Sieges allein an sich riß. — Die Fürsten von Meklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten sich an Ferdinand, damit er die drükkende Kriegslast von ihren Ländern abnehme [1]); aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers, ganz Norddeutschland gehorchte seinem Winke und zitterte vor seinem Zorne. Er selbst lebte mit mehr als kaiserlicher Pracht und seine Befehlshaber ahmten ihm, in stufenweiser Abnahme, nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten und im wörtlichen Verstande den Hungertod starben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet; er berechnete mehr als 3 Millionen Gulden; diese konnte Ferdinand nicht aufbringen und entschloß sich lieber, die Herzöge von Meklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder zu berauben und seinem Feldherrn das Herzogthum Meklenburg als Unterpfand für seine Forderungen zu geben. So war Wallenstein nun ein Fürst des Reiches und übte sogleich, bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen. Vergebens flehten die Meklenburger für ihre alten Herzöge, deren Geschlecht fast ein Jahrtausend ihr Land beherrscht habe und die nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des niedersächsischen Kreises. Ferdinand vergaß auch diesesmal die Mäßigung im Siege und verletzte ungescheut die Verfassung des Reiches, indem die meklenburgischen Fürsten ohne Anklage vor dem Churfürstenkollegium, ohne Vertheidigung und Rechtsspruch, aus ihrem Stammlande vertrieben wurden. Es schien ihm zu wünschenswerth, an den Küsten der Ostsee einen katholischen Reichsfürsten zu haben, welcher Norddeutschland im Zaum halten und gegen die protestantischen Könige von Dänemark und Schweden gleichsam als Wächter dastehen konnte. Von diesem Punkte aus hoffte er wohl, den katholischen Glauben wieder im Norden herrschend zu machen. Auch scheint der Gedanke in ihm entstanden zu sein, den Handel der nördlichen Meere von dieser Küste aus zu beherrschen, denn Wallenstein nahm sogar den Namen eines Admirals der Nord- und Ostsee an und hatte keinen lebhafteren Gedanken, wie seine Briefe an den in seiner Abwesenheit das Heer im Norden befehligenden Obersten von Arnim bewei-

---

[1]) Man hat berechnet, daß allein die Churmark im J. 1627 von dem kaiserlichen Heere um 20 Millionen Gulden gebrandschatzt worden sei.

sen, als nur wo möglich alle dänischen und schwedischen Schiffe zu verbrennen, die in seinen Bereich kämen, und selbst eine Flotte zu errichten.

Von Meklenburg aus richtete Wallenstein nun seine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislaw war kinderlos, und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Meklenburg vereinigt werden. Vor Allem wichtig war für Wallenstein der Besitz der Stadt Stralsund, welche zwar unter der Landeshoheit der Herzöge von Pommern stand, aber als Glied des Hansebundes viele Privilegien und eine selbstständige Regierung im Innern besaß. Die Stadt hatte wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine Besatzung einnehmen. Sie weigerte sich; da ließ sie Wallenstein im Frühjahr 1628 durch Arnim belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden schickten einige Mannschaft und Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeseite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den stolzen Feldherrn; „und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre“, rief er aus, „so müßte es herunter!“ — Und nun rückte er im Juni selbst vor die Stadt und ließ wiederholt stürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth deutscher Bürger, unter besonnener Leitung, vermochte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret und wohl 12,000 Krieger in den blutigen Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenstein selbst dem Kaiser zu, ihn zu schließen. Da er selbst Reichsfürst geworden, mochte er die Vernichtung der deutschen Fürstenmacht nicht mehr für dienlich halten. Der König erhielt durch ihn einen sehr günstigen Frieden zu Lübeck, den 12. Mai 1629; er bekam alle Länder wieder, ohne Kriegskosten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Meklenburg zwei treue Bundesgenossen für seine eigene Rettung auf. Er versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht anders denn als Reichsstand einzumischen und gab dadurch stillschweigend das Recht auf, die Herzöge zu unterstützen. Wallenstein erhielt nun einen förmlichen Lehnbrief über Meklenburg vom Kaiser.

109. Das Restitutionsedict 1629.

Wie mochten die Gemüther der so hart geängsteten friedlichen Bürger in Deutschland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Kaiser entgegenstand, da Baiern ruhig im Besitze der Churwürde und des Theiles der pfälzischen Länder war, welcher ihm als Kostenersatz zugesprochen war, und da die Protestanten so ohne Hoffnung zu sein schienen, daß von ihnen gewiß keine neue Feindseligkeiten ausgehen konnte. Der Krieg hatte schon zwölf Jahre gedauert und jedes Jahr hatte Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das Ende gefunden werden mögen, wenn die siegende Partei die rechte Grenze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiser nun, nachdem seine Länder von der neuen Lehre gesäubert und in seiner vollen Gewalt waren, für die selbstständigen Glieder des deutschen Reiches den Religionsfrieden in seiner ganzen Kraft bestätigt, sein Heer abgedankt und das entkräftete, unglückliche Land von dieser Bürde befreit hätte. Aber dem menschlichen Gemüthe ist nichts schwerer, als sich selbst im Lauf des

Glücks zu bezähmen. Der Augenblick schien der katholischen Partei zu günstig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — sie verlangte von den Protestanten alle die geistlichen Güter zurück, welche seit dem Passauer Religionsfrieden vom Jahre 1552 von ihnen in Besitz genommen waren; nicht weniger nämlich, als zwei Erzbisthümer, Bremen und Magdeburg, 12 Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöstern. — Es war nie früher an eine Zurückforderung des so lange Besessenen gedacht worden; jetzt wurde sie, auf das Dringen der Katholischen, durch ein kaiserliches Edict feierlich befohlen, und dieses ist das berühmte Restitutionsedict vom 6. März 1629. „Es erschien," wie der deutsche Geschichtschreiber Schmidt sagt, „für die Protestanten ein Donnerstreich, und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken." Solches Frohlocken sollte noch unnennbaren Jammer über Deutschland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf deutschen Boden lasteten; sie wurden zu der Ausführung des Restitutionsedicts bestimmt und befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, die zu diesem Zwecke im Reiche umhergeschickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man schritt auch bald zur Vollstreckung und fing im südlichen Deutschland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg (der Ort also, wo der Religionsfriede geschlossen war), die geistliche Gerichtsbarkeit ihres Bischofes erkennen und auf den protestantischen Gottesdienst Verzicht leisten. Der Herzog von Würtemberg mußte seine Klöster herausgeben. — Dazu faßte der Bund der Liga auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg den Entschluß, „keins von den Ländern, die durch die Waffen erobert wären, sie seien weltlich oder geistlich, herauszugeben, es sei denn, daß der Bund zuvor des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß sei." Auf solche Weise schien den Protestanten von Seiten der Liga noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaisers.

110. Wallensteins Abdankung.

Die nächsten und lautesten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden und endlich mit unausweichbarer Gewalt auch des Kaisers Ohr trafen, ergingen über die unerträgliche Tyrannei des Wallensteinischen Heeres. Es verschonte weder befreundete, noch feindliche, weder katholische, noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugnisse überwogen die Vertheidigung, welche Wallensteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürstentage zu Regensburg endlich, im Sommer 1630 strömte eine noch größere Fluth von Klagen auf den Kaiser ein. Die kaiserlichen Krieger, so klagten die Pommerschen Gesandten, seien als Freunde in Pommern aufgenommen, und dennoch hätten sie allein im Fürstenthum Stettin 10 Millionen an Brandschatzungen beigetrieben. Sieben Pommersche Städte seien durch ihren Muthwillen in Asche gelegt und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserlicher Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislaw. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menschen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es sei fast kein Gräuel mehr zu denken, den sie nicht übten. Viele der

verarmten Bürger entleibten sich, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld, der Erfinder dieser Kriegsführung, legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigungen über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird," sagt er, „so sind sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten. Sie können ja wie auch ihre Pferde nicht von der Luft leben, und was sie antragen, seien es Waffen oder Kleidung, zerreißt und zerbricht. Da nehmen sie es denn, wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße dessen, was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen's nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plane ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen Alles, sie zwingen Alles, schlagen und zerschlagen Alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Bubenstücken aufs Höchste. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit noch arge List erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe. — Das Alles wissen wir, haben dessen auch mit unserm großen Herzenleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dann zu thun? Es ist damit nicht ausgerichtet, daß man's wisse und und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun und kein ander Mittel als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden."

Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten darauf drangen, daß Wallenstein, den ihr gesammter gränzenloser Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Baiern sehr entschlossen redete, willigte der Kaiser nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen. „Er messe dem Kaiser keine Schuld bei," sagte er ruhig zu den kaiserlichen Abgeordneten, Grafen Werdenberg und Freiherrn von Questenberg, „denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche. Uebrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone weg." — Er zog sich in sein Herzogthum Friedland zurück, zu dessen Hauptstadt er Gitschin erhoben hatte, die er sehr vergrößerte und verschönerte. Diese Abdankung Wallensteins geschah im Sept. 1630.

Die kaiserlichen Kriegsschaaren, die nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Liga, und das gesammte Heer kam unter den Oberbefehl Tilly's.

111. Gustav Adolph in Deutschland. 1630—32.

Die Kraft der protestantischen Fürsten war gelähmt und das Restitutionsedict wurde an vielen Orten bereits in Vollzug gesetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart kannte, konnte wohl vorhersehen, was er der neuen Kir-

che bereite, und daß wohl überhaupt die sei, ob in Zukunft eine protestantische Kirche in Deutschland sein werde? In dieser Gefahr kam derselben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin fast unbekannt in seinen nördlichen Wohnsitzen gelebt hatte; es waren die Schweden, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothisch-deutschen Stamme, eines der edelsten, welche sich germanischen Ursprungs rühmen. Bisher hatte es in seinem mit mancherlei Schönheit geschmückten, aber rauhen Lande, an Seen und Küsten, auf Hügeln und in Wäldern, auf altgermanische Weise gelebt und seit den ältesten Zeiten, da es unter dem gemeinschaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, sich nicht nach Außen gewendet. Aber in vielen inneren Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt. — Im Jahre 1611 folgte Gustav Adolph seinem Vater Karl IX. auf dem Throne, und er war es, den das Schicksal bestimmt hatte, sein Volk auf den größten Schauplatz der Weltgeschichte zu führen. In dem Gefühle solcher Bestimmung hat Gustav Adolph den Kampf gegen die überlegene Macht Oestreichs unternommen.

Dieser große König ist sehr verschieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geist heftiger Parteiung die einfache Ansicht der Begebenheiten und Menschen nicht gestattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion als Deckmantel der Kriegslust gedient habe; — Andere haben in ihm nur den begeisterten Kämpfer für seinen Glauben gesehen und alle die andern ehrgeizigen Regungen in seiner Seele geleugnet, welche die Gegner ihm zuschreiben. In Beider Urtheile mischt sich das Wahre mit dem Falschen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichem Sinne, welcher nur die Ehre der Person sucht; — obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unsterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in seiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung seiner Glaubensgenossen in Deutschland ergriffen; — wenn gleich Glaube und Frömmigkeit unauslöschlich in seiner Brust lebten; — sondern beide Triebfedern seines Gemüths wirkten vereint und standen zusammen unter einem andern Gesetze, welches sie verband. Dieses war das Gefühl seiner weltgeschichtlichen Bestimmung: daß er berufen sei, sein edles Volk, obwohl klein an Zahl, doch keinem an Tapferkeit und jeglicher Tugend nachstehend, aus der Dunkelheit hervor in seinen Rang unter die andern Völker Europa's einzusetzen. Bis dahin gehörte Schweden eben so wenig in die Reihe der bedeutenden Staaten, als im Alterthume die Macedonier vor Philipp und Alexander, und in der neueren Zeit Rußland vor Peter dem Großen; und wie das Leben der zuletzt genannten Männer erst recht verstanden wird, wenn wir es aus dem eben gezeigten Gesichtspunkte erfassen, so auch das Leben Gustav Adolphs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlassen, als jene Herrscher, mit welchen wir ihn vergleichen, so mögen wir bedenken, daß er im 38. Jahre seines Lebens, als er eben sein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte sich sogleich bei seinem ersten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Deutschland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Russen und Polen die Küstenländer Ingermannland, Karelen, Livland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn sein Volk in Europa eine

größere Bedeutung erlangen sollte, so mußte es an den Ufern der Ostsee, Schweden gegenüber, festen Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viele Veranlassungen zur Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiser Ferdinand gereizt und beleidigt; seine Fürsprache für die Protestanten in Deutschland und für seine Vettern, die Herzöge von Meklenburg, so wie seine Vermittelung bei dem dänischen Frieden, waren schnöde zurückgewiesen worden; Wallenstein hatte sogar den Polen 10,000 Mann Kaiserliche gegen ihn zur Hülfe geschickt. Noch mehr als alles dieses, welches leicht durch Worte vermittelt werden mochte, rief ihn aber die große Gefahr der protestantischen Kirche und die Furcht, daß sich an den Gestaden der Ostsee durch Wallenstein eine neue, gefährliche Macht zu Gunsten des Hauses Oestreich und der Katholiken bilden werde, zur That auf.

Schon die Gefahr der Stadt Stralsund hatte ihn, wie wir gesehen haben, zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert. Die Stadt bat um seine Hülfe, er gewährte sie und schloß sogar ein förmliches Bündniß mit ihr, wodurch sie sich in seinen Schutz begab. Ihre Rettung in der Wallensteinschen Belagerung verdankte sie recht wesentlich mit seinem Beistande. Jetzt nun, da die Gefahr des ganzen protestantischen Deutschlands dringender wurde, that er den größeren Schritt: er erklärte dem Kaiser Ferdinand förmlich den Krieg und landete am 24. Juni 1630 mit 15,000 Schweden an der Küste von Pommern. Als er an's Land gestiegen war, kniete er vor seinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen.

Als die Nachricht von seiner Landung zum Kaiser Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf sein bisheriges Glück, so wenig, daß diese Nachricht nicht einmal Einfluß auf die Sache Wallensteins hatte, dessen Absetzung gerade in diesem Augenblicke auf dem Reichstage zu Regensburg betrieben wurde. Man spottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden und nannte ihn den Schneekönig, der vor der kaiserlichen Sonne schon schmelzen würde. Allein seine 15,000 Mann waren eine Heldenschaar, Krieger gleichsam aus einer andern Welt; es war strenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüberstanden, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüsten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubensgenossen gemischt und es verband sie kein höherer Gedanke, sondern nur die Waffenlust und die Begierde der Beute. Jene aber hatten das Vertrauen, daß Gott mit ihnen sei; zweimal des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet und jede Schaar von ihnen hatte ihren Geistlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunst geschaffen; und er ist auch darin den berühmten Männern des Alterthums gleich, daß er seine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit seiner Stellungen, seiner Ordnung, seiner Angriffe, überraschte und sie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnung wohl zehn Reihen hinter einander gestellt, Gustav ordnete bei dem Fußvolk nur sechs, und bei der Reuterei vier hintereinander; dadurch gewann sein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des schweren Geschützes nicht solche Verwüstungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner. Auch waren die schwedischen Krieger, besonders das Fußvolk, nicht so schwer mit Harnisch und Schienen beladen und schof-

sen schneller mit ihren leichteren Musketen, welche nicht, wie bei den Kaiserlichen, auf eine Gabel gestützt zu werden brauchten.

Zu den ersten Unternehmungen bedurfte es noch keiner großen Anstrengungen. Die Kaiserlichen, die in den Gegenden der Ostsee nicht stark waren, wurden schnell aus Rügen und den kleineren Inseln an den Odermündungen vertrieben und Gustav rückte auf die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieser, alt und furchtsam, wagte es nicht, sich entschieden dem fremden Könige anzuschließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerstehen. Nach langem Zaudern, und indem Gustav sowohl mild und tröstend, als ernst zu ihm redete, übergab er ihm seine Stadt, welche für diesen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden sollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meisten protestantischen Fürsten des Reiches ganz unentschlossen, wie sie sich gegen den neuen Bundesgenossen benehmen sollten. Der König hatte sie alle zu einem großen Bündnisse aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaisers; andere fürchteten wohl die Herrschaft eines Fremden, wenn er glücklich sei; die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden mit dieser Stimmung der Fürsten. „Es hat mit allen Evangelischen jetzt die Beschaffenheit," sagte er in einer Rede an die Erfurter, „wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zusehen und die Hände in den Schooß legen und ruhen wollen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte nach bestem Vermögen befördern helfen." — Allein solcher Gemeingeist und solch klares Bewußtsein ihres Zweckes war nicht in den Protestanten. Sie waren nach Eigensucht und Vorurtheil unter sich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachsen schon seit langer Zeit sich absondernd, oft sogar östreichisch, so lange Pfalz an der Spitze gestanden hatte, schwankte jetzt noch in seinem Wollen, weil es sowohl Oestreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein schwacher Fürst, wurde von seinem Minister Schwarzenberg geleitet, welcher gegen das schwedische Bündniß war. Von den kleineren Fürsten, von denen viele entschlossener, aber in Oestreichs Gewalt waren, schlossen sich nur zwei, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachsen und Brandenburg, hielten im April 1631 einen Konvent zu Leipzig und beschlossen sich zu waffnen, um ihre Länder gegen jeden Angriff, von welcher Seite er komme, gemeinschaftlich zu vertheidigen. Der Kaiser indeß, welcher sah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entscheiden müssen, und nicht gedachte, einem Reichsstande seinen eigenen Willen zu lassen, gebot die Auflösung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürsten in Süddeutschland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verstärkt, rückte rasch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Sie verwüsteten das Land, ehe sie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieser furchtbare Krieg begann wieder in all seiner Schrecklichkeit. Wie hülfreiche Engel erschienen die frommen, genügsamen Schweden in ihrer Zucht

und Ordnung, und der Glaube ging in diesen Ländern vor dem Könige her, er sei als Retter von Gott gesendet.

Er wollte seinen Weg nur Schritt vor Schritt mit Sicherheit gehen und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen; daher forderte er von dem Churfürsten von Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, am 3. April 1631 mit stürmender Hand erobert hatte. Der Churfürst, obwohl mit Gustav verschwägert, der seine Schwester Eleonore zur Gemahlin hatte, zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor und hielt eine Unterredung mit ihm in der Haide zwischen Berlin und Köpenik. Noch immer zauderte der Churfürst. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entsetzen, (sie wurde hart von Tilly belagert,) jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so mache ich mich meinerseits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieses wirkte; der Churfürst übergab Spandau am 5. Mai. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um schleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angesicht des Feindes, über die Elbe zu gehen; er bat den Churfürsten von Sachsen um die Erlaubniß, durch sein Land zu ziehen, denn Dessau oder Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges sein; allein der Churfürst schlug sein Gesuch ab. Man unterhandelte und redete noch, — da war der schreckliche Tag der Eroberung schon gekommen und die unglückliche Stadt war verloren.

112. Magdeburgs Zerstörung. 10. (20.) Mai 1631.

Die Stadt Magdeburg, die sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Lehre bemerklich gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, versprach, ihm die Thore zu öffnen, stellte sogar Werbungen für ihn an, und Gustav, welcher die Wichtigkeit eines solchen Waffenplatzes einsah, freute sich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er ihre Belagerung an und der tapfere Oberst Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein Paar hundert Schweden unter Melcher von Falkenberg, welchen Gustav der Stadt zum Befehlshaber geschickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entschlossen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt und nannten ihrer eines zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly, und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger je größer; denn der alte Feldherr wandte alle seine Kunst an, sie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den sie schon nahe wußten; und als am 9. Mai, (nach dem alten Kalender, am 19. nach dem jetzigen,) der Donner des feindlichen Geschützes schwieg und die furchtbaren Stücke sogar aus den Schanzen abgeführt wurden, glaubten sie sicher, ihr Retter sei da.

Allein es war das Zeichen ihres Untergangs, die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiserne Feldherr beschlossen hatte. In der Nacht auf den zehnten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeschafft und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff bestellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis gegen Morgen; als alles still war, begaben sie sich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß schlug die schreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturm wird gegeben, von der Seite der Neustadt stürzen die Krieger unter Pappenheims Anführung zu den Mauern, und der Geschützesdonner erschallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeschossen wird. Schon ist sie hier und dort erstiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichsten Platz, eine Kugel streckt ihn todt zur Erde. Die erschrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem schrecklichen Mordgetöse, verlassen bald die Mauern und eilen in ihre Häuser. Viele fassen den thörichten Gedanken sich hier besser vertheidigen zu können, und schießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenstern, selbst Weiber schleudern Steine von den Dächern auf sie herab. Aber dieses vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit ist nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greise werden gemordet, Säuglinge werden gespießt und in die Flammen geschleudert; denn seit zehn Uhr Morgens wüthete auch schon das Feuer. — Kein Gräuel ist zu denken, der nicht geübt, keine menschliche Qual, die an diesem schrecklichen Tage nicht erduldet wurde. Es wird erzählt, einige menschlich fühlende Hauptleute seien zu Tilly ins Lager hinausgeeilt und hätten ihn gefragt, ob das Plündern nicht ein Ende haben solle; er aber habe geantwortet: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit und dann kommt wieder. Der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben.“ Allein diese Erzählung ist nicht erwiesen; Tilly war streng, aber nicht grausam.

Abends zehn Uhr war die alte, große Stadt bis auf 139 Fischerhütten an der Elbe, den Dom und das Liebfrauenkloster, in Asche verwandelt; mehr als 20,000 Menschen hatten einen schnelleren oder langsameren Tod durch Schwert, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tausend Unglückliche, die fast schon entseelt vor Hunger und Durst hervorgezogen und auf Tilly's Befehl mit Speise und Trank versehen wurden. Sein Zorn war gestillt, aber das Glück, welches ihm immer treu gewesen, wich von diesem Tage an von ihm.

113. Gustav Adolph und Tilly. Die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld. (7. [17.] Sept. 1631.)

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug und blieb fest in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Auch lag es ihm am Herzen, die vertriebenen Herzöge von Meklenburg wieder in ihr Erbe einzusetzen. Er gab ihnen Truppen, und mit diesen eroberten sie auch wirklich ihr Land wieder und zogen feierlich in die Residenz Güstrow ein, in welcher Wallenstein sein Hoflager gehalten hatte. Der König erhöhte das Fest durch seine Gegenwart und befahl, daß jede Mutter, die ein säugendes Kind hätte, demselben aus den auf dem Marktplatze für das Volk gespendeten Fässern Wein zu trinken geben sollte, damit

Kindeskinder dieses Einzuges der wiedergekehrten angestammten Fürsten gedenken möchten. Tilly wandte indeß seine Augen auf das reiche sächsische Land, welches noch unberührt von dem verheerenden Kriege ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürsten von Sachsen, welcher sich so treu gegen das östreichische Haus gezeigt hatte, mit der Last des Krieges heimzusuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief sich auf den kaiserlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Churfürst noch immer gerüstet war, so rückte er, statt aller Kriegserklärung, in Sachsen ein, ließ die Städte Merseburg, Zeitz, Naumburg und Weißenfels plündern und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermocht hatte; der Churfürst warf sich nun unbedingt in die Arme des schwedischen Königs, schloß mit ihm ein festes Bündniß zu Schutz und Trutz und stieß mit seinem Heere bei Düben, am 3. September zu ihm.

An diesem Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehrt hatte, und nahm sie am folgenden ein; aber der König rückte näher, mit dem vereinigten Heere und nun sollte ein Tag zwischen dem alten, noch nie besiegten Feldherrn und dem königlichen Helden entscheiden. Dieser, erkennend, daß er durch eine große That erst das Vertrauen zu seinem Geiste und Glücke in Deutschland erwecken müsse, fühlte die Wichtigkeit dieses Tages und zauderte; es schien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schicksal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu lassen; denn verlor er sie, so war seines Bleibens diesseits des Meeres nicht mehr, und das Verderben der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja, der ganzen protestantischen Kirche in Deutschland, schien gewiß zu sein. Allein der Churfürst von Sachsen, der seine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten sehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 7. September zum entscheidenden Kampf zusammen. Gustav Adolph stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geschützes an und wüthete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als den dünneren der Schweden. Um diesem verderblichen Vorspiele ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel auf die Sachsen mit solcher Gewalt, daß sie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erst weit vom Schlachtfelde sich wieder einigermaßen um ihren Churfürsten sammelten, der sich nach Eilenburg zurückgezogen hatte und dort, wie es in Chemnitz's Berichte heißt, ziemlich melancholirte. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reuterei auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferste Reuterführer seines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigen Angriffe wurden von dem tapfern Banner zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der schnelle königliche Held zu rechter Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Wuth sich an der eisernen Standhaftigkeit brechen mußte. Tilly wußte sich in diese Weise der Schlachtordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen seine Erwartung, die Zuversicht seiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erstenmale, daß er einem höhern Geiste gegenüber stand: und den Augenblick be-

nutzend, that der König einen raschen Angriff auf das feindliche Geschütz, welches auf einem Hügel stand, nahm es weg und richtetete es gegen Tilly's Reihen. Dieser Augenblick entschied. Flucht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly selbst war in Lebensgefahr, indem ein schwedischer Rittmeister vom Regiment Rheingraf, (der lange Fritze genannt,) ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Pistole ihn auf den Kopf schlug, bis er selbst von einem herbeisprengenden Reiter erschossen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der zwei und siebzigjährige Feldherr, finster, in sich gekehrt, an seinem Glücke irre geworden; — er rühmte sich noch an dem Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erst in Halle traf er mit Pappenheim, welcher der letzte auf dem Schlachtfelde gewesen war und mit eigener Hand, wie Tilly in seinem Berichte sagt, vierzehn Feinde erlegt hatte, zusammen. Es war nur ein kleiner Haufen seines, vorhin so gefürchteten Heeres übrig geblieben.

Für Gustav Adolph war dieser Sieg der große Wendepunkt, von welchem sein Ruhm in dem protestantischen Deutschland und die ihm gewidmete, an Anbetung grenzende, Verehrung anfängt. Es war diese bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geschichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeisterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, Alles entschied. Wer sich jener geistigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten sie sich dem neuen Sterne zu, welcher aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienstbar. Weissagungen, Erscheinungen, bedeutsame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Protestanten als der Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, so lange die Welt steht, ist das Bild eines Königs so verehrt, getragen, auf alle Weise vervielfältigt worden, als das seinige.

Gustav Adolph erkannte mit großartigem Blick die Kräfte, die für ihn stritten. So vorsichtig, beinahe ängstlich, er früher vorgeschritten war und keinen Ort hinter sich gelassen hatte, so kühn, rasch, fast gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Deutschland ein; sein Zug glich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den thüringer Wald, ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande oder freiwillig, in seine Hände: Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum so verstärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen, er konnte seit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Churfürst Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer, nach Baiern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das Tilly'sche Lager bei Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschützfeuer wichen die Liguistischen vom Flusse zurück, der König ging hinüber, verfolgte sie scharf, und da geschah es, als Tilly sich beim Auskunden der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine dreipfündige Stückkugel über dem rechten Knie traf und vom Pferde riß. Schwer verwundet wurde er nach Ingolstadt ge-

tragen. Dorthin zog sich auch der Churfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung schlug sie tapfer zurück, und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 25 Tage nach seiner Verwundung am 30. April in seinem 73. Lebensjahre. Ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben, übrigens entschlossen, wahrhaft und unbestechlich, so weit die Berechnung eines scharfen Verstandes reicht, ein trefflicher Fedherr. Sein Körper entsprach dem Geiste und erinnerte an den Herzog Alba, unter welchem er auch in den Niederlanden den Krieg gelernt hatte. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finster unter den grauen Wimpern und der stark gewölbten Stirn hervor, und das Gesicht mit scharfen eckigen Zügen und großer Nase, drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. Ein Zeitgenosse schilderte ihn, wie er ihn gesehen, auf einem kleinen Grauschimmel reitend, im grünen atlassenen Kleide, nach spanischem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgestutzten Hute, die ihm über den Rücken herabhing; und nach dieser Beschreibung ist er vielfältig abgebildet. Er stammte aus einer adeligen Familie in Lüttich.

Der schwedische König gab die Belagerung von Ingolstadt auf und zog nach der Hauptstadt München. Die Stadt zitterte vor seiner Ankunft. Das baierische Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne von ihnen auf grausame Weise gemordet, ihre Leichname noch verstümmelt und des Königs Zorn auf's Heftigste gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als sie ihm die Schlüssel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht," sagte er, „und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an euerer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden und seid eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt."

Das baierische Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen.

114. Gustav Adolph und Wallenstein. Gustavs Tod, 16. November 1632.

Die Sachsen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim, welcher aus kaiserlichen Diensten in die sächsischen übergetreten war, in Böhmen eingedrungen und hatten das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. November 1631 hielt der Churfürst selbst seinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, so war die Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Räthen nur ein Rettungsmittel übrig zu sein, nämlich den zurückgesetzten, beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiser wieder ein Heer schaffen.

Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Aufgabe zu sein. Kaiser

und Königen zum Trotz lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erworbenen Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sein Palast in Prag war auf das Prachtvollste eingerichtet, wie noch an den Ueberbleibseln zu sehen ist. Während seine Feinde frohlockten, ihn in den Privatstand zurückgedrängt zu haben, ließ er sich in dem Freisaale seiner Burg von Künstlern, die er aus Italien und Deutschland kommen ließ, als Triumphator malen, auf einem Wagen von vier Sonnenpferden gezogen, und einen Stern über seinem mit Lorbeer bekränzten Haupte. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner 24 Kammerherrn hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu seiner Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Aeußerlich schien er ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Churfürsten von Baiern rächten, und Aller Augen wiederum auf ihn, als den einzigen Retter in der Noth, richteten; und wirklich trafen auch bald die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenstein empfing sie kalt und gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen versprach er aber nicht. Und nun sandte der Gewaltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinischer schwerer Reuter erhielt 9 Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der zu Fuß dienende Krieger vier, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. — Schon im März des Jahres 1632 waren die 30,000 Mann zusammen; aber auch nur der, der sie geworben, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl und ließ sich zu der unglaublichen Demüthigung herab, sich von Wallenstein folgende Bedingungen vorschreiben zu lassen: „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone von Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung (in absolutissima forma); der König Ferdinand, (Sohn des Kaisers, den die Gegenpartei gern zum Oberfeldherrn gemacht hätte,) darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand, und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Meklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden, und während des Krieges sollen ihm im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen."

Mit solcher, fast kaiserlichen, Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag schon am 4. Mai dieses Jahres 1632 wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der unterdeß in seinem Lande hart bedrängte Churfürst von Baiern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser, der sich an seiner Noth und De-

müthigung zu weiden schien, zögerte lange; endlich, da der Churfürst sich unbedingt allen seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet am 19. Juni mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen sie einander gegenüber und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war sehr groß, es war Alles weit und breit ausgezehrt und verödet. In Wallensteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente und eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäcks gebraucht wurden. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung, wie Anfangs, es bestand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutschen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachricht von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart und brach in die Worte aus: „Es sei ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen;" — allein sein Auge konnte nicht allenthalben sein, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 24. August stürmte er die wallensteinischen Berge; — allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden, und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch 14 Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er den 8. September unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an, und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen; er wendete sich plötzlich nach Sachsen, und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei, und traf am 11. November in Naumburg an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahnung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaße der Verehrung: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott,

welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sei?"

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war und der König sich bei Naumburg verschanzt hatte, so glaubte Wallenstein, daß derselbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen Pappenheim nach dem Rheine ab, jedoch mit dem Auftrage, zuvor die Schweden aus Halle und der dabeiliegenden Moritzburg zu vertreiben. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 15. November Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere und die Schweden sangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das vom König selbst gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu! Jesu! Hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre! Den Brustharnisch wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seite desselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen zurück. Indeß war Pappenheim mit seinen Reutern von Halle herbeigekommen und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wuth. Das schwedische Fußvolk wankte und wich über die Gräben zurück. Ihm zu Hülfe eilte der König mit einem Reuterhaufen nach jener Seite hin und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reuter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabsank; und indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel wegführen zu lassen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" sank er vom Pferde, welches ebenfalls durch den Hals geschossen ihn eine Strecke im Steigbügel fortschleppte. Der Herzog von Lauenburg verließ ihn, nur ein treuer Page, Leubelfing, bemühte sich, ihm aufzuhelfen; aber die kaiserlichen Reuter schossen auch ihn nieder; tödteten den König mit noch mehreren Wunden und plünderten ihn aus; der Page starb fünf Tage nachher an seinen Wunden in Naumburg. Ueber den Leichnam des Königs hin stürzten die schnaubenden Rosse und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedürstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die

Schaaren von Neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben vor und stürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war von einer Kugel tödtlich verwundet gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" erscholl es; Wallenstein, der sich wegen schmerzhafter Fußgicht in einer Sänfte tragen lassen mußte ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser in allen seinen Städten das Tedeum singen ließ.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuern Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, unter tausend Thränen nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im acht und dreißigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav Adolph abgerufen; das Uebergewicht seines Geistes möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwickelung umgewendtet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen König ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's umfassen. Er verwunderte sich oft, daß das jetzige Zeitalter keine solchen Feldherren, wie das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges und die starken Festungen seien Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals und den Unternehmungsgeist Cäsars wiederfände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäsars erneuert sehen." — Eine so großartige Anschauung des Lebens, der wirksamen Weltkräfte und der Geschichte war in ihm, und wer wagt es zu bestimmen, wo ein solcher Geist sein Ziel sich gesetzt hätte? Ein Genosse seiner Zeit, dessen Urtheil als unbestochen gelten kann, der Graf Galeazzo Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert des Königs große Eigenschaften auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Verwunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das

Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz, und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredsamkeit, (er sprach außer dem Deutschen, die Sprache seiner Mutter, und dem Schwedischen, auch das Lateinische, Französische und Italienische geläufig;) Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß; aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholischen Stadt, Einige riethen, die Bürger streng zu behandeln und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat."

„Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sei, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sei nicht Beruf der Fürsten, sondern der Geistlichen."

Eine Bestätigung dieses Urtheils gab unter anderm sein Aufenthalt zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um eine Messe mit aller Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen; dann besuchte er das Jesuitenkollegium, beantwortete des P. Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache, und unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmal. So spiegelt sich sein großer weltgeschichtlicher Geist, der weit über sein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er, bei der wärmsten Frömmigkeit in seiner Brust, doch auch die Gestalt zu ehren wußte, in welcher sich der Glaube in dem Gemüthe eines Andern darstellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete und ein Freund der Freiheit war. Wie mußte ein solcher Geist die Herzen der Menschen gewinnen neben den beschränkten und in Vorurheilen befangenen Herrschern der Zeit, wie Ferdinand II., Maximilian von Baiern, oder auch der gutmüthige aber schwache Johann Georg von Sachsen waren! Auch andere katholische Schriftsteller, außer Gualdo, wie Khevenhüller, Riccius, Burgus, verbergen ihre Achtung vor Gustav Adolph nicht.

Das Denkmal Gustav Adolphs in Deutschland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldstein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unsern Tagen hat ein Verehrer seines Namens ein anderes einfaches Mal daselbst aufgerichtet.

115. Fortsetzung des Krieges. 1632—1635.

Es war die Frage, ob die Schweden nach dem Tode ihres Königs den Krieg fortsetzen würden. Thaten sie es nicht, so drohte ihren protestantischen Bundesgenossen durch Wallenstein ein hartes Gericht. Der schwedische Reichsrath, welcher für Gustavs Tochter Christina die Vormundschaft führte, beschloß, den Krieg, welcher Schweden Ansprüche auf deutsche Länder verschaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde,

dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, stellte das Schicksal einen Mann in seine Stelle, welcher mit großer, kluger Gesinnung die Kräfte seiner Partei zusammenzuhalten wußte. Doch besaß er nicht die Milde und freundliche Größe seines Königs; die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Geboten eines schwedischen Edelmannes Folge zu leisten, und obwohl es ihm gelang, die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, so war doch bald an der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königsgeist nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen und dem Kaiser zum Sieger zu machen; — allein auf eine unbegreifliche Weise blieb er unthätig. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Obersten und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken, und bald stand er so furchtbar da als zuvor. Anstatt aber sich in das Reich zu wenden und die Schweden unter Gustav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den deutschen Grenzen Meister waren, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachsen wegen eines Separatfriedens, nachdem er mit dem Feldmarschall Arnim, der die Sachsen befehligte, einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Zugleich soll er, so lautet seine nachherige Anklage, obgleich ihm der Kaiser im J. 1632 als Ersatz für das verlorene Meklenburg das Fürstenthum Glogau in Schlesien verliehen hatte, versucht haben, was die Feinde ihm wohl zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sei, glaubte er schon längst in den Sternen gesehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlesien und nahm auch den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war schon voller Erwartung, diesen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu sehen, da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiederte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen bessern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker."

Wallensteins Fall, 25. Februar 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, aber von da sogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Den bestimmten Befehlen des Kaisers, gegen die Donau vorzurücken und den Herzog von Weimar anzugreifen, setzte er das Gutachten seiner Generale und Obersten entgegen, daß

es unmöglich sei, in der jetzigen Jahreszeit, (Decbr. 1633,) die Armada in Bewegung zu setzen. Seinen Unterfeldherren, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Geboten des Kaisers zu gehorchen; und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches mit unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages.

Ueberdrüssig der Kränkungen und von seinen Gichtleiden so geplagt, daß ihm Stücke rohen Fleisches aus den aufgebrochenen Füßen geschnitten werden mußten, beschloß er, den Oberbefehl niederzulegen, aber doch in solcher Stellung, daß er auf die Vollziehung der ihm ursprünglich gemachten Zusagen dringen könnte. Er suchte daher die Führer seines Heeres noch enger an sich anzuschließen und versammelte eine Anzahl derselben im Anfange des Jahres 1634 zu dem Ende in Pilsen. Es war leicht, dieselben zu gewinnen, denn sie alle hatten, auf Wallensteins Wort und in der Hoffnung, durch seine Verwendung vollständig entschädigt zu werden, auf eigne Kosten Regimenter geworben und ausgerüstet, und zum Theil ihr ganzes Vermögen zugesetzt. Wenn er fiel, so waren sie in Gefahr, alle Entschädigung zu verlieren. Es schlossen daher am 12. Januar 1634, von dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzka geleitet, bei einem Trinkgelage, an welchem übrigens der kranke Wallenstein nicht Theil nahm, 40 höhere Offiziere ein Verbündniß mit einander, treulich, auf Leben und Tod, bei dem Herzoge auszuhalten, „so lange er in des Kaisers Diensten verbleiben, oder dieser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen würde," und bewogen ihn dadurch zu dem Versprechen, „noch eine Zeitlang bei ihnen zu verbleiben und ohne ihr Vorwissen und Willen sich nicht von der Armada zu begeben." Auch der Feldmarschall Piccolomini, der nachherige Verräther Wallensteins, unterschrieb die Schrift.

Wallensteins Feinde benutzten diesen, allerdings wichtigen, Umstand, um den Feldherrn immer mehr bei dem Kaiser zu verdächtigen, und brachten es auch endlich so weit, daß dieser beschloß, Wallenstein den Oberbefehl zu nehmen und denselben an Gallas zu übertragen. Daß es eine solche spanisch-italienische, feindliche Partei gegen Wallenstein am kaiserlichen Hofe gab, ist nicht zu bezweifeln. Auch der Churfürst von Baiern gesellte sich wieder zu ihnen, der durch seinen Gesandten unermüdet gegen Wallenstein klagte; und als Werkzeug des heimlichen Forschens und Deutens diente vorzüglich der Italiener, Oberst Caretta, Marchese di Grana, nebst mehreren Mönchen in der Nähe des Feldherrn.

So geheim waren alle Schritte gegegen Wallenstein betrieben, — Kaiser Ferdinand selbst correspondirte noch 20 Tage, nachdem er das Absetzungspatent gegen Wallenstein am 24. Januar erlassen hatte, in amtlichen Sachen mit ihm, — daß derselbe erst Kunde davon erhielt, als schon Gallas, Piccolomini und Aldringen Ordonnanzen erließen, worin sie in des Kaisers Namen allen Anführern des Heeres untersagten, von Wallenstein, Illo und Terzka fernere Befehle anzunehmen. Sofort ließ Wallenstein noch in Pilsen am 20. Febr. eine feierliche Erklärung ausstellen, die er selbst und 29 Generale und Obersten unterzeichneten, daß die am 12. Januar geschlossene Verbindung der Offiziere durchaus nichts gegen den Kaiser oder die Religion bedeuten solle. Ebenfalls schickte er noch am 21. und 22. Febr. zwei Offiziere an den Kaiser ab mit der Erklärung, daß er sein Kommando nieder-

legen und sich zur Verantwortung stellen wolle, wo es der Kaiser verlangen würde. Allein diese Offiziere wurden unterwegs von Piccolomini aufgehalten und ihre Botschaft gelangte erst nach Wallensteins Ermordung an den Kaiser.

Piccolomini selbst rückte mit Truppen gegen Pilsen; da beschloß Wallenstein, zu seiner Sicherheit nach der Festung Eger zu ziehen, deren Kommandant, Oberst Gordon, ihm besonders verpflichtet war. Und nun erst, 3 Tage vor seinem Tode, da er der gewaltsamen Absichten seiner Feinde völlig gewiß war, beschloß er, von der Noth getrieben, sich dem Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, in die Arme zu werfen; er ließ ihn ersuchen, schnell mit Truppen gegen die böhmische Gränze vorzurücken. Zwar ist es durch viele geschichtliche Documente erwiesen, daß Wallensteins Schwager, Graf Kinsky, ein vertriebener böhmischer Protestant, schon längere Zeit mit dem französischen Gesandten Feuquieres wegen des Uebertritts Wallensteins zu der Gegegenpartei des Kaisers unterhandelt und daß der Kardinal Richelieu ihm die Krone von Böhmen als Preis gezeigt hat; auch mit der schwedischen Partei sollen, nach schwedischen Schriftstellern, ähnliche Verhandlungen stattgefunden haben; allein kein geschriebenes Wort und keine That Wallensteins sprechen dafür, daß er dem Grafen Kinsky zu diesen Unterhandlungen Auftrag gegeben habe, und die Franzosen, wie die Schweden, blieben bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft, ob Wallenstein nicht mit ihnen gespielt habe, um sie sicher zu machen. Gleichwohl ist es nicht undenkbar, bei seinem geheimnißvollen und auf das Außerordentlichste gerichteten Sinne, daß er, wenn es ihm auch mit einem feindlichen Verlassen des Kaisers niemals Ernst gewesen, doch auch die Anträge der Feinde nicht ganz habe von der Hand weisen und sich auf alle Fälle einen Ausweg offen halten wollen, wenns seinen Feinden gelingen möchte, ihn, wie einst auf dem Regensburger Reichstage, von seinem hohen Standpunkte herabzustürzen.

Am 22. Febr. Morgens verließ Wallenstein Pilsen und gelangte am zweiten Tage, seiner Gichtschmerzen wegen in einer Sänfte getragen, nur von 10 Kompagnien begleitet, nach Eger. Mit ihm war sein nachheriger Mörder, Oberst Buttler. Am 24., 4 Uhr Abends traf er in Eger ein und stieg im Hause des Bürgermeisters Pechhelbel am Marktplatze ab. Am folgenden Abend fuhren die Grafen Terzka, Illo und Kinsky nach der Citadelle zu Gordon zu einem Faschingsschmause. Als sie an der Tafel saßen, traten 30. Dragoner unter den Hauptleuten Deveroux und Geraldin aus dem Seitenzimmer, fielen über ihre Schachtopfer her und stießen sie nieder, Terzka erst nach tapferer Gegenwehr, nachdem er zwei Dragoner niedergehauen hatte. Sobald die That vollbracht war, übernahm der Hauptmann Deveroux mit 6 Dragonern die Ermordung Wallensteins. Es war gegen Mitternacht; der Herzog war schon im Bette. Als er im Hinterhause die Gräfinnen Terzka und Kinsky laut aufschreien hörte, die eben die Ermordung ihrer Männer erfahren hatten, stand er vom Lager auf, trat an's Fenster und fragte die Schildwache, was es gäbe. In diesem Augenblicke schlug der Hauptmann Deveroux die Thür mit Gewalt ein und stürzte auf ihn zu mit dem Rufe: „Du mußt sterben!" Schweigend entblößte Wallenstein selbst seine Brust und empfing den Todesstoß.

Schweigend ist er aus der Welt geschieden, und daß er auch in seinem Leben die Gedanken seiner Seele in tiefer Brust, finster und geheim-

nißvoll, verschlossen, hat einen Schleier über sein Leben und seine großen Absichten geworfen. Er war einer von den unergründlichen Menschen, welche die Gewalt der menschlichen Rede nicht überwältigt, denen sich die verschlossene Brust nicht öffnet, und die still mit sich selbst die Schicksale vieler Tausende abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiederstehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schicksals, unerwartet, aus unsichtbaren Tiefen, seine Blitze hervorsendet.

Die Güter des Ermordeten wurden sämmtlich eingezogen, mehrere der kaiserlichen Generale, wie Gallas, der die Herrschaft Friedland, und Piccolomini, der die Herrschaft Nachod erhielt, ferner Buttler und die eigentlichen Mörder mit Gütern und Geld belohnt, das Meiste aber vom Kaiser selbst behalten. Es fand sich ein großer Schatz von Silberzeug und Kostbarkeiten, an Pferden und Wagen u. s. w. Der Werth der liegenden Güter Wallensteins wurde auf 50 Millionen Gulden geschätzt. Seine Wittwe erhielt als Wittwensitz die Herrschaft Neuschloß; sein einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz.

Auf des Kaisers besondern Befehl wurde, zur Rechtfertigung der That, eine lange Klagschrift verfaßt, welche lange Zeit die Geschichte des großen Feldherrn durch Entstellungen und Unwahrheiten in ein falsches Licht gestellt hat.

Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Friede. 1634 und 35. — Nach Wallensteins Tode erhielt der römische König **Ferdinand**, des Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf sie bei **Nördlingen** in Franken. Sein Heer war ausgesucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die schwedischen und deutschen Völker dagegen standen unter getheiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldmarschall **Gustav Horn** widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang voraussehend, allein **Bernhard von Weimar**, jugendlich ungestüm, verlangte sie. Sie erfolgte am 6. September 1634; aber die geringerere Zahl, die schlechtere Stellung, Fehler und Mißverständnisse in der Anführung, Alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtstündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geschlagen wurden. Gegen 20,000 wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarschall Horn. Der Herzog Bernhard zog sich mit wenigen Ueberbleibseln des Heeres gegen den Rhein hin.

Die Schlacht konnte für die katholische Partei eben so entscheidend werden, als die bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet und dieß hatte die wichtige Folge, das Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Churfürst Johann Georg sah schon lange mit Schmerzen die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher schloß er im Frühling 1635 zu **Prag** Frieden mit dem Kaiser. Er erhielt die Lausitz zurück, bekam sogar einen Theil des Magdeburgischen und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangelische Deutschland zürnte sehr auf den Churfürsten; allein bald folgten mehrere Stände seinem Beispiele und verglichen sich mit dem Kaiser: Brandenburg, Meklenburg, Weimar, Lüneburg und Andere; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parteien finden. Denn fürchterlich lag das arme deutsche Land, auf welchem

sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung der Gemüther und der Sitten, aus Verzweiflung. Zu welchen Greueln der Verwilderung dieser Krieg die Menschen gebracht hat, scheut sich die Feder auch nur mit Wenigem nachzuerzählen. War es doch durch die fortwährende Hungersnoth dahin gekommen, daß sich ganze Banden zusammenthaten, um Jagd auf Menschen zu machen und mit ihrem Fleische den schrecklichen Hunger zu stillen. Was das Schwert nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen, verzehrt, jeder frische Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt; und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landstrich eine Zeitlang verschont geblieben, das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heereshaufen nicht einmal wagte, seinen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banér von der Gegend zwischen der Oder und der Elbe selber schreibt [1]).

In solch allgemeiner Noth, bei der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutions-Edict wenigstens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachsen gezeigt hatte, bei der Erschöpfung, fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstete Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen.

116. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinands II. 15. Februar 1637.

Da griff die unselige Hand wiederum in unser Schicksal ein, welche früher und noch mehr nachher so viele Unglückswolken über uns zusammengeführt hat. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freude der Noth des östreichischen Hauses und ganz Deutschlands zugesehen. Das schien der französischen Regierung die höchste und feinste Staatsklugheit zu sein, die Protestanten in Frankreich selbst foltern und hinrichten zu lassen, in Deutschland aber sie zu unterstützen und so den Glauben als ein Werkzeug für Hinterlist und Eroberungssucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienste in Frankreich um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie dem Kanzler Oxenstierna an, bedang sich dafür die Festung Philippsburg am Rhein aus und ließ auch die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erstemal, daß die Fremden über die Gränzen unseres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrage zwischen Richelieu und Oxenstierna an; denn auch dieser strebte darnach, Theile des deutschen Landes an sein Volk zu bringen. An einem, sonst tapfern und edeln Fürsten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher sich selbst ein Land am Rhein zu erkämpfen strebte. Mit

[1]) „Im Jahre 1639," (so erzählt der Magister Peter Drumling, Baireuthischer Pfarrer in Burgbernheim,) „als ich meine Pfarre bezog, und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und dessen Sohn selbigen ganzen Sommer allhier Getreide eingeführt auf einem Karren, an welchem er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war als sein Geld."

französischem Gelde warb er bald ein ansehnliches Heer und ward den Kaiserlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden wurden von nun an eben so von dem Fußtritte des Krieges niedergestampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem Feldmarschall Banér, einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen, vor und schlug den Churfürsten selbst in einer sehr blutigen Schlacht am 4. October 1636 bei der märkischen Stadt Wittstock nahe an der meklenburgschen Gränze.

Aber dieser Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geister und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher alle durch die Hoheit seiner Seele überstrahlte, der von der Begeisterung für seinen Glauben und für den Ruhm und die Größe seines Volkes getragen wurde, ist abgeschieden; der dunkle geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegen zu treten, ist gleichfalls von seinem Verhängnisse fortgerissen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, sind gleichwohl Geister des zweiten Ranges uud nicht erfüllt von den höhern Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in diesem Kriege; ihm sind die wirkenden Kräfte dienstbar geworden und werden dadurch, wenn auch an sich bewundernswerth, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiser Ferdinand II, welcher in die Reihe der bessern Geister der Zeit gehörte, schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben; er starb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, seinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu sehen, am 15. Februar 1637, im 59. Jahre seines Alters.

117. Ferdinand III. 1637—1657. Fortsetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banér. Torstenson. Wrangel.

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das liguistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Aber sein Ziel war die wichtige Festung Breisach, welche er zum Grundsteine seiner Herrschaft am Rheine machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Entsatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben aufs Höchste gestiegen waren; dann ließ er sich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er sich zu neuen Kriegsthaten rüstete, erkrankte er plötzlich und starb den 18. Juli 1639 im 36sten Jahre seines Lebens; er war der jüngste von 8 meistens kriegerischen Brüdern. Er selber hielt sich für vergiftet und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derselbe gegründet sein sollte, so kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen. Denn sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere und kauften es, sammt den besetzten Festungen, durch Geld an sich; nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch; Breisach aber

war auf solche Weise durch den deutschen Helden für Frankreich erstritten worden.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die tausend, nach Frieden verlangenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Versuche der Aussöhnung gemacht waren; allein der französische Minister Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutschland durch seine eigenen Söhne, so wie durch Fremde, zerfleischt wurde. Vom Jahre 1640 an wurden die Versuche ernstlicher, und im Jahr 1643 versammelten sich die Gesandten der Parteien in Münster und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

Banér, der gewaltige Krieger, war im Jahre 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er schickte von seinen Feldzügen 600 erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein sein Gemüth war wild, seine Züge die grausaumsten des Krieges. Als er in Böhmen einfiel, standen in mancher Nacht über 100 Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen; und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen 800 böhmische Ortschaften verbrannt habe. So verödet waren die Länder, daß, als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen sein Ende nahe fühlte und nach dem Trost eines Geistlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menschenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banér führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Held dieses Krieges, obgleich so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte mit dem Heere tragen lassen mußte. Zuerst brach er 1642 in Schlesien ein, schlug den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, denselben, an dessen Seite Gustav Adolph bei Lützen fiel, — er war in kaiserliche Dienste übergetreten, — und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren ein, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Krankheiten in seinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbste dieses Jahres, den 2. November, schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges, Piccolomini verlor 20,000 Mann, 46 Kanonen, fast 200 Feldzeichen, und konnte erst in Böhmen die Flüchtigen wieder sammeln.

Torstenson brach gleich im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe bei Wien streiften; dann, als man ihn dort beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen davon an den Küsten der Ostsee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange unberührt geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher dasselbe die schwedischen Siege immer betrachtet hatte. Neu gestärkt brachen die Schweden im nächsten Frühjahr 1644 wieder ins deutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im nächsten Frühjahr 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherren Götz und Hatzfeld bei Jankau in Böhmen so aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz selbst fiel,

Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so mußte die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere unter berühmten Feldherren, Türenne und Condé, gegen die Oestreicher und Baiern; in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierschen Lande, so daß der Churfürst gezwungen war, vom Kriege abzustehen und 1647 einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dieses schon im J. 1641 gethan, und Dänemark und Sachsen waren dem Beispiele im J. 1645 und 1646 gefolgt; so stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Bessern, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein letztes Heer dem von den Hessen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen.

Die Feinde griffen von Neuem die kaiserlichen Erbstaaten an, der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag, und schon hatte er die sogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen und Wrangel bereitete sich, ihn mit seinem Heere zu verstärken, — da erscholl das Friedenswort aus Westphalen.

118. Der westphälische Friede. (Den 24. Oct. 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der festgesetzten Zeit ein, allein erst am Ende des Jahres 1644 kamen die französischen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängsteten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die Ersten erscheinen wollten und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichstände aus Deutschland zusammengerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten, den Saamen der Zwietracht unter uns auszustreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiser, im Namen des Reiches, die Frieden geschlossen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reiches, besonders der beiden Religionsparteien, sein müssen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für die Kriegskosten, und in schimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürsten von Baiern, wurden

die Fremden zuerst befriedigt. Frankreich, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude sich in den Streit gemischt, — ein katholischer Staat für die protestantische Sache, — Frankreich forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avaux und Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas bescheidener, rissen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an sich. Mit blutendem Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes die schimpfliche Begegnung des Reiches. „In den Gegenden," so ruft ein gleichzeitiger deutscher Mann aus, „wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen, als auf Orakel; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig, wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris [1]), zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmannsdorf, der vom November 1645 an die Verhandlungen leitete, und der Doktor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen suchten, allein sie fanden nicht den rechten Beistand bei den übrigen Gliedern des Reiches, besonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten sie es geschehen lassen, daß:

1) Frankreich im Frieden die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elsaß, so weit es Oestreichs gewesen, den Sundgau und die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg erhielt und außerdem die Deutschen zwang, mehrere Festungen am Oberrhein niederzureißen und zu versprechen, daß zwischen Basel und Philippsburg keine neuen Festungen angelegt werden sollten, damit die französischen Heere immer den freien Weg in das deutsche Land fänden. Durch diesen Frieden fielen die Vormauern des südlichen Deutschlands größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die französischen Gesandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden geschlossen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem stolzen und wenig gewandten Johann Oxenstierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem bestechlichen Rathe Adler Salvius, nicht die besten Vertreter fand, begnügte sich mit Vorpommern und Stettin, nebst der Insel Rügen, der Stadt Wismar in Meklenburg,

---

[1]) In Stockholm regierte Gustav Adolphs Tochter Christina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV., die Regierung.

und den Bisthümern Bremen und Verden an der Weser; Ländern, die zum Theil arm waren und zerstreut lagen. Auch hat Schweden von ihrem Besitze keinen Mißbrauch gegen unser Vaterland gemacht. Zum Ersatz der Kriegskosten wurden den Schweden noch 5 Millionen Thaler zugesagt, die das ausgesogene Reich aufbringen sollte.

3) Der Churfürst von Brandenburg, welcher auf das ganze pommersche Land gegründete Ansprüche hatte, erhielt Hinterpommern, und zur Entschädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer.

4) Meklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Hessen-Kassel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte und dessen kluge und schöne Landgräfin Amalie Aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch schwedische und französische Vermittelung, obgleich es nichts verloren hatte, die Abtei Hersfeld und einen Theil der Grafschaft Schaumburg und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte, erhielt das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe einer seiner Prinzen dieses letzte Land besitzen solle.

7) Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, Karl Ludwig, (Friedrich selbst war dreizehn Tage nach dem Könige Gustav Adolph gestorben), erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürst von Baiern behielt; und da dieser auch die alte pfälzische Churwürde, die fünfte, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, so wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr schwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionssachen in Deutschland. Die Protestanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die protestantischen Unterthanen des Kaisers; und hierzu war derselbe auf keine Weise zu bewegen. Man mußte sich also auf das Reich beschränken und für dieses wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Passauer Religionsfriede als Grundlage von Neuem festgesetzt, und ausgemacht, daß die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im Jahre 1624 besaßen. Man nennt dieses Jahr das Normaljahr, und es war also von dem, die Gemüther erbitternden, Restitutionsedicte nicht ferner die Rede. Die Protestanten behielten demnach die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen; die Bisthümer Lübeck, Osnabrück (abwechselnd), Halberstadt, Verden, Meißen, Naumburg, Merseburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg; die Abteien Hersfeld, Walkenried, Gandersheim, Quedlinburg, Hervorden und Gernrode. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr seine Unterthanen, welche sich zu einer andern Kirche, als er selbst, bekennen, drücken solle. Und in Absicht des Reichskammergerichts wurde bestimmt, daß die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religionsparteien gleich sein sollten. — Durch diese Bestimmungen ist der westphälische Friede Grundgesetz für das deutsch Reich geworden, und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmal ein Ende nahmen, so wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß schwand, die Duldung pflanzte sich mit milder Gewalt

immer tiefer in die Herzen ein, und man gewöhnte sich allmälig wieder, in dem anders Glaubenden den Menschen, den Deutschen, den Stammesbruder, ja auch den Christen zu erblicken. Es ward immer mehr in den Besseren aller Parteien die Einsicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unsichtbar in eines jeglichen Brust ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches dieser mit vorschnellem Urtheile nicht entweihen dürfe. Und wenn ein Jeder auch mit ganzer Seele an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachsen war, und welche sich, einer theuern Heimath gleich, durch alle Gewalt des frühesten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher Ahnungen, durch die Kraft der Gemeinschaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths sich bemeistert hatte, so hielt er es doch für ein strafwürdiges Unrecht, dem Glauben der Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverschiedenheit stand bald nicht mehr als eine schroffe Scheidewand zwischen den deutschen Stämmen; und in dieser Hinsicht möchte der westphälische Friede, welcher die äußere Ordnung der Kirchensachen gesetzlich bestimmt hat, leicht das meiste Lob verdienen.

9) Ueber die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Stände des Reiches zum Kaiser enthielt der westphälische Friede solche Bestimmungen, welche das, im Laufe der Zeiten immer schwächer gewordene, Band des Ganzen noch lockerer machen mußten. Auch in früheren Zeiten hatte die Verfassung des Reiches viele Mängel: Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Gesetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermochte, als das Recht, zeugten von denselben. Dabei schien der Mangel fester, geschriebener Gesetze eine Hauptursache jener Unordnungen zu sein; und schon seit der goldenen Bulle strebte man immer mehr, der deutschen Verfassung durch Reichsgesetze eine bestimmtere Gestalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches selbst in der Unordnung fester zusammenhielt, als das geschriebene Wort: das war die uralte deutsche Sinnesart, die Treue des Gemüths, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche durch den Glauben, daß die Würde des deutschen Kaisers von Gott selbst, als göttliche Wohlthat, abstamme, — wie sich die Fürsten in mehreren Urkunden selber ausdrücken, — die Geister beherrschte; es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten sich stützende, aus dem Grundwesen des Volks hervorgewachsene Lehnsverfassung, die bei allen Mängeln doch ein festes Gewebe um die Theile des Reiches schlang. Wenn in älterer Zeit der Fürst, die Großen und das Volk sich versammelten, später wenigstens der Kaiser mit den Reichsfürsten auf den Reichstagen zusammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch schnellen Rathschluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes, gehoben, und wenn auch Mißhelligkeiten Statt gefunden hatten, so versöhnte die tägliche Nähe, die Verständigung durch Blick und Rede, das persönliche Zutrauen, welches sich zwischen Einzelnen frisch erzeugte, die Gemüther wieder. Zugleich wirkte die Nähe kaiserlicher Hoheit und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgesinnten bewiesen, wohlthätig für die Erhaltung des Gefühles in Allen: das Reich der Deutschen sei, wenn auch in viele Theile getheilt, doch ein Einiges und Ganzes durch seinen Kaiser; er stelle dasselbe dar und schütze dessen Ehre durch sein hohes Ansehen in der ganzen Christenheit.

Nun war aber, wie wir wissen, schon längst die Zeit gekommen, da die Fürsten selten persönlich zusammentraten; sie schickten zu den Reichstagen

nur Gesandte oder ihr schriftliches Wort. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, oft über Kleinigkeiten; der kräftige, gemeinsame Entschluß wurde höchstens durch eine große Noth herbeigeführt, und die Einzelnen verfolgten ihre eigenen Wege. Doch war dieser Zustand noch nicht durch die Gesetze des Reichs gebilligt; durch den westphälischen Frieden aber wurde die Unabhängigkeit der Fürsten gesetzlich gemacht. Sie erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen und Bündnisse, sowohl untereinander, als mit Fremden, zu machen, wenn sie nur nicht zum Schaden des Reiches seien. Aber wie wenig mochte dieses Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaisers Feind wurde, so diente als Vorwand, es sei zu des Reiches Besten gemeint, um sein Recht und die deutsche Freiheit nicht untergehen zu lassen.

Und damit solcher Vorwand bei jedem Anlaß mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, setzen sich die Fremden selbst zu deutschen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen sich zu Bürgen der deutschen Verfassung und alles dessen, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück beschlossen wurde, auf.

Uebrigens wurde das, bis dahin noch schwankende, Verhältniß der Reichsstädte dahin festgestellt, daß auch sie eine entscheidende Stimme auf den Reichstagen haben sollten, so daß es nun 3 Kollegien, das der Churfürsten, der Fürsten und der Städte, mit gleichem Stimmrechte, gab.

10) Die französische List trennte durch einen Artikel des westphälischen Friedens auch die schweizerische Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche, indem sie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte sie schon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleistet, allein die Trennung war niemals gesetzlich ausgesprochen und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenossen das Gefühl erwachte, daß sie auch natürliche Genossen unseres Bundes seien.

11) Und wie mit der Schweiz eine feste Grenzmauer des Reiches im Südwesten weggerissen war, so fiel eine andere im Nordwesten ab, indem Spanien in diesem Frieden die Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte und Deutschland sie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls ursprünglich zu unserm Stamme und seit Kaiser Karl V. zu unserem Bunde und beherrschten die Mündungen des vaterländischen Rheines. Von ihrem Lande aus mochte ein Feind eben so leicht in das nördliche Deutschland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das südliche.

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langsam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutschland, in sieben Kreisen des Reichs vertheilt, bis sie die fünf Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zusammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Im Bisthum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch 6 Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch lange mehrere deutsche Festungen am Rheine feindlich besetzt.

Der große schwere Krampf konnte nur in langsamen Zuckungen endigen.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neuesten Zeiten.

In dem ersten Abschnitte dieses Zeitraumes:

von 1648—1740.

erhebt sich die Geschichtschreibung in Deutschland keineswegs zur Kunst; sie begnügt sich mit der Sammlung öffentlicher Aktenstücke, welche in ungeheuren Massen zusammengehäuft werden, und mit der Lebensbeschreibung der Kaiser, welche meistentheils schwülstige Lobpreisungen sind. Eine kritische Sichtung des Materials und Verarbeitung desselben von einem höheren Standpunkte aus, ist nicht zu finden. Bei den Franzosen ist wenigstens in den vielen Memoiren aus Ludwigs XIV. Zeit ein Eingehen in den feineren Zusammenhang des politischen Gewebes und ein Erforschen des Individuellen sichtbar,

Zu den Sammlungen öffentlicher Verhandlungen und politischer Nachrichten gehören:

1. Deutsche Reichskanzlei von 1657 bis 1714.

2. Diarium Europaeum von 1659 — 1681. 45 Tom.

3. Sylloge publicorum negotiorum von Lünig (st. 1740) von 1674—97.

4. Europäische Staatskanzlei, angef. v. Ch. Leucht, fortges. von Ant. Faber und Joh. Konr. König; von 1697—1760. 115 Bde. Weiter fortges. von Faber als neue Europ, Stskzl. von 1761—84. 17 Bde.

5. Europäische Fama, von 1703—34, 360 Hefte in 30 Bdn.; und Neue europ. Fama von 1735—56, 192 Hefte in 17 Bdn.

6. Mercure historique et politique, angef. von Gotien Sandras., Tom. 1. Parma 1686; seit 1688 im Haag, bis 1782; über 200 Bde.

7. Kaiser Leopolds I. Geschichte haben im guten historischen Style italienisch geschrieben: Galeazzo Gualdi, Bapt. Comazzi und Jos. Maria Reina; unter den Deutschen: Joh. Jak. Schmauß, Karl Burch. Menken, Euchar. Gottl. Rink, und am besten Franz Wagner, aber nur bis 1689, letzterer lateinisch.

8. Wichtig sind Samuel v. Puffendorfs: Res gestae Frid. Guil. Magni, Elect. Brand. Berlin 1695. Dann Lips. et Berol. 1733.

9. Camill. Contarinus Gesch. des Türkenkrieges von 1683. Venedig 1710; ital. geschrieben.

10. Für Ludwigs XIV. Zeit, welche so einflußreich für Deutschland, sind klassisch: Ouevres de Louis Duc. de St. Simon. 40 tomes. Paris 1840—42.

11. Kaiser Josephs I. Leben haben beschrieben: Fr. Wagner, Zschackwitz, Rink und Herchenhahn;

12. Kaiser Karls VI. Leben: Zschackwitz, Schwarz, Schmauß und Schirach.

Für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges ist Hauptwerk:

13. De Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle; von 1700—1718, Haag, 14 Voll.; auch:

14. Geschichte des span. Erbf.-Kr. von zwei anonymen Verf., eine französische zu Köln 1708, die andere englisch, London 1707.

15. Mémoires du Prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même. Weimar 1810.

16. Memoirs of J. Duke of Marlborough, by W. Coxe. 1820. 6 Voll.

17. Die großartigen Begebenheiten des Zeitraumes von 1740 bis 1789, besonders des siebenjährigen Krieges, und die Begeisterung, welche Friedrich der Große seinen Zeitgenossen einflößt, wecken auch den Geist der Geschichtsschreibung, welcher, wenn auch nicht Erzeugnisse des ersten Ranges, doch sicher des zweiten, hervorbringt. Der große König selbst widmet der Beschreibung seiner Zeit und seiner eigenen Thaten seine Feder.

17. Fried. II. Histoire de mon tems und Hist. de la guerre de sept ans, so wie die übrigen, die Geschichte und die Politik betreffenden, Schriften unter seinen Werken; endlich auch sein Briefwechsel mit vielen ausgezeichneten Personen, — sind wichtige Dokumente für die Geschichte.

18. Die Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges hat besonders behandelt: Adelung in der Staatsgeschichte von Europa von 1740—48. Gotha. 6 Bde.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges behandeln folgende Werke:

19. Deutsche Kriegskanzlei von 1757—63. 18 Bde.

20. Beiträge zur neueren Staats- und Kriegsgeschichte von 1756—62. 13 Bde.

21. Lloyd's Gesch. des letzten Krieges in Deutschl., aus dem Engl. von Tempelhof, 5 Bde.

22. Archenholz Gesch. des 7jähr. Kr. 2 Bde.

23. v. Retzow Charakteristik der wicht. Ereignisse des 7jähr. Kr. 2 Bde.

24. v. Mauvillon Gesch. des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. 1790.

25. Feldzüge der alliirten Armee von 1757—62, aus dem Tagebuche des Generalmaj. v. Rheden. 1805.

26. Ausführliche Beschreibung der Schlacht bei Kunersdorf von Kriele, Prediger zu Kunersdorf. Berlin 1801.

27. Friedrich II. Lebensgeschichte ist von sehr vielen Schriftstellern behandelt, z. B Köster, Seiffart, Zimmermann, Funke, Garve, Stein, Thibault, Förster, Preuß u. a., Anekdoten aus Friedr. Leben sind gesammelt von Nikolai.

Die Staatsschriften dieser Zeit hat gesammelt:

28. Der Graf von Herzberg in seinem: Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités etc. publiés par la Cour de Prusse depuis l'année 1756—90. 3 Tom.

Die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege behandelt:

29. Manso in seiner: „Gesch. des preuß. Staates vom Hubertusburger Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft," 3 Bde., auf pragmatische Weise.

Sehr wichtig für die letzte Zeit Friedrichs des Großen und die Geschichte Deutschlands zur Zeit der franz. Revolutionskriege ist das treffliche, mit strenger Wahrheitsliebe geschriebene Werk:

30. Chr. Wilh. Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit, 1778—1806. 5 Bde.

Zu bemerken für das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sind noch mehrere politische Zeitschriften, welche den Gang der Begebenheiten erzählend und beurtheilend verfolgen und zum Theil bis jetzt fortdauern, z. B.

31. Ant. Fr. Büsching — Magazin für Geschichte und Geographie, 1767—81 Hamb 15 Bde. und Halle 1781—93, bis Bd. 23.

32. Schlözers historischer Briefwechsel von 1775—82, 10 Bde.; und Staatsanzeigen 1782—93. 18 Bde.

33. Schirachs polit. Journal seit 1781 bis 1804, fortgesetzt von dessen Sohne.

34. Archenholz — Minerva von 1792 bis 1809, von da fortgesetzt v. Alex. Bran bis jetzt.

35. Girtanners polit. Annalen 1793 und 94.

36. Posselt — Europ. Annalen, 1795—1804, dann von versch. Verf.

37. Jahrbücher der preuß. Monarchie unter Friedr. Wilh. III. 1798—1801.

Im 19. Jahrh. sind erst angefangen:

38. Die Zeiten von Chr. Dan. Voß, 1805—20,

39. Bredow — Chronik des 19. Jahrh., 1801—8, fortges. von Venturini als Geschichte unserer Zeit.

Die Geschichte der franz. Revolution haben, außer den franz. Schriftstellern: **Bertrand de Molleville, Necker, Desodoards, Bouillé, Pages, Toulongeon, Bailly, Papon, Mignet, Prudhomme, Thiers** und vielen andern, unter den Deutschen behandelt:

40. Girtanner — Histor. Nachrichten über die franz. Revol., fortges. von Buchholz. 17 Bde.

41. v. Eggers — Denkwürd. d. franz. Revol. 6 Bde.

42. J. G. Eichhorn — Die franz. Revol. in einer Uebersicht. 2 Bde.

43. Rehberg — Unters. üb. die franz. Revol. nebst kritischen Nachrichten über deren merkwürd. Schriften.

44. Dahlmann, Gesch. der franz. Revol. bis auf die Republik. 1845.

45. Leo, Gesch. der franz. Revol. 42.

46. Niebuhr, Vorles. über das Zeitalter der Revol. im Sommer 1829.

Ueber die franz. Revolutionskriege handeln viele Schriften, unter andern:

47. Scharnhorst — Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeit während der franz. Rev.-Kriege. 6 Bde.

48. (Erzherz Karl v. Oestreich,) Gesch. des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. 2 Bde.

Ueber die Friedensunterhandlungen in Rastadt:

49. (C. L. v. Haller) Geh. Gesch. der Rastadter Friedensunterhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. Germanien. 6 Bde.

50. Münch. v. Bellinghausen — Protokoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt mit den Originalien genau verglichen, mit Anmerk. 6 Bde.

Die Kriege im 19. Jahrh,:

51. H. v. Bülow — Der Feldzug von 1805, militärisch und politisch betrachtet. 2 Bde.

52. Die Schlacht bei Austerlitz von einem Offizier als Augenzeugen.

53. K. v. Plotho — Tagebuch während der Kriegsoperationen in den J. 1806 und 7.

54. v. Valentini — Versuch einer Gesch. des Feldzugs von 1809.

55. v. Hormayr — Das Heer von Inneröstreich im Kriege von 1809. in Italien, Tyrol und Ungarn, aus offiziellen Quellen.

56. Bertholdy — Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809.

57. Gesch. Andr. Hofers aus Orig.-Quellen. Lpzg. und Altbr. 1817.

58. L. Lüders — Frankreich und Rußland im Kampfe von 1812. — Außerdem haben diesen Krieg beschrieben v. Liebenstein, Röder von Bomsdorf und v. Odeleben; unter den Franzosen **Labaume, Chambray, Segur** u. A.; unter den Russen Donilevsky u. A.

59. v. Plotho — Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813—15. — Bis zum Waffenstillstande im Juni 1813 haben diesen Krieg auch beschrieben: L. v. W. (General von Müffling,) und Gen. v. Gneisenau.

60. Pfuel, Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 14 und 15.

61. v. Odeleben — Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. (Augenzeuge in Napoleons Hauptquartier.)

62. F. Aster — Die Schlacht bei Leipzig, mit Planen. (Außerdem viele andere Schriften.)

63. Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Frhrn. v. Stein. 1814.

64. L. v. W. (Gen. v. Müffling-) Gesch. des Feldzuges der Armeen unter Wellington und Blücher 1815.

65. Grolmann, Gesch. des Feldzugs von 1815.

66. Beamisch, Gesch. der engl. deutscher Legion.

67. F. Saalfeld — Geschichte Napoleon Bonaparte's, 2 Thle. — Außerdem schrieben über Napoleons Leben: Schütz, Aretin, die Franzosen: **Thibaudeau, Gourgaud, Montholon, Las Cases, Fain, Fleury de Chabulon, Bourienne,** u. A.

Wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der Zeit geben die vielfach erschie-

nenen Lebensbeschreibungen wichtiger mithandelnder Personen; wir heben aus diesen nur hervor:

68. Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Königs Friedr. Wilh. III.
69. Droysen, der Feldmarschall Graf York von Wartenburg;
vor Allen aber:
70. Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein.
71. Klüber — Akten des Wiener Kongresses. 7 Bde.
72. Protokolle der deutschen Bundesverfassung 1816 ff.
73. G. v. Meyer — Repertorium zu den Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung 1822.

In der Zeit nach der Wiederherstellung des Vaterlandes wurde der Sinn für Geschichtsforschung sehr geweckt, und es ist viel Fleiß auf die Bearbeitung der Quellenschriftsteller des Mittelalters verwendet; mehrere derselben sind einzeln herausgegeben. Das großartigste Unternehmen aber, welches jemals für unsere Geschichte begonnen ist, und dessen Durchführung uns eine vollständige Quellenliteratur des Mittelalters verschaffen wird, ist die Sammlung, welche die von dem Freiherrn v. Stein gestiftete Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde herausgiebt, unter dem Titel: **Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz.**

Unter den größeren Bearbeitungen der gesammten deutschen Geschichte sind die älteren:

1. Von Ign. Schmidt, fortges. von Milbiller und Dresch, 24 Bde; und
2. von Heinrich, 3 Bde;

und unter den neueren:

3. von Adolph Menzel, in 8 Bdn. bis auf die Reformation, und von da an Neuere Gesch. der Deutschen; und
4. von Luden. Gesch. des deutschen Volks, — die umfassendsten.

Die neueste Geschichte seit dem J. 1848 ist durch die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen und die Einführung der Preßfreiheit so überreich an Quellen, daß die Geschichtsforschung eben durch die Masse erschwert wird und ihr Hauptaugenmerk darauf richten muß, die Spreu von dem Weizen und die Wahrheit von der Lüge und Entstellung zu sondern.

---

119. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerschlagenen Zustand des Vaterlandes nach so verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menschenalter gedauert hatte, zu schildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwert, als durch die langsamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Pest, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht ist des Krieges Unglück nicht; solcher Tod ist oft der schönste, weil er den Mann, im Augenblicke der Begeisterung und des herrlichsten Lebensgefühles, ohne die kalten Schauer langsamer Annäherung, fortrafft; aber das ist der Fluch des Krieges, daß seine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greise und Weiber und Kinder, sowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angst vor der noch kommenden, verfinstern, und alle Freudigkeit und Zuversicht des Lebens hinwegnehmen. Der junge Keim der neuen Geschlechter wird im Entstehen vergiftet und kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte sich die deutsche Tüchtigkeit auch in dieser Zeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen. Dieses zeigte sich in sittlicher Hinsicht in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich losgebundene Leben

folgte, wie denn gerade die Endpunkte sich oftmahls berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hause kehrten, theils in der wüst aufgewachsenen Jugend, nöthigte die Fürsten, viele Sorge auf Kirchen- und Schulanstalten zu wenden, und solche Sorge trägt immer hundertfältige Zinsen. — So wie die Thätigkeit der Menschen wieder erwachte, so lebte vor Allem der Landbau so schnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beispiel des deutschen Fleißes zu finden ist. Grundstücke waren sehr wohlfeil, denn so viele Tausende von Besitzern waren ausgestorben; die Volkskraft wendete sich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder und die Dörfer erhoben sich aus der Asche. Schon 12 Jahre nach dem Kriege fand unter andern ein französischer Marschall die Pfalz, die er im Kriege verwüstet gesehen, wiederum blühend. Es kam auch bald die Zeit, da die Menschenrechte in dem Bauernstande besser erkannt und die härteren Formen der Leibeigenschaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis sie endlich überall ganz gelöst wurden. Und da die gesunde Lebenskraft für ein Volk am meisten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr seine Sorge widmet, so hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweise zurückgekehrten, dünnwohnenden Geschlechte von Ackerbauern dauernd ein neues, herrliches Deutschland aufblühen können. Allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, durch viele tiefliegende, allgemeine Ursachen.

Zuerst stand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerspruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das städtische Leben war in seinen besten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie schon früher entwickelt ist, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmälig bis zum dreißigjährigen Kriege. Noch kurz vor demselben gibt ein auswärtiger Schriftsteller der deutschen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunstfleiß, und in der Geschicklichkeit ihrer Künstler und Handwerker. Diese würden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer und Kupferstecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des 16. Jahrh. meistens Deutsche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein und Lukas Kranach genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunst in den deutschen Städten zu bezeichnen. Der dreißigjährige Krieg aber hatte die Kraft der Städte völlig gebrochen. Viele, die sonst blühend und frei waren, lagen in der Asche, die übrigen waren größtentheils von Menschen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Deutschland alle anderen Länder übertraf, lagen durch den Verlust der Arbeiter darnieder. Auf einem Hansetage zu Lübeck im J. 1630 erklärten fast sämmtliche noch übriggebliebene Hansestädte, daß sie die Kosten des Bundes nicht mehr aufzubringen vermöchten. — Die neue arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles ersetzen, aber der alte Glanz und die alte Freudigkeit waren dahin und kamen nimmer wieder. Das Arbeitselige und Mühselige stand, wie ein Schriftsteller sagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geschrieben. Viele der Städte mußten sich nun, halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürsten unterwerfen, wie denn z. B. 1661 der Bischof Christoph von Gahlen sich der Stadt Münster, 1664 der Churfürst von Mainz der Stadt Erfurt, 1666 der Churfürst von Brandenburg der Stadt Magdeburg und 1671

die Herzöge von Braunschweig der Stadt Braunschweig bemächtigten; und die noch den Namen der freien Reichsstädte behielten, wie dürftig und armselig haben die meisten von ihnen sich hingeschleppt, bis sie in der neuesten Zeit gleichfalls ihre Unmittelbarkeit verloren haben?

Auch die Herrlichkeit des Adels war verschwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerstand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; seit seine Selbstständigkeit aufgehört und das abhängige Leben an Höfen, oder das unthätige in bestimmungsloser Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, seine Kräfte gelähmt hatte; seit die Nachahmung fremder Sitten und Sprache, seit Weichlichkeit und Zierlichkeit an die Stelle der alten Mannhaftigkeit traten, da ging die alte Bedeutung des Adels verloren; und so fehlten von nun an zwei wesentliche Glieder in der Reihe der Erscheinungen, welche dem Mittelalter, bei allen seinen Mängeln, doch den eigenthümlichen Glanz der Kraft, der Hoheit, des Außerordentlichen in der Geschichte gegeben hatten.

Auch in den andern Ländern Europa's sind in den letzten Jahrhunderten ähnliche Veränderungen vorgegangen, und das, was das Mittelalter auszeichnete, hat einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müssen. Allein bei den meisten übrigen bot dagegen ein reich aufblühender Handel den Ersatz dar, indem er die Mittel gewährte, die einem Volke ein freudiges Gefühl des Wohlstandes und der Entwickelung aller Kräfte geben können. Deutschland aber war in dieser Hinsicht gelähmt; der Antheil, den einzelne wenige Städte noch an dem Welthandel behielten, konnte dem Ganzen keinen Ersatz geben; und anstatt durch besonnene Rückkehr zu derjenigen Einfachheit des Lebens, welche den Ackerbau treibenden Völkern eigenthümlich sein muß, der allmäligen Verarmung entgegen zu arbeiten, überließ man sich in steigendem Fortschritt dem Luxus und lieferte das durch den Ackerbau und Kunstfleiß mühsam erworbene Gut für ausländische, aus allen Welttheilen zusammengesuchte, Waaren den seehandelnden Nationen in die Hände. So reich ist unser Vaterland nicht an Fruchtbarkeit des Bodens und Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse, daß es dem Kostbarsten, was alle Welttheile hervorbringen, das Gleichgewicht halten könnte. Der Luxus aber, die Begierde nach sinnlichen Genüssen aller Art, kennt kein Maaß und kein Ziel, wenn er einmal die Herrschaft gewonnen hat.

Er kam nicht aus unserer Natur hervor, sondern ist uns von den Fremden eingeimpft worden, welche wir nur zu sehr, selbst in ihren Entartungen, nachgeahmt haben. Die Reisen in das Ausland, besonders nach Frankreich und seiner Hauptstadt; die Nachahmung französischer Moden und Sitten, ja Unsittlichkeit; das Verpflanzen französischer Lehrmeister und Erzieherinnen in die Mitte deutscher Familien; die Verachtung der eigenen guten, treuen Sprache; die Verehrung der fremden, oberflächlichen Philosophie, welche der ernsten Ansicht des Lebens mit seinen Pflichten, der Religion, der Kunst und Wissenschaft, so sehr entgegen war, — alle diese Uebel, welche zuerst die höheren Stände der Gesellschaft und bald auch die mittleren ergriffen, sie haben den größeren Theil des Zeitraumes hindurch, den wir jetzt anfangen, den nachtheiligsten Einfluß auf den äußern wie innern Zustand des deutschen Volkes gehabt.

Doch wollen wir nicht verkennen, daß aus unserer Verbindung mit den Fremden auch viel Gutes für unsere allgemeine Bildung gewonnen ist und daß überhaupt der Gang der neueren Geschichte unverkennbar die Be-

stimmung gehabt hat, alle christlichen Völker zu immer engerer und lebendigerer Wechselwirkung zu führen. Besonders ist uns Deutschen, die wir in die Mitte zwischen die Hauptvölker Europa's gestellt sind, die größte Empfänglichkeit des Sinnes von der Natur eingepflanzt. Wir möchten alles Vorzügliche im ganzen Kreise menschlicher Thätigkeit und Bildung kennen lernen und das Kennengelernte uns zu eigen machen. Universalität der Bildung, wie man es kunstgerecht nennt, ist immer mehr der Deutschen Ziel und Streben geworden, und die Eigenthümlichkeit unsrer Verfassung hat dieses Streben wesentlich unterstützt. Bei andern Völkern, die ein geschlossenes Reich bildeten, hat die allgemeine Hauptstadt meistentheils für das, was als wahr, als schön und anmuthig gelten sollte, ihre Gesetze gegeben; die Bildung erhielt nach und nach feststehende Formen und konnte nicht ohne Einseitigkeit bleiben. In Deutschland hingegen erhielt sich in Wissenschaft und Kunst das rege Leben eines Freistaates; die größeren und kleineren Regierungen wetteiferten, sie zu befördern; keine Stadt und kein Einzelner konnten Gesetze geben; es galt kein Ansehen der Person, sondern das in sich Gediegene konnte, wenn auch nicht immer sogleich und in der Nähe, doch sicher im Laufe der Zeit auf Anerkennung rechnen. So ist es dahin gekommen, daß an umfassender Bildung wohl kein Volk der Erde sich mit dem deutschen vergleichen kann. — Doch liegt gerade auch hier die größte Gefahr der Verirrung. Es ist dem Menschengeschlechte nichts schwerer, als zwischen den mannigfaltigen Abwegen die rechte Mitte zu halten, Aufklärung und Verfeinerung mit religiöser und sittlicher Strenge, den offenen Sinn für alles Gediegene, wo es sich auch findet, mit der Festigkeit einer eigenthümlichen, sich stets treu bleibenden Weltansicht, und die Selbstständigkeit des freien Geistes mit Selbstverleugnung und Hingebung des Gemüthes, zu vereinigen. Nichts desto weniger ist das Hinstreben zu solchem gediegenen Gleichgewichte die wahre Lebensaufgabe für den Einzelnen, wie für ganze Völker, und namentlich ist sie die des deutschen Volkes. Die vorliegende Periode wird uns zeigen, wie es sich von diesem Ziele bald weiter entfernt, bald demselben wieder genähert hat; sie wird uns überhaupt den Wechsel des Auf- und Absteigens, welcher das Loos des Erdenlebens ist, in großen Zügen vor Augen stellen.

Auch in der äußeren Geschichte unseres Vaterlandes zeigt sich dieser Wechsel: glückliche und ruhige Zeiten wechseln mit bedrängten; doch sind die letzteren bis jetzt überwiegend gewesen. Keine Zeit unserer Geschichte ist trüber, als die während der langen Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich, und niemals hat sich unsere politische Schwäche trauriger gezeigt, als gegen seine ehrgeizigen Anstrengungen. — Die Zeit der Ruhe von seinem Tode bis zum östreichischen Erbfolgestreite fing an die Künste des Friedens aufzuwecken, aber ihr Keim wurde wieder gehemmt durch die Stürme jenes Streites und besonders des siebenjährigen Krieges. Der fünf und zwanzigjährige Zwischenraum zwischen letzterem und der französischen Revolution ist der längste Friedensstand des vorigen Jahrhunderts gewesen und hat ein solches Leben und Regen aller Kräfte entwickelt, daß die gleich lange Zeit der neuen Kriegsstürme und Drangsale, die der Revolution folgten, dasselbe wohl hemmen, aber nicht unterdrücken konnte. Die 33jährige Friedenszeit, welche auf die Vernichtung der Napoleonischen Weltherrschaft bis zu dem sturmbewegten Jahre 1848 in Deutschland folgte, hat wiederum so erstaunenswerthe Fortschritte, besonders in den mechanischen Künsten, in der ge-

werblichen Betriebsamkeit der Menschen und in dem Verkehre der Völker unter einander mit sich geführt, daß die Vergleichung mit früheren Zeitaltern dem unsrigen in jener Beziehung einen sehr hohen Platz anweisen muß. Allein die Pflege der innern Tüchtigkeit der Gesinnung, des sittlichen Ernstes und der religiösen Demuth und Entsagung hat mit den Bestrebungen für äußeres Wohlbefinden nicht gleichen Schritt gehalten; es ist wieder die traurige Erfahrung an das Licht getreten, daß es dem Menschengeschlechte fast schwerer ist, Glück als Unglück würdig zu tragen. Zugleich haben sich die Uebel, die aus der Ueberbevölkerung entspringen, immer drohender kund gegeben. Das Umsturzjahr 1848 hat die Haltlosigkeit unserer Zustände in so erschreckender Weise an den Tag gebracht, daß wir nach 3 Jahren noch fast rathlos vor dem Wiederaufbau unserer Zukunft stehen. Und nur dann wird ein solcher Wiederaufbau gelingen, wenn die große Wahrheit immer tiefer und allgemeiner in dem Bewußtsein der Menschen sich geltend machen wird, welche die Geschichte auf jedem ihrer Blätter predigt: daß alle Staatsform, alle Verfassung, alle Gesetze, aller Besitz erst dadurch ihren Werth für das Leben erhalten, wenn die Menschen durch Ernst, Treue und Wahrheit, durch Ehrfurcht vor göttlichem und menschlichem Rechte, durch Selbstüberwindung, Genügsamkeit und Fleiß, sich eines glücklichen Zustandes würdig machen!

Der Kaiser Ferdinand **III.** hat noch 9 Jahre nach dem westphälischen Frieden gelebt und mit billiger, kluger Gesinnung regiert. Die Ruhe Deutschlands wurde unter ihm nicht weiter gestört. Er bewirkte bei den deutschen Fürsten, daß sie seinen Sohn Ferdinand zum römischen Könige erwählten; leider aber starb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuversicht gerichtet waren, schon 1654 an den Blattern, und der Vater mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten Sohn Leopold, welcher von weniger vorzüglichen Anlagen war, wiederum anfangen. Aber ehe sie den erwünschten Erfolg hervorgebracht hatten, starb der Kaiser den 2. April 1657.

120. Leopold I. 1658—1705.

Die Wahl des neuen Kaisers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiserwürde, nach der es lange gestrebt, an sich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geistlichen Churfürsten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und bestanden auf der Wahl des öſtreichischen Erzherzogs Leopold, obwohl dieser erst 18 Jahr alt war. Sie kam den 18. Juli 1658 zu Frankfurt zu Stande. Dennoch wußte der französische Minister, Kardinal Mazarin, schon damals einen Bund zu Stande zu bringen, den man den Rheinischen Bund nannte und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, im Grunde aber gegen das Haus Oestreich, errichtet wurde. Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Mainz, Köln und Trier, der Bischof von Münster, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und die 3 Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; eine sonderbare Mischung solcher, die noch eben als Feinde gegen einander gestanden hatten, der geistlichen Churfürsten mit protestantischen Fürsten und den Schweden. Was aber Frankreich bei diesem Bunde und seinem ganzen Verfahren gegen Deutschland im Sinne gehabt, schildert ein einsichtsvoller Mann damaliger Zeit sehr treffend: „Anstatt

offensiare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche Fürsten, besonders die am Rheinstrom, durch einen Bund und, wie man sagt, auch durch einen jährlichen Sold, an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als sei er für Deutschland sehr besorgt, damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen besseren Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, muß jedermann einsehen, der nicht gar einfältig ist."

Dieses Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es nur auf Gelegenheit wartete, die Hand, welche es eben zur Freundschaft dargeboten hatte, von Neuem zum Ergreifen seiner Beute auszustrecken. Die lange Regierung Kaiser Leopolds ist fast ganz mit Kriegen gegen Frankreich und seinen übermüthigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unser armes Vaterland hat schrecklich darunter bluten müssen. Leopold, gutmüthig und fromm, auch sehr wohlunterrichtet, aber unthätig und wenig scharfsichtig, war einem Gegner wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Eroberungssucht verband, nicht gewachsen. Frankreich verfolgte schon damals mit fester Entschlossenheit das Ziel, den Rhein zu seiner Grenze zu machen und die spanischen Niederlande, welche unter dem Namen des burgundischen Kreises zum deutschen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elsaß, und wo möglich auch die Länder deutscher Fürsten am linken Rheinufer, in seine Gewalt zu bringen. Solcher Geist der Vergrößerungssucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren sehr, welche meinen, er sei erst in unsern Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menschen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die französischen Schriftsteller der Eroberungssucht laut das Wort, und einer derselben, ein gewisser Aubry, stellte sogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und seiner Vollendung schon so nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römisch-germanische Reich, wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige als dessen Nachfolger." Und in einer Rede, welcher der Abbé Colbert, im Namen der gesammten französischen Geistlichkeit, an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du so gut auf dem Meere, als dem festen Lande, deine Gesetze giebst; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küste schleuderst; — der du wenn du willst, die stolzen Völker demüthigst und ihre Herrscher zwingst, zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen und deine Gnade anzuflehen," u. s. w. So redete schon im Jahre 1668, im Angesichte von ganz Europa, ein Stand, der sich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen sollte.

Der König Ludwig fing seine Eroberungen mit den spanischen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab. Die Spanier riefen für den burgundischen Kreis die Hülfe des deutschen Reiches an, allein keiner der Fürsten rührte sich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch französisches Geld bestochen. Solche Wirkungen hatte der rheinische Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlassen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen 1669 mußten die Spanier eine Reihe von Grenzstädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im Jahre 1672 mit höchst ungerechtem

Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, diese zu unterdrücken, so konnte Frankreich auch zur See Europa Gesetze vorschreiben. Die neue Gefahr wirkte eben so wenig auf die deutschen Fürsten, als die erste; sie sahen ruhig zu; ja der Churfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Gahlen, ein merkwürdiger Mann seiner Zeit, schlossen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürsten bekannt, durchschaute die Verhältnisse der Völker am klarsten und sah die Nothwendigkeit ein, das europäische Gleichgewicht nicht untergehen zu lassen. Er rüstete sich zur Vertheidigung seiner westphälischen Länder, welche an den Kriegsschauplatz grenzten; — durch die endliche Entscheidung der Jülichschen Erbstreitigkeit hatte er 1666 das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg. — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiser Leopold zu kriegerischen Maßregeln gegen die französischen Eroberungsversuche; beide zusammen ließen 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oestreichern mit dem Kriege nicht Ernst, weil der alles vermögende Rathgeber des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, durch Frankreich gewonnen war und den Feldherrn von ernsthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürst sah sein schönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten verderben und schloß 1673 mit den Franzosen in ihrem Lager bei Vossem, in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur seine westphälischen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt sie zurück, bis auf die Festungen Wesel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten wollten.

Jetzt erst fing der Kaiser an, selbst Ernst zu zeigen, nachdem er den besten Bundesgenossen verloren hatte; die Ursache war, daß nun der Fürst Lobkowitz entfernt war. Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauseten dafür die Franzosen desto härter, und vor Allem in der Pfalz, welche in dieser und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal französischer Grausamkeit geworden ist. Da sie so das Reich selbst angegriffen hatten, standen auch die Reichsfürsten gegen sie auf, und der Churfürst von Brandenburg schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser. Oestreich zeigte sich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schlusse. Oestreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der französische Gesandte beim Reichstage wußte bald den Einen bald den Andern irre zu machen; da wurde ihm ohne weiteres Bedenken befohlen, in dreimal 24 Stunden Regensburg zu verlassen; und kaum war er abgereist, so erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg selbst wurde mit abwechselndem Glücke, doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, dessen Feldherren die Kunst verstanden, ihn größtentheils auf deutschen Grund und Boden zu spielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um dem kräftigsten der deutschen Fürsten, dem Churfürsten von Brandenburg, in seinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geschlossen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn sie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieses Land hart, aber

dennoch ließ sich der Churfürst von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, so lange es nöthig war, und brach dann im Juni 1675 in Eilmärschen nach seinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, d. 28. Juni 1615. — Freunden und Feinden unerwartet stand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraschten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und suchten sich zu vereinigen, er aber, rasch ihnen nach, erreichte sie den 28. Juni bei Fehrbellin. Er hatte nur seine Reuterei bei sich, das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können; dennoch beschloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; seine Feldherren widerriethen es und wollten erst das Fußvolk erwarten; aber ihm schien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen sollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichsten Erfolge gekrönt. Die Schweden, die seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, wurden gänzlich geschlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieser Churfürst kann als Gründer der preußischen Größe angesehen werden; seine Nachfolger bauten auf seiner Grundlage weiter. Außer der Erwerbung der westphälischen Länder aus der clevischen Erbschaft, machte er auch das Herzogthum Preußen unabhängig, indem er durch kluge Benutzung der Zeitumstände den Vertrag zu Welau 1657 zu erlangen wußte, wodurch Preußen aus der Lehnsabhängigkeit von Polen entlassen wurde. Die Hauptstadt Berlin vergrößerte er durch den Werder und die Neustadt; in Frankfurt und Königsberg beförderte er die Universitäten und faßte schon den Plan zur Errichtung einer neuen in Halle. Den Kunstfleiß in seinen Ländern beförderte er sehr und nahm unter andern auch viele fleißige Refügiés aus Frankreich auf. — Friedrich Wilhelm nahm immer seinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemal finden, wie er nicht nur als deutscher Reichsfürst, sondern als ein Glied der großen europäischen Staatenkette die Macht seines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieses ist das Zeichen eines geborenen Herrschers, der sein Volk keinem im Range nachstehen lassen, sondern zu selbstständiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm verargen, daß er nach solcher Selbstständigkeit strebte, in einer Zeit, da der deutsche Bund seine Kraft verloren hatte, da der Kaiser fast zum Schattenbilde geworden war und schon viele der Reichsfürsten mit dem Auslande Verbindungen schlossen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er selbst solche Verbindungen, zum Schaden des Reiches, geschlossen und dem Wohle des Ganzen Wunden geschlagen hätte; aber das Streben seines Lebens ging vielmehr dahin, der französischen Uebermacht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der deutschen wie der europäischen Völker möglichst zu schützen. Das gemeinsame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in diesem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiserliche Feldherr Montecuculi den Befehl und sogleich war das Waffenglück günstiger. Ihm gegenüber stand der berühmte französische Heerführer Türenne, einer der größten seiner Zeit. Vorsichtig näherten sie sich einander, denn sie kannten einander schon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünstigen schien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind

vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erschreckte ihn so sehr, daß es in Eile zurückwich und auf der Flucht noch beträchtlichen Verlust erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzosen, um die Kaiserlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grausamste Mittel. Weil sie ihre Grenze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, so wollten sie es durch eine Einöde thun; sie verwüsteten daher im folgenden Jahre den ganzen deutschen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man in einer Weite von 14 Meilen nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die deutschen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht bestehen und mußten sich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und viele kamen vor Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79. — Mit ängstlicher Erwartung richteten Alle die Augen auf die Friedensversammlung, die schon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzosen, so schien es, mußten eilen, jeden, selbst einen nachtheiligen, Frieden zu schließen, weil viele Feinde gegen sie waren. Aber sie haben es immer sehr gut verstanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerst abwendig zu machen. Sie schlossen den Frieden allein und erhielten die Festung Mastricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun schon mehrfach ersetzen, was den Holländern eingeräumt war; sie traten von Neuem einen schönen Landstrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comté ab. Darauf verglich sich der Kaiser, der den Krieg nicht allein fortsetzen wollte; er mußte die wichtige Festung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlassen stand endlich der Churfürst von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu schließen; allein selbst die Niederländer, für die er gekämpft, versagten ihm ihre Hülfe. So mußte er fast alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei diesen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache schon sichtbar. Unter den dreißig Jahre früher zu Münster und Osnabrück versammelten Gesandten waren sehr wenige, welche Französisch verstanden; zu Nimwegen aber redeten Alle schon diese Sprache. Doch wurden die Verhandlungen selbst noch lateinisch geführt.

121. Die französischen Reunionen.

Die geängsteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt war und die französische Habsucht befriedigt schien. Aber auch im Frieden verstand sie es, ihren Raub zu verfolgen. Ein Parlamentsrath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein seine Herrschaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem westphälischen Friedensschlusse gebrauchten Worte nur recht auszulegen verstehe: „Das Elsaß und die andern Landschaften seien ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten.“ Es dürfe nur nachgesucht werden, welche Landstriche und Oerter jemals, sei es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde sich noch gar vieles finden, was unter diesem Namen besetzt werden könne. — Der Vorschlag gefiel, man dachte ihm weiter nach; um der Sache den Anschein Rechtens zu geben, wurden 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reu-

nions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt; sie sollten untersuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdruckes, noch an Land und Leuten gebühre. Es ist leicht vorauszusehen, daß diese Richter nicht weniges auffanden. Die nichtigsten Gründe wurden hervorgesucht, um etwas zu erhaschen, wozu man Lust hegte. Das Kloster Weißenburg z. B., obgleich es außer dem Elsaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugesprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren,) gestiftet sey; und das so erworbene Weißenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germersheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weißenburg gehört. — Auf solchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsansprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lautenburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsstädte im Elsaß, unter denen Straßburg die vorzüglichste war. Sie waren im westphälischen Frieden nicht abgetreten, denn Oestreich hatte damals nur seine Erbgüter im Elsaß hingegeben.

Die Fürsten und Herren, die so mit ihrem Eigenthum auf einmal von Deutschland ab zu Frankreich gezogen werden sollten, erhoben laute Klagen; der Kaiser machte Gegenvorstellungen, und Ludwig, um wenigstens den Schein zu beobachten, — das war die Kunst seines Lebens, — und zugleich die Gegner sorglos zu machen, versprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurt. Vorher jedoch wollte er sich in den Besitz der Hauptfestung Straßburg setzen, welche ihm mehr als alles andere werth war und die als der Schlüssel des Oberrheins anzusehen ist. Karl V. hatte schon ihre Wichtigkeit in solchem Maaße erkannt, daß er sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu retten eilen. Jetzt, im September 1681, als gerade die angesehensten Bürger auf der Frankfurter Messe und also abwesend waren, versammelten sich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelte sie plötzlich. In den nächsten Tagen erschien auch der Kriegsminister Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geschütz und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerstand gefaßt und zugleich von einer durch die Franzosen bestochenen Partei in der Stadt gedrängt, öffneten sie am 30. Sept. 1681 die Thore; die Franzosen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg, die Protestanten mußten den Münster, den sie anderthalbhundert Jahre im Besitz gehabt hatten, räumen, und bald darauf hielt Ludwig selbst, wie im Triumphe, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Scham zeigte sich bei dem Könige, der laut auszusprechen gewagt hatte, er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurt führten zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die französischen Gesandten wußten allem Ernste der Untersuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, sie machten sogar hier zum erstenmale den Gebrauch ihrer Sprache in den politischen Verhandlungen zum Gesetz. Bis dahin hatten sie, wie alle, ihre Schriften in der lateinischen Sprache abgefaßt; in Frankfurt überreichten sie dieselben französisch, und keine Gegenvorstellung der kaiserlichen Gesandten half; sie beriefen sich kurz und einsilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und so ist es von dieser Zeit an immer mehr Gebrauch gewor-

den, daß alle andern Völker mit den Franzosen in ihrer Sprache redeten. Einsichtsvolle Menschen sahen schon damals die Gefahr voraus, die daraus entsprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrschaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie schwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Deutschlands dastanden, zeigte ihr Betragen unter einander selbst. Auch zu Frankfurt erhoben sie die alten, elenden Rangstreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben übersteigt, und indem mit solchen Dingen die kostbare Zeit verfloß, setzten sich die Franzosen in den angemaßten Ländern immer fester. Endlich brachte Oestreich ein Bündniß mit mehreren deutschen Fürsten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhen in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig selbst hatte anschüren helfen, verhinderten die Ausführung.

122. Die Türken vor Wien. 1683.

In Ungarn waren schon seit dem Jahre 1670 Unruhen gewesen. Das Land war unzufrieden über Verletzung seiner Verfassung, über die Besatzungen deutscher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Deutschen; die Protestanten in Ungarn beklagten sich noch überdieß über Verfolgungen, deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im Jahr 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Tökely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter die Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere ins Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen Könige Johann Sobiesky einen tapfern Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer. Dieser heldenmüthige Fürst, der Besieger der Türken, der Lehrmeister des nachher so berühmten Prinzen Eugen, war eben so groß und ehrenwerth als Mensch, wie als Krieger, und eine Stütze des östreichischen Hauses.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüstungen vollendet waren, und die Türken, die sonst erst gegen den Sommer ins Feld zu rücken pflegten, waren schon im Winter aufgebrochen und gingen den 12. Juni über die Essecker Brücke. Das deutsche und kaiserliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemustert; es fanden sich nur 22,000 zu Fuß und der Türken waren mehr denn 200,000. Diese hielten sich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, sondern zogen gerades Weges auf Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Stahrenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig und that Alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand

zu setzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt, es breitete sich in einem Umfange von 6 Stunden um dieselbe aus. Nach zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Verdeidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, jeder Schritt wurde auf das Hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Hauptkampfplatz war die Löbelbastei an welcher wenige Erdschollen sein mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. September ließen sie eine Mine unter der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung Stand. Am 10. sprang die letzte Mine unter der Burgbastei und der Riß wurde so groß, daß eine Reihe von Feinden neben einander hindurch dringen konnte. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen; der Graf Stahrenberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, am 11., da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sei; Abends 5 Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Churfürsten von Sachsen und Baiern, die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Baireuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt, und viele andere edle Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen, doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Am 12. September Morgens senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerst von den Kaiserlichen und Sachsen, die den linken Flügel hatten, angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde erobert. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf den rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahllosen Schwärme der türkischen Reuterei. Wie ein Sturmwind stürzte er sich mit seiner polnischen Reuterei mitten in den Feind und durchbrach seine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die deutschen Reuter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; sie eilten herbei, stürzten auf den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle diese Gefechte schienen nur Vorspiel zu der großen Schlacht zu sein, welche das Schicksal des Krieges entscheiden mußte; man sah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tausend Gezelten und ihr Geschütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch diesen Abend die Schlacht fortgesetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen sollten; da ward ihm berichtet, daß die Feinde schon allenthalben auf der Flucht zu sein schienen. Und so war es. Ein unwiderstehlicher Schrecken war über sie gekommen; sie flohen mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geschossen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man schätzte sie auf 15 Millionen, und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegskasse wurden 2 Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein 4 Millionen Gulden als seinen Antheil erhielt, schreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner Wiens, in einem Briefe an seine Gemahlin, folgendermaßen: „Daß ganze feindliche Lager, sammt dem Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum, ist in unsere Hände gefallen. Kameele und Maulthiere, sammt den gefangenen Türken, werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebst dem mahomedanischen Panier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wägen und Gepäck sind mir zu Theil geworden, und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badstuben und Gärten, den Springbrunnen, und mancherlei seltene Thiere, wäre zu weitläufig zu beschreiben. — Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. — Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felsen zerbrochen worden sind. — Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unser braver König!" — Heute Morgen kam der Churfürst von Sachsen, nebst dem Herzog von Lothringen zu mir; endlich kam der wienische Statthalter, der Graf von Stahrenberg, mit vielem Volke hohen und niederen Standes mir entgegen; jedermann hat mich geherzet, geküßet und seinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!" Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für diesen uns gesandten vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preiß und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Die Oestreicher mochten wohl dankbar sein für diese Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sclaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch sie verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Weiber und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adeligem Geschlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wien's; nur Ludwig XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Großveziers Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten gewesen sei.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, doch 15 Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im Jahr 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt, und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von Neuem dem Kaiserhause und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, 1697, wurde im Jahre 1699 zu Carlowitz ein Waffenstillstand auf 25 Jahre mit dem Türken geschlossen.

123. Neuer Krieg mit Frankreich.

Ludwig XIV. hatte die Zwischenzeit, da Oestreich und Deutschland den argen Feind in Süd-Osten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zu sammeln, denn der bisherige Raub schien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbschaft des Churfürsten Karl von der Pfalz und die Nachfolge im Churfürstenthume Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode; und, indem er ein Wächter der Verfassung Deutschlands sein zu müssen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser 1688. Ehe sie noch bekannt wurde, brachen seine Heere schon in die Niederlande ein und fingen die alte Verwüstung von Neuem an. Auf den Ruf dieser Gefahr brachen sogleich mit rühmlichem Eifer zahlreiche Schaaren aus Norddeutschland, Sachsen, Hannover und Hessen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dieß war um so rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathschlagte, ob auch ein Krieg sein solle. Doch ging es auch hier ernstlicher, als sonst; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsstande die Neutralität erlaubt sein sollte, und der Kaiser setzte der Erklärung noch hinzu: „Die Krone Frankreich sei nicht nur als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, gleich den Türken, zu betrachten."

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens regte auch den Unwillen des übrigen Europa auf; bald nahmen England, Holland, Spanien und später auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich der Statthalter der Niederlande, nennt den König Ludwig in seiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Christenheit."

Damit Frankreich so viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Deutschland wieder das unmenschliche Verfahren erdulden, welches der Minister Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es ist schrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Orten erging. Schon im Januar 1689 zogen unter andern die Reuter des Generals Melac von Heidelberg umher und steckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen und viele andere in Brand, und das wehrlose Volk, das auf seinen Knieen um Gnade flehete, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder ge-

jagt, wo viele vor Kälte umkamen. Heidelberg selbst wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt. — Dasselbe Schicksal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, Frankenthal, Baden, Rastadt und viele andere kleine Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmal erlaubt, nachdem sie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den deutschen Oertern, wo sie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, sondern sie mußten sich in das französische Gebiet begeben. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden recht langsam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangsalen, nachdem die Einwohner sieben Monate alles ertragen und alles geopfert hatten und nun wenigstens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächsten französischen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habsucht erbrach bei dieser Gelegenheit selbst die Begräbnisse der alten salischen Kaiser im Dom zu Speier; man nahm einige silberne Särge, die sich darin befanden, heraus, und streute diese ehrwürdigen Gebeine auf den Boden. In Worms wurden 15 katholische Kirchen und Klöster, auch die der Jesuiten und Dominikaner, in Asche gelegt. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte an diesen Städten befragt wurde, erwiederte er nur: „Der König wills," — und zog ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. — Diese Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches sich das gebildetste der Welt, und gerade seine damalige Zeit das goldene Zeitalter seiner Bildung nannte; sie waren befohlen von einem Könige, der sich das Ansehen geben wollte, als schütze er Künste und Wissenschaften, wo er sie finde. Ehe er seine eroberungssüchtigen Absichten entfaltete, hatte er an 60 ausländische Gelehrte Geschenke gesandt, mit folgendem Briefe seines Ministers Colbert: „Obschon der König nicht ihr Landesherr ist, so will er doch Ihr Wohlthäter sein; er schickt Ihnen diesen Wechselbrief als einen Beweis seiner Achtung." — So war es ihm wirklich gelungen, sich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit seiner Absichten, und die früher seinen Waffen Glück gewünscht hatten, brachen jetzt in Verwünschungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Diese Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die ersten Jahre des Krieges ziemlich glücklich für die deutschen Waffen waren; mehrere feste Städte am Rheine wurden den Franzosen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erste Eifer erkaltet war, wendete sich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde, vorzüglich nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxenburg, ein deutsches Heer bei Fleurus 1690 in die Flucht geschlagen hatte. Doch stellte von 1693 ein neuer deutscher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarstromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit seinem kleineren Heere eine so treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick, 1697. — Bei der Ermüdung aller krieg=

führenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schlosse bei Haag in Holland, versammelt. Der König Ludwig wünschte den Frieden diesmal sehnlich, um sich zu einem neuen Kriege, den er als nahe voraussah, zu rüsten. Man erwartete das Absterben des kinderlosen spanischen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für sich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Festung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, so wußte er durch die alten Künste die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien besondere Vortheile gewährte. Sie schlossen daher den Frieden für sich und ließen Kaiser und Reich allein. Nun sprachen die Gesandten wieder in dem übermüthigsten Tone. Als von Ersatz der ungeheuren Kriegsschäden die Rede war, die sie angerichtet hatten, und die Städte Worms und Speier allein ihren Verlust auf 9 Millionen Gulden angaben, das badensche Land auf 8 Millionen, Würtemberg auf 10; da anworteten sie höhnisch: „Der Krieg führe manches Unheil mit sich. Wollten die Deutschen hartnäckig auf Genugthuung bestehen, so möchten sie ihre Heere mitten in Frankreich führen und dort plündern und erobern, soviel sie wollten.“ — Endlich versprachen sie, von den eroberten Plätzen Freisach und Philippsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elsaß herauszugeben. — Da man nun alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die französischen Gesandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme sie durchaus forderten: „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholische Religion bleibe, wie sie sich finde;“ das heißt, in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren und in denen die Franzosen während ihrer Besetzung den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt hatten, sollte derselbe bleiben. Die protestantischen Gesandten aus Deutschland sträubten sich zwar sehr gegen diese Klausel, allein ihr Widerspruch wurde nicht gehört und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmste bei der Sache, und was Ludwig geradezu dadurch bezweckte, war, daß die Protestanten den Kaiser selbst als die geheime Triebfeder bei dieser sogenannten Ryswickischen Klausel ansahen und daher neues Mißtrauen der Religion wegen in Deutschland entstand. In der That hatten sich die kaiserlichen Gesandten auch nicht thätig gegen die französischen Absichten bewiesen.

124. Erhöhung deutscher Fürsten.

Eine andere Ursache der Uneinigkeit in Deutschland war auch um diese Zeit der Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder Braunschweig-Lüneburg. Dieses Fürstenhaus hatte dem Kaiser sehr wesentliche Dienste in den Kriegen gegen Türken und Franzosen geleistet; Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die meisten der übrigen Churfürsten, selbst der katholischen, fanden sich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue protestantische Stimme in das Churfürsten-Collegium kam. Dieses schien nicht unbillig, weil die Protestanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholischen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürsten, besonders Braunschweig-Wolfenblüttel, stritten auf das Eifrigste gegen diese Erhebung Eines aus ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der wichtigsten Stimmen entzogen wurde.

Und als der Kaiser dennoch 1692 die Belehnung des neuen Churfürsten Ernst August von Hannover vornahm, entstand solche Unzufriedenheit und Gährung im Fürstenrathe, daß es besser schien, Hannover für jetzt noch keinen Sitz im Churfürstenrathe nehmen zu lassen. Das neue Churfürstenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg Wilhelm von Lüneburg, hatte dem jüngeren, Ernst August, sein Herzogthum abgetreten, so daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebst den Grafschaften Hoya und Diepholz, zusammen eines der größten deutschen Länder ausmachten. Der neue Churfürst wurde auch Erzpanierherr des Reiches und versprach dem Hause Oestreich immer seine Stimme bei der Kaiserwahl und den Katholiken freie Religionsübung in seinem Lande zu geben, so wie auch zum Kriege eine Beihülfe von 500,000 Thaler zu leisten und 6000 Mann nach Ungarn, so wie 3000 an den Rhein zu stellen. — Als Ernst August 1698 starb, stimmten auch die unter den Churfürsten, welche bis dahin ihre Einwillung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung seines Sohnes Georg Ludwig; das Fürsten-Collegium dagegen protestirte von Neuem; und erst später, im Jahr 1705, erfolgte auch von seiner Seite die Anerkennung. (Das Haus Hannover sollte bald noch höher steigen; im Jahre 1714 erbte Georg Ludwig auch die englische Königskrone von der Königin Anna, die ihre 13 Kinder sämmtlich überlebt hatte.)

Das Jahr 1696 hatte auch ein deutsches Fürstenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürst Friedrich August von Sachsen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen August I. an. Er mußte seinen Glauben verändern und zur katholischen Kirche übertreten; in seinen sächsischen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfassung vorgenommen. Die polnische Krone ist für das sächsische Haus keine Segen gewesen und ist auch bald wieder verloren gegangen.

Es war eine Zeit des Aufstrebens unter den Fürsten und die Beispiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein sächsischer Churfürst König von Polen; dies trieb den Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königstitel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Ansehen über Alles und ließ sich wirklich den 17. Januar 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen, und am folgenden Tage setzte er sich und seiner Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumstände waren dieser Selbsterhöhung sehr günstig; zu anderer Zeit möchte sie viel Widerspruch erfahren haben. Der spanische Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche, und die darin verflochtenen Mächte eilten, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Der Kaiser Leopold erkannte den neuen preußischen Königsnamen zuerst an und erhielt dafür Hülfe im Kriege und die Zusage für die Dauer der Kaiserwürde im Hause Oestreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland, alle aus Rücksichten der Staatsklugheit; Frankreich dagegen und Spanien, weil ihre Gegner den König schon gewonnen hatten, so wie der Papst, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

125. Der spanische Erbfolgekrieg. 1701—1714.

Das ist der Unsegen in unserer Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, daß unser Vaterland in alle Händel der europäischen Völker hineingezogen wurde, wenn sie ihm auch fremd waren, und daß es meistentheils der Schauplatz geworden ist, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum sind die Ebenen in Sachsen, in Schwaben und Baiern mit den Namen so vieler Schlachten bezeichnet und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elster, so wie die der Donau, des Lech, des Inn und des Neckar, haben den heißen Fußtritt des Krieges so schwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18. Jahrhunderts mußte die Erschütterung, welche die südliche Hälfte von Europa traf, zum großen Theile auf deutschen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlassung dazu war der Tod des Königs Karl II. von Spanien.

Zwei Herrschergeschlechter hatten damals den größeren Theil Europa's inne: die Häuser Oestreich und Bourbon; jenes theilte sich wieder in das eigentlich östreichische und das östreichisch-spanische Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zusammenschmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteste Schwester des verstorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein sie hatte bei dieser Verbindung feierlich auf die spanischen Länder Verzicht geleistet. Die zweite war an den Kaiser Leopold vermählt; sie hatte keine solche Verzichtleistung ausgestellt, (jedoch hatte sie auch keine mänliche Erben:) aber ihre Tochter, welche an den Churfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entsagen. Nun hatte Kaiser Leopold aus einer zweiten Ehe mit einer pfalzneuburgischen Prinzessin zwei Söhne, Joseph und Karl, und für den letzteren nahm Leopold die Krone Spaniens in Anspruch, weil Leopolds Mutter eine Tante Karls II. gewesen war. Allein Frankreich sowohl, als Baiern, wollte die Verzichtleistungen für ihre Häuser nicht gelten lassen, weil jene Prinzessinnen wohl für sich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entsagen können. Alle diese Mächte arbeiteten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Gesandten, dahin, daß der König ein Testament zu ihren Gunsten machen möchte; und Karl, um Spanien am selbbstständigsten zu erhalten, ernannte den baierischen Churprinzen, Joseph Ferdinand, zu seinem Nachfolger. Aber der Jüngling starb früher als der König, im Jahr 1699, an den Blattern, und der Streit zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich erhob sich von Neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Gesandten in Madrid und selbst mehr Entschlossenheit gehabt hätte; denn die spanische Königin und der wichtigste Mann am Hofe, der Kardinal Portocarero, Erzbischof von Toledo, waren östreichisch gesinnt. Aber Leopolds Gesandter, der Graf von Harrach, ein stolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunst des französischen, des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieser gewann einen der spanischen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch diesen den König; Karl machte ein geheimes Testament, und als er nun starb, den 1. November 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, als Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt. — Der Kaiser war durch den unerwarteten Schlag aus aller Fassung gebracht; er hatte das Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben, denn früher, als der spanische Hof mehrmals dringend gefordert hatte, daß

sein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere selbst nach Spanien komme, — als noch der vorige Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiser aus Unentschlossenheit nicht darein willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Testamentes, die Besitznahme von Spanien für seinen Enkel nicht ohne Krieg möglich sein werde; denn Oestreich war zu hart verletzt, und die übrigen Staaten Europa's sahen die Uebermacht des Hauses Bourbon gleichfalls sehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der sich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa ansah und deshalb von jeher schon Ludwigs Feind war, ein kluger und sehr thätiger Mann, schloß für seine beiden Länder ein Bündniß mit Oestreich; es war um so wichtiger, da England und Holland die reichsten und die mächtigsten Staaten zur See waren. Daher bedachte sich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Testament des spanischen Königs annehmen sollte; dann versammelte er seinen Staatsrath, und als dieser einstimmte, entschloß er sich dazu. In einer großen Versammlung des Hofes erklärte er seinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er, den Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette trat, so sprach er, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herrn, sie sehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und Ich willige ein."

Dieses war das Losungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Deutschland war leider in sich selbst getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz, und einige andere waren von Anfang an für den Kaiser; der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der spanischen Niederlande, war auf französischer Seite, und Ludwig hatte ihm, seiner Ansprüche auf die spanische Erbschaft wegen, schon insgeheim die Niederlande versprochen; ob im Ernst, mag schwer zu entscheiden sein. Der Bruder des Churfürsten, der Churfürst von Köln, folgte seinem Bruder und nahm französische Truppen in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reiches (!)" wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete.

Anfang des Krieges 1701. Prinz Eugen. — Der Kaiser Leopold beschloß ohne Verzug ein Heer nach Italien zu senden, die dortigen spanischen Länder Mailand und Neapel in Besitz zu nehmen. Zum Anführer derselben bestimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der ersten Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit, so wie der ganzen Geschichte. Er stammte aus einer Seitenlinie des savoyschen Hauses her und war in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt; aber sein Geist zog ihn zu der Betrachtung der Geschichte und ihrer großen Muster, und sie wieder trieben ihn in den raschen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft sich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er seine Dienste dem König Ludwig an; dieser, der ihn wegen seiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab und rieth ihm, im geistlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte sich nach Oestreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen schien, und zeichnete sich bald so sehr aus, daß der Kaiser ihm nach der Befreiung von Wien 1683, wobei er tapfer mitgefochten hatte, ein Reuterregiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden schon damals in ihm und sagte es voraus, was er dem Kai-

serhause einst sein werde. Leopold ernannte ihn 1693 zum Feldmarschall, und nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für sich gewonnen; er ließ ihm die Statthalterschaft von Champagne und die Würde eines Marschalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallstab.“ — Eugen war darin als Feldherr so groß, daß er mit seinem Geiste sowohl das Große und das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht so gut als für die kleinsten Bedürfnisse seines Heeres sorgte, und daß sein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunst des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Mensch war er groß, weil sein Geist über den kirchlichen und politischen Vorurtheilen seiner Zeit stand, weil er die Künste des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei solche Bescheidenheit in seiner Seele war, daß er einen jeden neben sich duldete, sogar andern sich gern unterordnete, wenn nur die Sache selbst dadurch gefördert wurde. Solche ächt deutsche Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher sein ganzes Leben für unser Vaterland verwendet hat, sehr gern zu den Unsrigen zählen. — Von Körper war Eugen klein, und wenn er in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Gassen des Feldlagers ging, so erkannte wohl keiner leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in seinem dunklen Auge zu deuten wußte.

Im März des Jahres 1701 brach Eugen mit einem kaiserlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannöverische Hülfsvölker waren, nach Italien auf. Bei Roveredo sammelte sich das Heer und erstieg die Gebirge; aber jenseits waren schon alle Päße von den Franzosen besetzt, es schien unmöglich, hinabzukommen. Doch der Feldherr ließ durch seine Krieger, die ihm mit Begeisterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felsen und über Abgründe bahnen und ehe der Feind es ahnete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und stand in den Ebenen der Etsch bei Verona. Durch zwei Siege bei Carpi und Chiari vertrieb Eugen die Franzosen aus einem Theile von Ober-Italien und schlug dort sein Winterlager auf.

England, Holland und das deutsche Reich nehmen Theil. — 1702. — Marlborough. — Noch im Herbste 1701 wurde daß Bündniß zwischen England, den General-Staaten und dem Kaiser geschlossen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß sie alle Eroberungen, die sie in dam spanischen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür versprachen sie dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das englische Volk würde nicht so thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weise es selbst erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, seines Eifers für den katholischen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien darauf gesetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beschützte sie und erkannte jetzt, 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich starb dessen Sohn Jakob III., als König von Britanien an; und es verbreitete sich das Gerücht, er werde ihn mit einem französischen Heere nach den Küsten Englands hinübersetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über ihren Thron gebieten zu wollen, erbitterte das englische Volk so sehr, daß der König Wilhelm statt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu die-

sem Kriege vom Parlamente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog, von Marlborough zum Feldherrn über sein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt; Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, stand an Feldherrngröße keinem seiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, schön, kraftvoll, von solchem Anstande und solcher geistigen Ueberlegenheit, daß sich die Gemüther unwillkührlich vor ihm beugten. An menschlicher Würde stand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbst, auch wird er beschuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und stellte sich an die Spitze des englisch-holländischen Heeres; sein nächstes Ziel war, die Franzosen aus dem Churfürstenthum Köln zu vertreiben. Der König Wilhelm starb zwar in diesem selben Monate an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd, aber seine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz seinen Entwürfen getreu und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Bei diesem Ernste der Fremden entschloß sich auch das deutsche Reich zur Theilnahme an dem Rachekriege gegen seinen Erbfeind. Die Kriegserklärung erfolgte den 6. October 1702. Am Ende derselben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlichen Unterdrückung deutscher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universalmonarchie desto eher zu errichten.“ Das Betragen des Churfürsten von Baiern hatte gleichfalls den Entschluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich festhielt, hatte eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt und am 3. Septemper plötzlich die freie Reichsstadt Ulm überfallen und in Besitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunschweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannöversche Churwürde, vergaßen sich so sehr, daß sie für Frankreich Werbungen anstellten. Da sie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden sie durch den Churfürsten von Hannover in diesem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet und mußten nun dem Willen des Kaisers und Reichs folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre am Rhein durch den Kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden nur die Festung Landau belagert und eingenommen. Der römische König Joseph kam selbst in's Lager und zeigte Muth und Entschlossenheit. In Italien war Eugen noch zu schwach, um etwas Großes zu unternehmen; es schien, als wollten die Gegner überhaupt erst die Kräfte im Kleinen aneinander versuchen.

Die Baiern in Tyrol 1703. — Das nächste Jahr war schon thatenreicher. Marlborough wandte dasselbe zur Eroberung fester Plätze an den Grenzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im südlichen Deutschland ging es nicht so glücklich, denn der Kaiser hatte einen beträchtlichen Theil seines Heeres vom Rheine zurückziehen müssen, um einen gefährlichen Aufstand unter dem Grafen Ragoczi in Ungarn zu bekämpfen, der ebenfalls durch französischen Einfluß entstanden war. Der fordauernde Kampf in Ungarn hat überhaupt der Entwicklung der östreichischen Kräfte gegen Frankreich sehr viel Abbruch gethan. Es gelang im J.

1703 dem französischen Marschall Villars, über den Rhein zu dringen und sich mit dem Churfürsten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen und dieses ihm so wohl gelegene Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der besten Krieger dahin auf und der französische Marschall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entstandenen Brand in Kufstein fiel diese wichtige Bergfestung sogleich in des Churfürsten Hände und im ersten Schrecken ergaben sich mehrere andere Plätze, sogar Insbruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um sich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen östreichischer Krieger verstärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die schroffen Höhen zu den Seiten der Pässe erklommen und stürzten Felsen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab. Da war keines Bleibens für diese; sie mußten zurückweichen. Auf den Churfürsten selbst lauerte ein tyroler Scharfschütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuscht erschoß er statt seiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baiersche Heer noch größern Verlust, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürst nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Ersatze gelang es ihm noch im Winter dieses Jahres, die reiche Stadt Augsburg, so wie Passau, die Gränzfestung von Oestreich, einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzosen die wichtigen Festungen Breisach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Hochstädt 1704. — Gegen solche Verluste mußte von den Verbündeten im nächsten Jahre mit gesammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane sollten die drei Feldherrn, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im südlichen Deutschland fechten; in Italien blieb der General Stahrenberg, um den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zusammen, und Marlborough mit dem Markgrafen von Baden wandte sich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten einen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein festes Lager gelegt, um den Uebergang über die Donau zu erschweren; sie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach diesem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürsten Friedensanträge machen und boten ihm ansehnliche Vortheile an, wenn er von dem französischen Bündniß ablassen wollte. Er wankte schon und war im Begriff, den Vertrag der Aussöhnung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der französische Marschall Tallard sei mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe im Anzuge. Da warf der Churfürst die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marschall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough stieß. Den alten unbiegsamen Prinzen von Baden sendeten sie zur Belagerung von Ingolstadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem bescheidenen Eugen dagegen focht der englische Heerführer gern zusammen, weil dieser für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entsagte.

Am 12. August standen beide Feldherren den Franzosen und Baiern bei dem Flecken Hochstädt gegenüber und am 13. begannen sie die Schlacht.

Die Feinde hatten die größere Zahl und eine durch Moräste sehr gut gedeckte Stellung. Marlborough führte den rechten Flügel, der aus Engländern, Holländern und Hessen bestand, gegen die Franzosen, Eugen den linken gegen die Baiern. Die Schlacht war eine der heftigsten, und mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbare Feuer des Geschützes zurückgeworfen. Am schwersten war der Kampf auf dem linken Flügel, wo Maximilian mit der größten Tapferkeit und kluger Benutzung der seine Stellung deckenden Sümpfe focht. Eugen erkannte, daß etwas Außerordentliches gewagt werden müsse; seines Lebens nicht achtend drang er, die Seinigen anfeuernd, vor; schon legte ein baierscher Dragoner das Gewehr in der Nähe auf ihn an, als einer von des Prinzen Ordonanzen ihn niederhieb. In diesem Augenblicke drang der Fürst Leopold von Dessau mit preußischem Fußvolke unaufhaltsam vor, und Eugen selbst schreibt ihm die Entscheidung des Treffens auf diesem Flügel zu. Unterdeß hatte Marlborough auch auf seinem Flügel die Franzosen in die Flucht getrieben, und der Churfürst, als er ihre Flucht sah, wich mit den Seinigen auch zurück. 28 Bataillone und 12 Geschwader Franzosen versuchten noch, sich im Dorfe Blenheim zu behaupten; sie wurden aber eingeschlossen und gezwungen, sich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 20,000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 15,200 waren gefangen, und unter diesen der Marschall Tallard selbst, mit seinem Sohne und 818 Offizieren. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskasse gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörser und 300 Feldzeichen; überdies 5000 Wagen, 3600 Gezelte und 2 Schiffbrücken. — Von diesem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Deutschland; der Kaiser ernannte ihn zum Reichsfürsten.

Der Churfürst von Baiern sah sich gezwungen, über den Rhein zu gehen und seinen Sitz in Brüssel zu nehmen; sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt, und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. So unglücklich endigte für ihn dieser Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 starb der Kaiser Leopold I. in seinem 65. Lebensjahre an der Brustwassersucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutseligkeit, womit die Fürsten so leicht die Herzen derer gewinnen, welche um sie sind, besaß er nicht. Er verbarg sich gern hinter dem Bollwerke der strengsten spanischen Hofetiquette, die ihn stets umgab. Seine Kleidung war schwarz, die Strümpfe und die Hutfeder scharlachroth, auf dem Kopfe eine Perüque mit langherabhängenden Locken. Sein Wuchs war unansehnlich, die Miene ernst, ja oft düster, das Gesicht durch eine große herunterhangende Unterlippe entstellt. Das Hervorstechendste in seinem Wesen war eine strenge Gottesfurcht, aber eine solche, welche ihn von dem Willen seiner Geistlichen abhängig machte. Sonst war er gewissenhaft, gutmüthig und sehr mildthätig gegen Arme, letzteres doch mit Schwäche, so daß der gröbste Mißbrauch damit getrieben wurde. So schweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachsen.

Ihm folgte sein sieben und zwanzigjähriger, kräftiger und mit einem hochstrebenden Geiste begabter ältester Sohn:

Joseph I. 1705—1711.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joseph für seinen Bruder Karl

auch den Krieg mit gleichem Eifer fortsetzen werde; dieser war im Jahr 1704 selbst nach Spanien abgegangen und in Aragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joseph indeß erklärte sich entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges, und hielt Wort.

Doch wurde in diesem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geschickt, um das dortige ganz niedergeschlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in diesem Jahre nicht bewerkstelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder frische Kräfte sammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der östreichischen Beamten und Besatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum östreichischen Dienste, und solche Gewaltsamkeit empörte das kräftige und selbstständige baierische Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die aufgehobene junge Mannschaft, überfiel einzelne östreichische Haufen, und durch das erste Gelingen angefeuert, sammelten sich an 20,000 Landleute, unter Anführung eines Studenten Maindl. Sie konnten es wagen sogar die Festungen Braunau und Schärding anzugreifen und zwangen die kleinen Besatzungen zur Uebergabe. Die Oestreicher mußten mit ihnen unterhandeln und schlossen nicht wie mit Aufrührern, sondern wie mit einem selbstständigen Feinde, einen Waffenstillstand; diesen aber benutzten sie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen zusammenzurufen; mit dessen Hülfe trieben sie die Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und stellten die Ruhe einigermaßen her.

Dabei geschahen viele harte Dinge und die Erbitterung zwischen den beiden deutschen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürst selbst wurde nun, als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angesehen wurde, nebst seinem Bruder dem Churfürsten von Köln, förmlich in die Acht erklärt und sein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Churfürsten von der Pfalz gab der Kaiser, auf dessen dringliches Ersuchen, die Oberpfalz, die sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebst dem alten Platze im Churfürstenrathe wieder. Endlich gaben auch um diese Zeit die Fürsten, welche noch immer der hannöverschen Churwürde widersprochen hatten, nach; sie wurde allgemein anerkannt, und Churpfalz trat das Erzschatzmeisteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706. Frankreich hatte beschlossen, in dem folgenden Feldzuge seine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um wo möglich in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das schönste französische Heer ins Feld gestellt, welches noch in diesem Kriege erschienen war, aber sein Führer, Marschall Villeroi, war dem kühnen Marlborough nicht gewachsen. Von eitler Zuversicht getrieben, verließ er seine feste Stellung bei Löwen, um den Gegner den 22. Mai in der Ebene von Ramillies anzugreifen [1]). Das wünschte Marlborough; er hatte seine Stellung durch Morast und Wassergräben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anstürmten, konnten sie den schwachen Stellen seiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur sie schützte, er dagegen wendete seine ganze Kraft ge-

---

[1]) Es ist dieses fast das Feld der großen Schlacht bei Belle Alliance und Waterloo, und dieser letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor 136 Jahren genannt.

gen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach sie. Vor der Schlacht hatte ein französischer Oberster gesagt, das Heer sei so vortrefflich, daß, wenn sie heute nicht siegten, sie nie wieder vor dem Angesichte der Feinde erscheinen dürften. Und dennoch wurden sie geschlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu 80 Fahnen, selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garden; und zwei Monate vergingen, ehe sich das französische Heer wieder recht sammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein und ließ dasselbe Karl III., als seinem rechtmäßigen Herrn, schwören. Zu Brüssel wurde in des neuen Königs Namen ein Staatsrath errichtet.

Der Prinz Eugen wollte dieses Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen lassen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnsten der Kriegsgeschichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann deutscher Krieger zog er einen Weg von 50 Meilen, über Berge und Ströme, und durch eine Reihe von Plätzen, die vom Feinde besetzt waren, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, dessen Hauptstadt Turin vom Feind belagert wurde. Der Zug gelang, zu aller Welt Erstaunen; Eugen vereinigte sich mit dem Herzoge und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht und mit einem aus sehr verschiedenen Haufen zusammengesetzten Heere, wagte er am 7. September früh 4 Uhr den Angriff auf die französischen Linien. Ein schrecklicher Geschützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürst Leopold von Dessau (später unter dem Namen des alten Dessauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verschanzungen, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel; zugleicher Zeit that der Graf Daun einen Ausfall aus der Festung. Der Kampf wurde sehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Deutschen wurden zurückgeschlagen; endlich, nach zweistündiger Arbeit, erstiegen zuerst die Preußen [1]) und bald auch die Uebrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um so größer, da ihnen die Besatzung von Turin in den Rücken fiel und da ihre beiden obersten Feldherrn, der Herzog von Orleans und der Graf Marsin, verwundet das Schlachtfeld verlassen mußten. Marsin wurde gefangen und starb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und noch mehr Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und die übrigen flohen in solcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zusammengebracht waren, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer, als dieser erste Gewinn; die Franzosen verloren schnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine sogenannte **Generalkapitulation** abschließen, nach welcher sie Italien räumten und versprachen, während des

---

[1]) In einem Schreiben an den Grafen Sinzendorf sagt Eugen selbst: „Der Prinz Anhalt hat mit seinen Truppen bei Turin abermal Wunder bewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und vorzüglich an Ordnung die meinigen weit übertroffen." Der Kaiser Joseph schrieb dem Fürsten Leopold, so wie dem Prinzen Wilhelm von Sachsen Gotha, sehr belobende Danksagungsbriefe.

ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu schicken. So herrlich hatte Eugen seine Sachen hier ausgeführt und sein Name erscholl nun noch lauter durch Europa, als vorher; der Kaiser schenkte ihm einen kostbaren Degen und ernannte ihn zum Generalstatthalter in Mailand.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der spanischen Erbschaft, Neapel, in des Kaisers Besitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer spanischer Heerhaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgenommen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Ersatz durch die Langsamkeit des Reichsheeres; der alte Reichsfeldmarschall, Ludwig von Baden, starb 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth, und durch dessen Unentschlossenheit gelang es den Franzosen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte grausame Raubspiel zu üben. Es ist berechnet worden, daß sie in Zeit von zwei Monaten an 9 Millionen Gulden durch Brandschatzungen zusammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar zu aller Freude, den Oberbefehl bald nieder und an seine Stelle kam der fähigere Churfürst Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die schlechte Verfassung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden sein, daß die Franzosen aus Mangel an Unterhalt wieder über den Rhein zurückgingen und daß er sie in den nächsten Jahren jenseits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im Jahre 1707, auf Verlangen der Seemächte, von Italien aus ins südliche Frankreich machen mußte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die schon Kaiser Karl V. versucht hatte, und eben so hatte der König Ludwig die Freude, in demselben Jahre fast ganz Spanien wieder seinem Enkel Philipp V. unterworfen zu sehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; sein Heer, welches besonders aus portugiesischen Hülfsvölkern bestand, hatte selbst die Hauptstadt Madrid erobert und ihn daselbst zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein seine eigene Unthätigkeit, so wie die Uneinigkeit seiner Heerführer, der Haß der Kastilier gegen die Aragonier sowohl, als die Engländer und Portugiesen; diese und andere Ursachen entrissen dem östreichischen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, so daß er im Jahr 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in diesem Kriege schon so viel verloren und sein Land war so erschöpft, daß er sehnlichst den Frieden wünschte und mit Bezwingung seines alten Stolzes Versuche machte, ihn selbst mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn diesesmal für allen früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen; besonders waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oestreich und England lenkten, dem eitlen König von Grund ihres Herzens feindlich gesinnt und sannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch:

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet 1708 und 1709. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten sie zuerst den Her-

zögen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. Juli 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine sehr kühne Belagerung, die Festung Ryssel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in diesem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9 durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verursachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war so groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, das die Weinstöcke und Obstbäume erfroren und das durch den Krieg ausgesogene Volk durch solche Naturschrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächsten Feldzuge schienen unerschwinglich zu sein. Da mußte sich der gedemüthigte König zu neuen Friedensversuchen bequemen; er erklärte sich willig, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande zu verlieren, wenn man Philipp V. nur Neapel und Sizilien lassen wollte. Allein die beiden Feldherrn, welche mitten in diesen Friedensverhandlungen im Haag erschienen, erklärten kurz, daß von der ganzen spanischen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hause Oestreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch diese harte Forderung zugestanden war, wurden Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst verlangt; daß Elsaß sollte wieder zurückgegeben und, sowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Festungen, zur künftigen Sicherheit gegen französische Arglist, abgetreten werden. Dieses Alles gestanden die französischen Gesandten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende, Zumuthung konnten sie nicht bewilligen, daß nämlich Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, selbst helfen solle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben.

Solche Schande wollte Ludwig nicht auf sich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war schon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieses wollte der französische Marschall Villars decken und hatte eine feste Stellung bei Malplaquet, vor Mons, genommen. Aber die beiden siegreichen Feldherrn griffen ihn hier am 11. Sept. ohne Zaudern an und schlugen ihn nach sehr blutiger Schlacht, der blutigsten des ganzen Krieges. Eugen selbst erhielt gleich Anfangs einen Streifschuß am Kopfe; aber ruhig steckte er sein Schnupftuch unter seinen Hut und führte seinen Flügel weiter ins Feuer. — Nach dieser Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, sogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien leihen zu müssen, den Verbündeten Hülfsgelder zu diesem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an sich selbst erfahren, was andere so oft durch ihn gefühlt hatten, wie hart nämlich den, der im Unglück ist, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte sich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit seiner politischen Künste in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäischen Völker verscherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt: so lange Philipp V. in Spanien sei, könne man den Versprechungen seines Kabinets nicht trauen, und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt sein, ehe an einen eigentlichen Friedens-

schluß gedacht werden könne. Nach so harter Antwort fing der Krieg wiederum an und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der französischen Grenze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe sich das Glück gewendet, Karls General Stahrenberg habe Philipps Heer in die Flucht geschlagen und Karl habe am 28. September 1710 seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchste gestiegen und alle Hülfe schien verloren. Nach so vielen für die Größe seines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von so viel tausend und aber tausend Menschenleben, sollte nun das ganze Gebäude in Nichts zusammenfallen, er sollte sogar von seinem alten Reiche Opfer bringen. Härter schien noch nie das Schicksal den, der sich auf dem Gipfel der Größe wähnt, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls versäumt; auch sie waren durch das Glück übermüthig geworden, und darum verloren sie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günstige Ereignisse rissen Frankreich auf einmal aus der großen Noth, unter welcher es danieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden; sie waren: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der französischen Partei in Spanien, und der Tod des Kaisers Joseph.

In England, wo Marlborough's Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete sich in seiner Abwesenheit in der Stille eine Gegenpartei und nannte sich, um die seinige auch durch die Gewalt der Meinung zu besiegen, Tories, Königlichgesinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, seine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrscht hatte, wurde durch eine andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Tories wurde im Jahr 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegslust. Marlborough behielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einschränkungen, und bald nachher gab er ihn ganz ab.

Zu der Friedensneigung trug auch der Tod des Kaisers Joseph am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er starb an den Pocken, im 33. Jahre seines Lebens, und wird, als ein selbstthätiger rascher Fürst, der seinem Vater wie seinem Bruder weit überlegen war, von der Geschichte gerühmt. Sein Geist war fähig, die größten Gedanken zu fassen, und darum fand auch Eugen, mit seinen großartigen Ansichten, bei ihm den meisten Eingang. — Da der Kaiser ohne Erben starb, so war sein Bruder Karl der Erbe seiner Länder. Da stand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, so wie zu Kaiser Karl V. Zeit: ob es nämlich rathsam sei, daß dieser Karl, als Kaiser der sechste, wenn die Deutschen ihn wählten, wie jener fünfte, halb Europa beherrsche und das Haus Oestreich so übermächtig sei? Karl VI. besaß alle Länder Karl's V, wenn er die ganze östreichische und spanische Monarchie vereinte. Den übrigen, besonders den Seemächten, schien solche Uebermacht gefährlich und sie beförderten nun lieber die Kaiserwahl Karls VI., um ihm nachher einen Theil der spanischen Länder abzusprechen. Er wurde am 22. December 1711 zu Frankfurt gekrönt.

126. Karl VI. 1711—1740.

In Spanien hatte Karl überdies nicht festen Fuß mehr; er hatte es

nach kurzem Besitze durch den geschickten französischen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der seine Heere schlug und einen Landstrich nach dem andern für Philipp V. eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. — England hatte sich indeß mit Frankreich in besondere Unterhandlungen eingelassen und bereits die vorläufigen Friedensbedingungen unterzeichnet; so wenig edel handelte die neue Partei in England an den bisherigen Bundesgenossen, die sich nun auch wohl zu Unterhandlungen, und zwar nicht auf sehr günstige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Versammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die spanische Erbschaft, war man, troß des Widerspruchs von Seiten des Kaisers, bald einig; Philipp V. sollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich aber mußte Philipp allen seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudsonsbay und Neufoundland ab und schleifte ferner, auf Englands Verlangen, die Festungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Besitzungen in Südamerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neuschatel und Valangin, auch erkannte Frankreich seine neue Königswürde an. Savoyen erhielt treffliche Festungen an der französischen Grenze, und, weil es auch Ansprüche an die spanische Krone machen konnte, als Ersatz die Insel Sizilien. Holland, welches am treuesten an dem Bündnisse gehalten und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem besondern Frieden mit Frankreich abgewiesen hatte, erhielt jetzt geringen Ersatz; es mußte die stärksten der eroberten Festungen herausgeben und behielt eine Reihe der schwächeren, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Festung Gibraltar und die Insel Minorka ab, und so hat England den größten Vortheil von diesem Frieden gezogen.

Friede zu Rastadt und Baden. 1714. — Der Kaiser und das Reich, von ihren Bundesgenossen verlassen, sollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortsetzen. Die Bedingungen, welche die Franzosen ihnen machten, waren die schimpflichsten; Ludwig verlangte nämlich, um sich gegen seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Baiern, recht großmüthig zu beweisen, völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seine Länder und noch überdies die Verleihung der Grafschaften Burgau und Nollenburg und der Insel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes gewesen war! — Auf solche Bedingungen einzugehn, wäre ehrlos gewesen, und der Krieg fing wieder an. Aber mit welchem Glücke! der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichsheere gegen die ganze französische Macht unter Villars nicht einmal die Ufer des Rheines vertheidigen; die angrenzenden Kreise wurden von Neuem von den Franzosen ausgeplündert und die wichtigen Festungen Landau und Freiburg erobert.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schlosse zu Rastadt zusammen und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherren, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander standen, wollten auch die Ehre haben, Friedensstifter zu sein. Nach mühsamer Arbeit und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten sie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Sardi-

nien, Mantua und die toskanischen Seehäfen. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus; Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das deutsche Reich näher bestimmt waren, wurde auch durch dessen Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Aargau am 7. September 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordische Krieg, der zu eben dieser Zeit die nördliche und östliche Hälfte von Europa erschütterte, aber auf Deutschland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des schwedischen Königs Karl XII. im Decbr. 1718. Während des Unglücks Schwedens bemächtigte sich Brandenburg eines Theiles von Schwedisch-Pommern, und Hannover brachte durch Kauf die Bisthümer Bremen und Verden an sich, und beide behielten im Frieden ihre Erwerbungen. — Nach diesen beiden großen Kriegen hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger Ludwig XIV. war auch 1715 gestorben.

Karls VI. fernere Regierung. — Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oestreich und Deutschland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwigs XIV. eroberungssüchtiges Streben sich offenbar gezeigt hatte und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht schwerlich bestehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung Mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzusetzen, damit in Zukunft nur die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Systems des politischen Gleichgewichts und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete und in Wahrheit Europa's Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er seine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oestreich, der freiesten protestantischen mit der rechtlichsten katholischen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Diese Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abschnitt in der Entwickelung der Staatenverhältnisse Europa's und hat unter andern am meisten dazu beigetragen, die Grundsätze der Duldung, der gegenseitigen Achtung und sittlichen Würdigung, zwischen den Völkern herrschend zu machen; und eben hierdurch zeichnet sich die größere Hälfte des 18. Jahrh., bei allen übrigen Schwächen, aus. Oestreich aber wurde auf diese Weise wieder in die Mitte Europa's gestellt, als die Macht, welche am meisten mit den übrigen in Beziehung und am meisten berufen sei, gutes Verständniß und Ordnung unter Allen zu bewahren, in Beziehung auf Deutschland aber desto kräftiger die alte Würde und Verfassung des Reichs zu schützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war diese Bestimmung Oestreichs wie durch einen Schicksalsspruch bestätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die spanische Krone mit der östreichischen zu vereinigen; denn daß solche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehre, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufschwung verdankte Oestreich

vorzüglich dem großen Geiste Eugens, und dem, nur zu früh verstorbenen, Kaiser Joseph I., welcher in des erstern hohe Gedanken ganz einging.

Hätte Kaiser Karl VI. Geistesgröße genug gehabt, die weltgeschichtliche Bestimmung Oestreichs und Deutschlands in dem europäischen Völkerstaate, wozu eben der Standpunkt wieder gewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur seines Reiches, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes, Ruhm und Größe und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiserthums, welche im Laufe der Zeiten untergegangen war, möchte jetzt in erneuter Gestalt wiederum aufstehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften, europäischen Völkerbundes, auf die ewigen Gesetze der Religion und Sittlichkeit gegründet und also auf inneren, unsichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt und Oestreich mit Deutschland vereinigt als Wächter desselben aufgestellt wurden. Sie zusammen konnte kein eroberungssüchtiger Gedanke treiben, und sie waren nur stark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das System des Gleichgewichts als eine unsichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geist, so wie sein ganzes Zeitalter, konnte ein so hohes Bild nicht fassen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein sorgfältiges Abwägen der physischen Kräfte, ein Messen des Umfanges der Länder, und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meisten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrscher die Gewährleistung ihrer Selbstständigkeit und Sicherheit nicht, wo sie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, sondern in der großen Zahl immer schlagfertiger Krieger suchten. Diese mußte vermehrt werden, wenn der Nachbarstaat sie vermehrte, und sie war fast allein der Maaßstab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geistigen und sittlichen Kräfte, weil sie nicht gemessen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachlässigung mußte sich schwer rächen; der nicht geachtete Geist floh aus dem ganzen mühseligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugens Zeit, und längerem, traurigem Wanken, bald von dieser, bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, ist das System des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach seinem ersten Entstehen, in sich zusammengestürzt.

Für Deutschland hatte dieses System, und Oestreichs Stellung darin, die Folge, daß Deutschland in die Kriege des Kaiserhauses mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europa's hineingerissen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die steten Erschütterungen nun völlig aus seinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen, noch der Völker, gibt es einen Stillstand, sie schreiten unaufhaltsam rückwärts, wenn sie nicht vorwärts dringen; und Deutschland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von sich gewiesen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiser widmete sich vorzüglich der innern Verwaltung seiner großen und schönen Länder, und dieses war für sie, nach so stürmischen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männlichen Erben besaß, einen Erbvertrag, oder pragmatische Sanction, verfaßt, nach welcher

alle seine Länder seiner Tochter Maria Theresia anheim fallen sollten. Diese wünschte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beschworen zu sehen, um vor der Zersplitterung der großen Monarchie gesichert zu sein. Es ist dieses eine Hauptsorge seines Lebens gewesen, und er hat seine Absicht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, äußerlich durchgesetzt; seine pragmatische Sanction wurde bestätigt, allein auch an ihr ist die Bodenlosigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Diese Sanction sicherte nach seinem Tode seine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Ansprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiser selbst führte noch in den Jahren 1733 bis 35 einen Krieg für August III. von Sachsen, welcher zum polnischen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches den Stanilaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oestreich und Deutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III. zwar König von Polen, aber Deutschland verlor dafür eine neue Provinz an das habsüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringische Herzog, Franz Stephan, wurde Großherzog von Toskana, der spanische Infant Don Carlos ward durch Neapel und Sizilien für Toskana entschädigt. — In einem Türkenkriege war das östreichische Heer gleichfalls nicht siegreich, und im Belgrader Frieden 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Festung Belgrad, zurückgegeben werden.

127. Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiser Karl VI. starb den 20. October 1740. Seine Tochter Maria Theresia ergriff, der pragmatischen Sanction zufolge, in allen seinen Ländern die Regierung.

Sogleich nach des Kaisers Tode trat der Gesandte des Churfürsten Karl Albrecht von Baiern in Wien mit einer Erklärung seines Herrn hervor: „Er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Ansprüche an die östreichischen Erbländer habe.“ Diese Ansprüche gründete der Churfürst auf seine Abstammung von der zweiten Tochter des Kaiser Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Aussterben des östreichischen Mannesstammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieses nur geschehen, wenn der letzte Kaiser auch keine Tochter hinterlassen hätte; da eine solche da war, mußte sie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die baierschen Rechtsgelehrten noch aus manchen andern Gründen die Ansprüche ihres Herrn rechtfertigen, was den Churfürsten indeß wohl am meisten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm seinen Beistand zur Zerstückelung des östreichischen Erbes versprach.

Ehe es jedoch auf dieser Seite bis zur Entscheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteter Feind gegen Maria Theresia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erst in diesem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schlesien ein und besetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, setzte er seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; sie schrieben sich, auf das erstere Land, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf

Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiser Ferdinand II. wegen seiner Verbindung mit Friedrich V. von der Pfalz in die Acht erklärt und sein Fürstenthum ihm genommen war. Der König von Preußen behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürsten auch gerecht gewesen sei, so hätte das Land dennoch als ein Stammlehen den Seitenverwandten nicht entrissen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem Jahre 1537. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im ersten Jahre seiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergessen blieben, — dieses Treibende offenbart er uns selbst in wenigen Worten. Nachdem er in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg die Erhebung Preußens zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er sich so darüber: „Es war eine Lockspeise, welche König Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden.“ Diese Worte sind der Schlüssel zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht hat, was Gustav Adolph in den Schlachtentod getrieben, dasselbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der seit dem großen Churfürsten im preußischen Staate war, eine durchaus selbstständige Macht zu werden und in der Reihe der ersten in Europa zu stehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt. Das sah er als seine unausweichbare Bestimmung an, sein Volk in den Rang zu heben, den seines Geistes Kraft ihm als erreichbar vorhielt, den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln. Friedrich hatte eine kühn aufstrebende Seele von der Natur empfangen, sie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte sich ein größeres erschaffen; an dieser schaffenden und bildenden Kraft steht Friedrich den größten Geistern in der Geschichte nicht nach. Es ist keiner, der stärker auf sein Zeitalter gewirkt und mehr, wie er, als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum ist auch der größte Mann ein Erzeugniß seiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klaren Spiegel wiederstrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II., trotz aller ihm inwohnenden Kraft und Größe, in manchen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zusammengestellt haben, nicht gleichkömmt, wenn manches an ihm kleinlich erscheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Gestalt angenommen hätte; ja, wenn sogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche Klage führen muß. Ein kleinlich eigensüchtiges, dem Fremden nachjagendes, nüchternen Verstand und frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligsten Dinge mit Füßen trat, konnte die höchste menschliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieses erwägen, so werden wir vielmehr trauern, daß ein so ungewöhnlicher Geist nicht in einer großartigeren Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740 starb, war Friedrich 28 Jahre alt; sein Geist war durch rastlose innere Thätigkeit durch ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften, durch den Umgang mit

geistreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geschichte hatte seinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; sie hatten ihm ein hohes Bild von der Würde eines Königs gegeben und sein erstes Auftreten zeigte, daß er ihm nachstrebe. Es wurde sogleich offenbar, daß er selbst zu herrschen entschlossen sei; seine Thätigkeit in Leitung der Geschäfte, seine Aufmerksamkeit auf Kleines und Großes, seine Entsagung des Schlafes und der Vergnügungen, seine strenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieses Alles war ein Wunder für die, welche solche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrschern nicht kannten. Recht eigenthümlich spricht sich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte eines fremden Gesandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben," heißt es darin, „darf man nur sagen, daß der König schlechterdings alles selbst thut und daß der erste Minister nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Gesander sich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe." — Freilich, die, von den Franzosen in Europa aufgebrachte, das sittliche Verhältniß der Herrscher unter einander vergiftende, Kunst, durch Lauern und Horchen und Bestechen, vom Staatsminister bis zum Kammerdiener, die Entschlüsse des fremden Hofes schneller zu entdecken, als sie bei ihm selbst reif geworden waren, diese konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles still in seiner eigenen Brust und der Augenblick der That machte den Entschluß erst offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der östreichischen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüstungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, sparsame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80,000 Mann und einen Schatz von 8 Millionen Thaler hinterlassen; und überdies ging alles so still, so sprachlos vor sich, daß niemand des jungen Königs wahre Absicht durchschauen konnte. Sonst pflegten doch einem Kriege Bündnisse mit andern Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Gesandten und knüpfte mit Niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beste Hülfe in uns selbst liegt. Dabei verließ er sich auf die rasche Beweglichkeit seines Heeres, wie seiner selbst; sie lag in seinem ganzen Leben. „Will der König verreisen," erzählt von ihm der fremde Gesandte, „so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." — Durch Schnelligkeit mußte die Kraft seines Staates sich vervielfältigen und den Mangel der Masse ersetzen.

128. Der östreichische Erbfolgekrieg. 1740—1748.

Erster schlesischer Krieg. 1740—1742. — Den 20. October des Jahres 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben; am 17. December rückte Friedrich II. schon in Schlesien ein. Zugleich mit dem Heere erschien auch des Königs Gesandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der schlesischen Fürstenthümer bot Friedrich der Königin

von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der deutschen Kaiserwahl an; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen. — Die wenigen östreichischen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Herbste vertrieben; nur die Festungen leisteten Widerstand und wurden eingeschlossen; das nächste Frühjahr sollte nun entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein östreichisches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Neipperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte dasselbe zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernst des Krieges kannten, standen nun solchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den besten Kriegern in Europa gehörten. Aber die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhme aus. In der Nacht des 9. Märzes stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und gewann sie; und am 10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oestreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentschieden, denn die östreichische Reuterei focht mit der größten Tapferkeit, warf den rechten preußischen Flügel über den Haufen, hieb die Kanoniere bei dem Geschütze nieder und richtete es auf die Preußen selbst. Der König, der hier zuerst den Krieg in seinem furchtbaren Ernste sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, der das Ganze mit freierem Blicke überschaute und mit dem Wechsel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, sich zu dem rückwärts stehenden Heerestheile des Herzogs von Holstein-Beck zu begeben und mit demselben den Rückzug, wenn es nöthig sein sollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entschloß sich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen besetzt, aber am Tage vorher waren Oestreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!" erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenschüssen; der König eilte schnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde schon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarschall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geschickten Angriff auf die Flanke des Feindes für seinen König, und zugleich entschied zuletzt das schnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oestreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen und eilte, seinem Feldherrn und seinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenossen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht fassen noch beurtheilen kann, wofür sie keinen Maaßstab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen, wie durch einen Spruch des Schicksals, gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich gewesen, tausend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der sich ungeziemender, über seinen Kräften liegender, Dinge angemaßt, verurtheilt und verspottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporstrebte und seine Hand nach Königs- und Kaiserkronen ausstreckte, ein solches Urtheil über sich hat ergehen lassen müssen. Und in der That bewährt sich die Kraft, die in den großen Welthändeln

das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erst in der Durchführung des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachsen im Bunde gegen Oestreich. — Das Kriegsunglück des östreichischen Heeres in Schlesien bestärkte die französische Regierung in ihrem Vorsatze, diesen Augenblick zur Zerstückelung Oestreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte und an dem Marschall von Belleisle einen sehr geschickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachsen zu Stande; denn auch der Churfürst August II., der zugleich König in Polen war, leitete Ansprüche auf die östreichische Erbschaft von einer früheren Heirath des sächsischen Hauses her, und Spanien streckte seine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den baierischen Churfürsten Karl Albrecht zum deutschen Kaiser zu erheben, und dieser, obwohl er eine so wichtige Stelle einzunehmen doch Anfangs Bedenken trug, erklärte sich endlich bereit dazu. Die Wahl sollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei französische Heere über den Rhein; das eine wendete sich gegen die hannöverische Grenze, und dadurch verlor Maria Theresia den letzten Bundesgenossen. Georg II. von England schloß, aus Besorgniß für sein Churfürstenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen versprach. Das andere französische Heer zog gerade auf Oestreich und vereinigte sich im September mit dem Churfürsten von Baiern. Dieser hatte sich schon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Grenzstadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz seinen Einzug zu halten und sich als Erbherzog von Oestreich huldigen zu lassen. Die Hauptstadt Wien zitterte, und was von Kostbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn schon stand der Churfürst nur drei Tagemärsche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erstaunte, denn mit dem Verluste von Wien schien für Maria Theresia Alles verloren! und sie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eifersucht gegen Sachsen war es, die den Churfürsten von seinem Wege in das Herz Oestreichs abbrachte. Ein sächsisches Heer war in Böhmen eingerückt, und Karl Albrecht, der auch dieses Land zu besitzen trachtete und fürchtete, Sachsen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren lassen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag, und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er die wichtige Stadt am 26. November durch Ueberrumpelung, fast ohne Widerstand, einnahm. Bald darauf ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Städten huldigen; und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl nahe zu sein. Das Glück des Hauses Baiern schien einen glänzenden Aufschwung zu nehmen.

129. Karl VII. deutscher Kaiser. 1742—1745.

Auch die Absicht auf die deutsche Kaiserkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Januar 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen seine Sache unterstützten. Doch ist sein Kaiserthum kurz und kummervoll gewesen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, an welchem Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, am 12. Februar, nahm der östreichische General Bärenklau seine Hauptstadt München ein.

Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschicks ihrer eigenen Seelenstärke zu verdanken, und daß sie es richtig erkannte, worin die Macht der Herrscher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeisterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeisterte Volk rettete sie. Im Herbste des Jahres 1741 berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg und hier trat sie, die bedrängte, von harten Feinden geängstete, Frau, mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme, in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen, welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir Uns und unsere Kinder, auf Euch setzen wir Unser ganzes Vertrauen," — sprach sie: und begeistert riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsere Königin Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für sie opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Wallachei, so wie aus Oestreich und Tyrol, sammelten sich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Fristen nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöstreich war schon in sechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern selbst ein und die Hauptstadt fiel in östreichische Gewalt. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bei Czaslau den 17. Mai 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht so günstig für Oestreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige schlesische Land inne hielt und schon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentschlossener und nur abwehrend; das Kriegsglück schwankte hin und her, bis der König, der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe rasch besetzen ließ, von welcher die Flanke der Oestreicher bedroht wurde. Dieses, und daß ein Theil der östreichischen Reuterei zu früh das preußische Lager zu plündern anfing, entschied den Tag; Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verlust von beiden Seiten fast gleich und die Siegeszeichen der Preußen bestanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht selbst, waren ihre Folgen; sie hatte in der Königin Maria Theresia den herben Entschluß zur Reife gebracht, dem jungen von Glück begünstigten Könige seine Eroberungen zu lassen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedensunterhandlungen gingen daher rasch von Statten; schon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das schlesische Gebirge jenseits der Oppa; es war ein Gewinn von 700 Q. Meilen. Dagegen be-

zahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweise auf Schlesien geliehen waren.

Fortsetzung des östreichischen Erbfolgekriegs von 1742—1744. Von einem so wichtigen Feinde befreit, konnten die Oestreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Baiern wenden, denn auch Sachsen hatte sich, Preußens Beispiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen heran und schloß die Stadt ein. Die Noth in derselben stieg bald aufs Höchste, sie drückte, wie immer in solchen Fällen, am meisten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt sich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem alles aufgezehrt war, nachdem Tausende von Unglücklichen das Leben verloren hatten und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der Marschall von Belleisle zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung, etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. December 1742 die Stadt und zog sich in bitterster Winterkälte, durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete, Schluchten nach Eger, wo er nach elf Tagen ankam; aber in den elf Tagen waren 4000 Mann umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und starben. Solches Ende nahm die französische Macht in Böhmen, und den Kaiser Karl VII. traf kein günstigeres Schicksal. Er hatte, als die Oestreicher sich mit vereinter Kraft gegen Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das baierische Land wieder gewonnen und im Herbste in seiner Hauptstadt den Einzug gehalten; allein schon im nächsten Frühjahr mußte er sie wieder als Flüchtling verlassen und von Neuem seinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine östreichische Landesregierung eingerichtet.

In diesem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Antheil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erschien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Hessen im Reiche, schlug die Franzosen am 27. Juni bei Dettingen und trieb sie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den sächsischen Minister Brühl zu gewinnen, welcher bei seinem Herrn Alles galt, und durch ihn wurde der Churfürst in das Bündniß mit Maria Theresia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verlust, das schlesische Land, mochte entweder wiedergenommen oder durch einen andern Gewinn ersetzt werden.

Zweiter schlesischer Krieg. 1744—1745. — Aber der König Friedrich II. sah diese Fortschritte, und besonders das Bündniß mit Sachsen, nicht ohne Besorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn sie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernstlich beschäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, den Kaiser, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu lassen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör, er rüstete sich schnell zum erneuten Kampfe und erschien im Jahr 1744 mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen," wie er sie nannte, im Felde, rückte in Böhmen ein und eroberte Prag. Alsdann wendete sich aber auch der Prinz von Lothringen mit seinem zahlreichen Heere gegen ihn und zwang ihn, Böhmen wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menschen und viel Heerge-

räth waren verloren gegangen, der Schatz erschöpft, die Franzosen als schlechte Bundesgenossen erprobt worden, — und dazu starb am 20. Januar 1745 plötzlich der Kaiser Karl VII. Die Hülfe König Friedrichs sollte ihm nur den Trost verschaffen, in seinem Schlosse zu München zu sterben; denn er war eben zum drittenmal in diese Stadt wieder eingezogen; und nach seinem Tode fiel sie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verschwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenossen zählen, und Maria Theresia erklärte schon öffentlich Schlesien als dem östreichischen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet, er war auf den Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entschieden. Wie in den ersten Schlachten das Fußvolk, so zeichnete sich in dieser zuerst die preußische Reuterei vorzüglich aus; das baireuthische Dragonerregiment jagte unter der Anführung des Generallieutenants von Geßler allein 20 feindliche Bataillone in die Flucht, machte 2,500 Gefangene und eroberte 66 Fahnen. — Schlesien war durch diesen Sieg gerettet; die Oestreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber schon nach wenigen Monaten kehrten sie wieder; der Prinz von Lothringen sollte noch eine Schlacht versuchen und überraschte auch in der That am 30. September mit 40,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 Mann bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein schwerer Kampf; er dauerte fünf Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der östreichische Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten schon die trefflichsten Feldherren. Der nachmals so berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig eroberte unter anderm eine wichtige Anhöhe, welche er, durch seltsamen Zufall, seinem Bruder Ludwig abgewann, der in östreichischen Diensten war.

Auch diese Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein östreichisches Heer, vereint mit den Sachsen, noch in diesem Winter rasch gegen Berlin zu senden, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Wiederherausgabe von Schlesien zu zwingen; ja Sachsen hoffte noch überdies von ihm das Herzogthum Magdeburg zu gewinnen. Friedrich aber, so wie er die Bewegungen merkte, raffte schnell sein Heer in Schlesien zusammen und rückte in die Lausitz ein. Der alte Fürst von Dessau mußte zu gleicher Zeit mit einem, bei Halle versammelten, Heere in das Churfürstenthum fallen und gerade auf Dresden ziehen. Dieser fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oestreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf, griff sie dort am 15. December an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über sie. Dieser verschaffte dem König die Hauptstadt Dresden, in welcher er am 18. December seinen Einzug hielt, und dazu am 25. desselben Monats den Dresdener Frieden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beschloß und Preußen von Neuem im Besitze Schlesiens bestätigte.

130. Franz I. deutscher Kaiser. 1745—1765.

Mit dem Sohne des verstorbenen Kaisers Karls VII. hatte Maria

Theresia schon im Anfange dieses Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag zu Füssen abgeschlossen, durch welchen Maximilian Joseph sein Churfürstenthum wieder erhielt und dagegen für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte; auch versprach er, dem Großherzog Franz von Toskana, Maria Theresiens Gemahle, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürsten, außer dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. September 1745 zu Frankfurt gewählt und am 4. October gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen. 1748. — Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oestreich; denn seit der berühmte Marschall von Sachsen das französische Heer befehligte, gewann dasselbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieser Feldherr schlug die Oestreicher und Engländer im Jahre 1745 bei Fontenoi und 1746 bei Raucoux und nahm außer den östreichischen Niederlanden auch 1747 das holländische Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrschend, und im April 1748 versammelten sich die Gesandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers seinem Schlusse immer näher und erfolgte am 18. October. Oestreich gab in Italien Parma und Piacenza an Don Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien, ab; Frankreich aber gewann für die großen Opfer an Menschen und Geld, die es in diesem Kriege aufgewendet, nichts und mußte das Haus Oestreich, das es zu Grunde richten wollte, von Neuem gesichert und im Besitze der Kaiserwürde sehen.

Kurze Ruhe von 1748—1756. Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegsungewitter den Ländern Europa's gestattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines festen, sicheren Wohlseins; vielmehr blieb Alles gespannt, neuer Erschütterungen gewärtig, unruhig und furchtsam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, sondern nur einen Stillstand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzustehen. Die Kaiserin Königin konnte das verlorne Schlesien nicht verschmerzen und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen durch eine zweckmäßige Behandlung dieses schönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte; Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europa's herrschte eine unruhige Bewegung; sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier bald da nach Freunden um und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Wasser. Es gab zwei Hauptparteien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden standen auf einer, Oestreich, England und Sachsen auf der andern Seite; die übrigen hatten sich noch nicht entschieden, aber ihr Beistand wurde von beiden Theilen gesucht. Maria Theresia richtete zuerst ihr Auge auf das mächtige Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth nicht abgeneigt schien, den kühnen nordischen Nachbar wieder in seine frühere Unbedeutenheit zurückzuwerfen; und beide schlossen ein Bündniß durch Vermittelung des mächtigen Staatskanzlers Bestuschef, welcher dem Könige von Preußen persönlich abgeneigt war, weil dieser seiner Geldgier nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit

seinem Gelde auf den Großkanzler wirken und dadurch ward ein Krieg zwischen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünschte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen seines Churfürstenthums Hannover außer Sorgen sein zu können. Denn da er schon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Besitzungen in andern Welttheilen zu erobern, so war zu erwarten, Frankreich mit Preußen im Bunde werde sein Churfürstenthum ohne Verzug angreifen. Maria Theresia aber sah diesen Sturm im nördlichen Europa mit der sichern Hoffnung sich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das schlesische Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künstlicher und ängstlicher Berechnungen der sogenannten Staatsklugheit, welche in sich gemüthlos, den höheren Ideen entfremdet, Schlauheit und List zur Herrschaft erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weise seiner Zeitgenossen zu rechnen verstand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, sich nur auf sich und sein Volk ganz verließ. Die andern suchten meist die Hülfe außer sich und bestanden darum schlecht; Friedrich, weil seine Rechnung viel einfacher war, erreichte sein Ziel gewisser. Auch jetzt ergriff er den unerwartetsten Entschluß. Die laue Hülfe Frankreichs, welches in einem politischen Schlafe da lag und ihn in den beiden schlesischen Kriegen gar wenig unterstützt hatte, nach ihrem rechten Werthe durchschauend, wendete er sich plötzlich dem kühn und kräftig aufstrebenden England zu und bot ihm sein Bündniß an. Und das englische Volk, welches immer Freude an allem gehabt hat, worin sich Jugend und Kraft verkündigte, nahm sein Anerbieten gern an; vielleicht ist nie in England ein Bündniß mit mehr Begeisterung aufgenommen worden, als dieses. Beide Völker, die sich in ihren wesentlichen Strebungen nicht gefährlich werden konnten, bedurften der gegenseitigen Hülfe gegen andere Widersacher und zugleich des Zutrauens untereinander, damit England wegen Hannover außer Sorge sein konnte. Daher ist das Bündniß zwischen England und Preußen, welches seine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen und ruht auf festern Grundlagen, als denen der Staatsklugheit.

Durch diese Eine Wendung waren die bisherigen Verhältnisse Europa's umgekehrt. Preußen hatte sich von Frankreich, England von Oestreich losgesagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schicksals fanden sich nun Frankreich und Oestreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erstaunen einander nahe gestellt und aufgefordert, sich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verspottung der bisherigen, für unumstößlich gehaltenen, Regeln der politischen Berechnung. Zum Glück für Oestreich fand sich in seinem ersten Staatsmanne, dem Fürsten Kaunitz, und in der Kaiserin Maria Theresia selbst, die Geisteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge schnell erkannte und sich durch das Herkömmliche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben sich um das Bündniß mit Frankreich und brachten es zu Stande; am 1. Mai 1756 wurde der Versailler Traktat errichtet, nachdem schon im Januar dieses Jahres das Bündniß zwischen England und Preußen zu Westminster abgeschlossen war.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August III., wurde von seinem Minister, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er selbst liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes, Leben; sein Minister aber, der sich ohne wahres Verdienst von der Stelle eines Edel-

knaben bis zum Staatsminister emporgeschwungen hatte, war voller heimlicher Anschläge. Er haßte den König Friedrich, weil dieser ihn gering achtete, und verband sich mit dem Fürsten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem russischen Kanzler Bestuschef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch dessen Kaiserin Elisabeth war dem König Friedrich feind, weil sein Spott ihrer nicht schonte und übelwollende Menschen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die solchen Spott enthielten.

Schweden endlich war um diese Zeit so sehr mit Frankreich verbunden und folgte dessen Fußtapfen so pünktlich, daß der König von Preußen an diesem, sonst so ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündnisse und die Zuversicht auf die vereinigten Kräfte Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens gegen den einzigen König von Preußen, mit seinem Staate von nicht 5 Millionen Menschen und keiner fremden Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten schien; das Alles machte die drei Minister gewiß, und sie hatten in ihren Gedanken den kühn aufstrebenden König schon wieder zum Churfürsten von Brandenburg herabgesetzt. Nur hatten sie in ihrer Rechnung die Geisteskraft vergessen, die in ihm selbst lag, und die Wunder, die ein, von seinem Herrscher mit Stolz und Vertrauen beseeltes, Volk zu thun vermag. König Friedrich wußte schon um ihre Anschläge; durch einen bestochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abschriften aller Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten und sah daraus das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. In solchen Augenblicken zeigt sich die außerordentliche Weise einer kühnen Seele; sie rüstet sich nicht, um die Gefahr zu erwarten, sondern sie geht ihr rasch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entschlossen angeschaut, wird kleiner als es in der Ferne erschien.

131. Der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Friedrich machte seine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres so geheim und unbemerkt, daß keiner seine Absicht errathen konnte; und plötzlich, als seien sie aus der Erde hervorgewachsen, standen im August 1756 70,000 Preußen in Sachsen und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Absicht war nicht, sogleich gegen Sachsen feindlich zu verfahren; er wollte versuchen, wie einst Gustav Adolph, es durch den Anblick entschlossenen Ernstes zum Bundesgenossen zu gewinnen. Denn wollte er hoffen, den Krieg angriffsweise und glücklich gegen Böhmen zu richten, so mußte das sächsische Land ihm als sicherer Stützpunkt dienen. Er versuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Gesandtschaften und Briefe, August III. zu einem Bündnisse zu bewegen; da dieses aber nicht gelang, sondern der Graf von Brühl nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten sich, unerwartet überrascht, in Eile, ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und der Festung Königsstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieser Entschluß war der tüchtigste, und für Friedrich nachtheiliger, als wenn sie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, sich mit dem östreichischen Heer vereinigt hätten. Denn

dieses Heer, noch ungeordnet und schwach, hätte des Königs erstem Angriffe auf Böhmen auch mit den Sachsen wohl nicht widerstanden. Nun aber mußte derselbe eine lange, kostbare Zeit mit der Einschließung und Bewachung der Sachsen verlieren; das kaiserliche Heer fand Raum sich zu sammeln; und war es geordnet, so mochte es auch die Sachsen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowositz am 1. October 1756. — Dieses versuchte in der That der kaiserliche Feldmarschall Brown, nachdem der König vier Wochen in Sachsen aufgehalten war. Er ging am 30. September bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen besetzte Stellung an den Gebirgen, die Böhmen von Sachsen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000; die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachsen zurücklassen müssen; und die Oestreicher waren von dem besten Feldherrn angeführt, welchen sie besaßen. Dennoch mußte das kühne Wagestück unternommen werden; und es gelang. Am 1. October trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowositz zusammen. Die Gegend war hier noch gebirgig, der östreichische Feldherr konnte sein Heer nicht ganz entwickeln, besonders konnte die Reuterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber desto heftiger war das Feuer aus dem groben Geschütz und dem Gewehr, worin die Preußen schneller waren. Ihnen gegenüber standen jedoch nicht mehr die Oestreicher der schlesischen Kriege, sondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beste geübt, rascher und gewandter als je, und mit trefflichem Geschütz versehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oestreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige, heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß sie fehlten. Da rief der Herzog von Bevern, der diesen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?“ Und auf dieses Wort schließen sich ihre Reihen und dringen unaufhaltsam in die Oestreicher; kein Widerstand hilft; wie ein reißender Strom werfen sie Alles vor sich nieder und das Städtchen Lowositz wird im Sturme genommen. — Dieser Augenblick entschied; der Feldmarschall Brown, obgleich nur ein geringer Theil seiner Schaaren im Gefechte gewesen war, trat den Rückzug an und führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieser Schlacht die neue bessere Kriegsweise der Oestreicher kennen gelernt und fühlte im Voraus, welch harter Kampf ihm bevorstehe. Auf der andern Seite hatte ihm auch die unübertreffliche Tapferkeit seines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er schrieb darüber: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie anzuführen.“

Gefangennehmung der Sachsen. 14. October 1756. — Die dringendste Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das sächsische Heer verursachte, ein Ende zu machen. Dieses Heer war zwar in der bedrängtesten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menschen und Thieren der nöthigste Unterhalt; wenn nicht alle zu Grunde gehen sollten, so mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarschall

Brown im Anzuge war, und hoffte in gespannter Erwartung bald seine Feldzeichen statt der preußischen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaschießen der Preußen, wegen der Lowositzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend und von jedem der, in Schlachtordnung aufgestellten, Haufen in stetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das sächsische Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die schon aufs Aeußerste gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Versuch zur Rettung, nach Böhmen sich durchzuschlagen, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen, mißlang und die Krieger nun drei Tage lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten und vor Mattigkeit niedersanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. October die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerste ertragen und ein besseres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß diese 14,000, wenn er sie frei ließe, um eine so beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehrten, wenn er sie aber in seinen Festungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt kosten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates betrachtet wurde, sondern als einer, der gleichsam Leib und Seele auf eine gewisse Zeit dem Kriegsdienste verkauft habe und sich gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind gestanden. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienst von den Sachsen gehabt; sie verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit in ganzen Haufen seine Fahne und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er sich nach der Gefangennehmung seines Heeres begeben hatte, oder zu den Oestreichern.

Der erste Feldzug war nun geendigt und das sächsische Land in Friedrichs II. Gewalt.

132. Das Kriegsjahr 1757.
Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte sich, bei den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigsten Reiche Europa's rüsteten sich im Zorne gegen ihn; Oestreich bot alle Kräfte seiner reichen, schönen Länder auf, Rußland setzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das deutsche Reich, Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch betrachtend, bot dem Kaiserhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigstens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußersten Kraftanstrengung nicht 200,000 entgegenstellen und hatte zu seinem Beistande nur England, die Landgrafen von Hessen, die Herzöge von Braunschweig und von Gotha. Diesen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzosen allein überlassen, und gegen die Andern vertraute er der Kunst aller großen Feldherren, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln und mit demselben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu schlagen. Daher beschloß er zunächst alle Kraft gegen Oestreich, als den Hauptfeind, zu sammeln und das Königreich Preußen nur durch 24,000 Mann, unter dem alten Feldmarschall

Lehwald, gegen die Russen vertheidigen zu lassen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernst mit dem Krieg.

Die Schlacht bei Prag. 6. Mai 1757. — Maria Theresia hatte, aus besonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, den, von Friedrich schon dreimal geschlagenen, Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere gemacht, und der erfahrene, großsinnigere Brown sollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft so vorschnell, zögerte diesesmal, zog den Vertheidigungskrieg vor, und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich, er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke; und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. Mai, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, daß, was sein Verstand entworfen, mit bewunderswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und daß sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu seinem Dienste fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig seine Haufen zusammenraffend, hatte, eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt sich dort vor jedem Angriffe sicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung noch verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, Alle überfliegende General Winterfeld, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung des Feindes zu erkunden, und glaubte dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigem Grunde, welche mit Hafer besäet waren und nach der Ernte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Dieser Irrthum erschwerte den Angriff der Preußen späterhin sehr. Der alte Feldmarschall Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig, und einen trefflichen Schlachtentwurf im Kopfe tragend, verwarf jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73. Jahre noch das große Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Die Schlacht begann auf dem linken preußischen Flügel nach 10 Uhr Morgens, so lange hatten die Vorbereitungen in dem ungünstigen, theils sumpfigen, theils bergigen Boden gedauert; und als sich die Preußen nun durcharbeiteten und an den Feind kamen, wurden sie von einem furchtbaren Feuer des Geschützes empfangen; die Kartätschen streckten sie reihenweise zu Boden und es schien unmöglich, gegen solche verheerende Gewalt der Natur-

kräfte mit menschlicher Tapferkeit auszureichen. Alle Angriffe mißlangen und die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen, und trug sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblicke fiel er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, und starb den Heldentod. General Manteufel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die noch mehr entflammten Krieger weiter. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte sie. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig drängte mit der größten Tapferkeit den linken östreichischen Flügel von Berge zu Berge zurück und eroberte sieben Schanzen. Doch war der Sieg so lange unentschieden, als der Feldmarschall Brown mit ordnendem Geiste in den östreichischen Reihen waltete; allein er sank, von einer Kugel tödtlich getroffen, und mit ihm das Glück dieses Tages. Der König Friedrich, der mit scharfem Auge das Schlachtfeld überschaute, sah die Feinde wanken, bemerkte eine Lücke in ihrer Mitte und durchbrach, rasch einfallend, den Mittelpunkt ihrer Schlachtordnung. Dieses entschied; die Oestreicher wichen nun allenthalben zurück; der größere Theil warf sich nach Prag, ein anderer zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand.

Der Sieg war theuer erkauft; 12,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarschalls Schwerin; aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere, eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen nachher an seiner Wunde starb; er war unter den Waffen grau geworden und einer der besten Feldherrn seiner Zeit.

Schlacht bei Kollin. 18. Juni — Der Kampf in Böhmen war durch diese Schlacht noch keineswegs entschieden, aber die Lage der Sachen war so, daß er auf das Glänzendste für den König Friedrich sich endigen konnte. In Prag lag der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußischen Heere eingeschlossen, ohne Mittel sich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarschall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe stand. Aber wenn es dem König gelang, auch diesen zu schlagen, so war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das Glänzendste für Preußen gewonnen und vielleicht der Friede schon in dem zweiten Jahre des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schlesien ihm bliebe. Allein so leicht hatte es das Schicksal ihm nicht geordnet; so, in stetem, unaufhaltsamem Gelingen sollte er sein Ziel nicht erreichen und sein Muth sollte noch in hartem Unglück geprüft werden.

Er hatte beschlossen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen; nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit 42,000 Mann von da zu dem Herzog von Bevern, der Dauns Heer beobachtet, und griff dieses am 18. Juni bei Kollin an. Der Entwurf des Schlachtplans war der trefflichste; er hätte dem, welcher so die Meisterschaft des Gedankens über alle seine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis ans Ende festgehalten worden. Mit derselben Schlachtordnung, mit welcher einst Epaminondas die nie besiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich siegen. Man nennt sie die schräge Schlachtordnung, und sie ist

die Kunst des kleinern, aber in allen raschen Bewegungen wohlgeübten, Haufens gegen die Uebermacht. Wenn sich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberstellt, so wird sie von dieser an beiden Enden überragt und umschlossen; stellte sie sich aber in schräger Schlachtreihe entgegen, so kann sie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und schiebt gleichsam dem angreifenden Flügel nach, so daß dessen Stoß unwiderstehlich werden muß. Und ist durch ihn ein Flügel des Feindes geschlagen, so muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in seiner Flanke steht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der solchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg selten fehlen. Allein er muß seines Heeres gewiß sein, daß es mit der äußersten Genauigkeit jede Bewegung rasch ausführt, den Feind täuscht, und ihn besiegt hat, ehe er die wahre Absicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußischen Heere, und sein erster Angiff bei Kollin, unter den Generalen Ziethen und Hülsen, auf den rechten Flügel der Oestreicher, warf Alles über den Haufen. Die Mitte und der andere Flügel des preußischen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der östreichischen Schlachtreihe nach dem andern in seiner Flanke anzugreifen und gleichsam aufzurollen. Da, als Alles im rechten Fortgange war, befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit seines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in diesen Tagen etwas Düsteres, Feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, sein finsterer Blick, sein hartes Wort scheuchte sie zurück. Aber der einzelne Mensch, auch der größte, wenn er sich von den übrigen sondert, wird schwach und giebt sich selbst der Gewalt eines feindlichen Geschickes hin, welches nur gleichsam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entscheidenden Augenblicke, der Fürst Moritz von Dessau es wagte, dem Könige Vorstellungen über die schlimmen Folgen seines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreister redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürst schwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von diesem Augenblicke an entschieden. — Durch das unzeitige Halten war die preußische Linie noch immer der stark verschanzten, fast unangreifbaren Stellung der Oestreicher von vorn gegenüber, und als nun die Regimenter dagegen anstürmen sollten, wurden sie von dem furchtbaren Geschütze in Haufen niedergeschmettert. Keine Anstrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen. Das Glück wendete sich. Schon hatte der Feldmarschall **Daun**, einen Augenblick für den Erfolg besorgt, auf einen Zettel mit Bleistift den Befehl zum Rückzuge geschrieben, er sollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber weiter gehen; aber im rechten Augenblicke hielt der Anführer eines sächsischen Reuterregiments, der die Reihen der Preußen dünn werden und sich lösen sah, den Zettel auf. Die Oestreicher erneuerten ihre Angriffe; vor allen zeigten die sächsischen Reuterschaaren durch ihr wüthendes Eindringen in die ermatteten Preußen, wie bitter sich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Fehler einzelner preußischer Anführer vermehrten die Unordnung; wenn nicht Alles verloren gehen sollte, so mußte der Rückzug befohlen werden, und **Daun**, sehr zufrieden, den ersten Sieg

über Friedrich II. erfochten zu haben, störte ihn nicht. Er hatte den Preußen an diesem Tage einen Verlust von 14,000 Mann an Todten und Verwundeten und Gefangenen, und von 45 Stücken Geschütz, zugefügt. Es war fast die Hälfte des preußischen Heeres, denn bei Kollin hatten 32,000 Preußen gegen 60,000 Oestreicher gefochten.

Welch ein Wechsel des Glücks! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptstadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von acht Monaten vielleicht den furchtbarste Krieg in der Geburt zu ersticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlassen, nachdem er auch noch den Tod seiner vielgeliebten Mutter, welche 10 Tage nach der Kolliner Schlacht gestorben war, mit tiefem Schmerze der Seele betrauert hatte. — Diese unglückliche Kolliner Schlacht weckte die Bundesgenossen Oestreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, und über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover und demnächst die preußischen Erbländer anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubise wendete sich nach Thüringen, um sich mit der deutschen Reichsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghausen, zu vereinigen. Der Marschall d'Estrées aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug beim Eintritt in das hannöversche Land den Herzog von Cumberland, mit seinem englisch-deutschen Heere, am 26. Juli unweit Hameln bei Hastenbeck an der Weser. Es war die Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn, der dieses Treffen verlor, denn sein, wiewohl kleineres, Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig schon Vortheile erlangt, und schon hatte der französische Marschall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu aller Erstaunen, das Schlachtfeld verließ und in seinem Rückzuge auch nicht stillstand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schmach, schloß er am 9. September eine Convention zu Kloster Seven, vermöge welcher er sein Heer aufzulösen versprach und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein einräumte. Der Herzog von Richelieu, der dem Marschall d'Estrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verschwenderischer und gewissenloser Mann, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers Alles sich nur der Geldgier und den Wollüsten überließ, so verbreitete sich bald der ruchlose Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer verderblichen Horde, schlimmer als die Schaaren der Kosaken und Kalmucken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauseten. Das Verderbniß der Sitten ist in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein fressendes Gift in Städten und Dörfern und mitten im Schooße des häuslichen Lebens, zurückläßt. Der böse Ruf des französischen Heeres und der Haß der bessern deutschen Natur gegen das glatte, geschminkte Laster hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, fast überall in den deutschen Landen Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der eigene Fürst als Reichsstand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geist über sein Zeitalter übt; viel die Theilnahme, welche das Gemüth demjenigen schwerlich versagen kann, der allein durch seinen Muth und seine Kraft gegen ein übermächtiges Ge-

schick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Deutschen gegen barbarische Horden aus Osten, und gegen die verhaßten Feinde aus Westen dastand, und daß selbst in dem östreichischen Heere Haufen von fremder Sprache, Gestalt und Sitten und mit verderblicher Raubsucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oestreich und andere Deutsche den Krieg geführt, das vaterländische Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung derer, die sich brüderlich die Hand reichen sollten. Am meisten war es das nördliche Deutschland, größtentheils dem König verbündet, welches sich zu den Seinigen rechnete und Freud und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzosen war, so galt hier Friedrichs Sache als die deutsche Sache.

Die Convention zu Kloster Seven öffnete den Franzosen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den deutschen Reichstruppen vereinigt, stand schon in Thüringen und bereitete sich, das sächsische Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieses war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten sich die Schweden aus und trieben harte Brandschatzungen ein; und wenn sie ihre Macht recht gebrauchen wollten, so stand ihnen der Weg zu der Hauptstadt Berlin offen. — In Preußen war der russische General Apraxin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm stand der Feldmarschall Lewald mit nicht mehr als 24,000 entgegen. Auf Befehl des Königs sollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüstungen des rohen Heeres ein Ziel zu setzen. Er lieferte sie am 39. August bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetste Tapferkeit vermochte nicht eine so große Ueberzahl zu besiegen; Lehwald mußte sich nach einem Verluste von einigen 1000 Mann zurückziehen und Preußen schien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog sich Apraxin über die russische Gränze zurück. So erschien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Diesesmal kann er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; ihr Ende nahe glaubend und das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter, wendend, der ein Verehrer und Freund des preußischen Helden war, hatte der Kanzler Bestuschef plötzlich dem General Apraxin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte sich das Lehwaldsche Heer gegen die Schweden wenden, und bei seiner Annäherung zogen sie sich schnell aus allen Gegenden bis nach Stralsund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. November 1757. — Der König selbst, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf, um die Franzosen von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchen Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren 60,000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen diesesmal nicht entgehen solle. Er war auf einer Höhe gelagert, und die Franzosen zogen in eiligen Schritten mit klingendem Spiele an seinem Lager vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschließen und dem Kriege mit einem Male durch die

Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelassener gleichgültiger Miene mit seinen Feldherrn an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, halb 3 Uhr Nachmittags, erging sein Befehl, und schnell, als hätte ein Sturmwind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel, und vor Allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reuterschaaren in die Haufen der daherziehenden Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Deutschen gekannt, es war ihnen unmöglich nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie 7000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 165 Todte und 350 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte; vor Allem aber der sturmschnellen Tapferkeit des General Seidlitz mit seinen Reutern.

Sachsen war von dieser Seite gerettet, und überdies der moralische Eindruck der Roßbacher Schlacht von großem Werthe für den König; gleichwohl war seine Kriegsarbeit in diesem Jahre noch nicht vollendet. Eines seiner eigenen Länder, Schlesien, bedurfte dringend seiner Hülfe; denn in seiner Abwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeld, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bevern hatte sich mit dem Heere nach Schlesien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Festung Schweidnitz am 11. November an den General Nadasti übergegangen. Am 22. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an und besiegte sie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bevern, aus Furcht vor des Königs Zorn, ließ sich, allem Ansehen nach freiwillig, von den Oestreichern gefangen nehmen; zuletzt war auch noch die Hauptstadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäusern, von dem zaghaften General Lestwitz dem kaiserlichen Heere übergeben worden. Schlesien schien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oestreicher Hand, daß sie sich darin festsetzten, so mochte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt noch zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachsen mitbrachte, und den 16,000, die von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, schien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. December 1757. — In solchen, fast verzweiflungsvollen, Augenblicken hat König Friedrich am glänzendsten die Größe seines Geistes, den Reichthum seiner Entwürfe und die unwiederstehliche Gewalt dargethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief seine Heerführer und Befehlshaber zusammen und hielt

ihnen mit seelenvoller Beredtsamkeit eine Rede, welche sie zu der größten Begeisterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Rettung erwarte. — „Ich weiß, Sie alle fühlen, daß Sie Preußen sind," so schloß er: „Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, solche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Auf diese Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchste Kriegsmuth entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; so hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. — Nun leben Sie wohl; in Kurzen haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Die begeisternde Kraft dieser Rede ergoß sich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Diese hatten eine treffliche, feste Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige sehr schwer geworden sein würde, sie anzugreifen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Kollin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungestüm eine gute Stellung sei. Der General Luchesi aber und andere, die es für schimpflich hielten, mit einem großen siegreichen Heere gegen einen so kleinen Haufen sich durch feste Stellungen zu schützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berlinische Wachtparade," so nannten sie die kleine Preußenschaar, „werde nicht gegen sie Stand halten können." — Dieser Rath gefiel dem von Natur feurigen Prinzen mehr, als der bedächtigere und er verließ sein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend von Leuthen, trafen beide Heere am 5. December, gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiserliche nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine deutsche Meile ein; Friedrich dagegen mußte sich wieder auf die Kunst verlassen, die eine geringe Zahl durch schnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen sein Heer wiederum in die schräge Schlachtreihe, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und da dieser nun mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze östreichische Heer. Kein Widerstand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenste Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und ganze Haufen ergaben sich den Preußen zu Gefangenen, so daß ihre Zahl auf 21,000 geschätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichsten Siege in der Geschichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrschaft des Geistes über die Masse, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. — Auch darin war Friedrich und sein Heer groß, daß sie nach gewaltiger Anstrengung dennoch nicht in Schlaffheit zurücksanken; rastlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oestreicher von dem schlesischen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der schnelle und glückliche General Ziethen, der diese Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zusammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat December ergab sich noch die Festung Liegnitz. So hatte das eine kühne Wagestück, da der

König Alles gegen Alles setzte, ihm Schlesien bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in diesem Lande so wie in Sachsen, und was mehr als dieses, einen unsterblichen Ruhm im Munde der Mit- und Nachwelt gewonnen, den Oestreichern aber ein schönes Heer von 80,000 Mann so vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 streitbare Krieger Böhmen erreichten. Die preußischen Länder waren alle, bis auf die in Westphalen, von Feinden befreit.

133. Das Jahr 1758. Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch vier große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigsten gewesen, welche die Geschichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugsam an einander versucht; Friedrich ließ in Wien Friedensvorschläge machen. Er befolgte den Grundsatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiserin Maria Theresia war noch immer zu erbittert gegen den Eroberer Schlesiens, auch hatte man ihr sorgfältig den großen Verlust ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der französische Hof redete eifrig für die Fortsetzung des Krieges in Deutschland, weil er sonst allein den Krieg gegen England hätte führen müssen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewiesen und die Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volkes und des Heeres verloren; es war schwer einen andern an seine Stelle zu finden; der tapfere Feldmarschall Nadasti war durch Eifersucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarschall Daun stehen, dem sein Sieg bei Kollin mehr Ruhm verschafft hat, als er, seiner Langsamkeit und Unentschlossenheit wegen, verdiente.

Von französischer Seite wurden die Heere auch verstärkt, und statt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, gesendet. Richelieu aber zog mit seinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte sie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verschwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortsetzung des Krieges; der Kanzler Bestuschef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückberufen hatte, wurde abgesetzt und auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres gestellt. Dieser brach schon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte das Königreich ohne Widerstand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen so ernstes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder so wie des sächsischen Landes, aufbieten. Mannschaft und Geld mußten mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft werden; ja der König sah sich schon jetzt durch die Noth gezwungen schlechteres Geld prägen und damit die Krieger besolden zu lassen; ein Mittel, welches nur die äußerste Noth entschuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was seit dem Untergange der Lehnsverfassung und der neuen Kriegsweise das Treibende im Kriege sei und das Uebergewicht gebe. — An Bundesgenossen hatte er nur England und die kleinen norddeutschen Fürsten, und sie alle waren durch die unglückliche Convention von Kloster Seven gelähmt. Da wendete sich aber in England das Glück sehr günstig für Friedrich; das englische Volk,

jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeistert; der schimpfliche Vertrag von Kloster Seven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben Minister in England geworden war, ließ die Ehre und Stimme des Volkes entscheiden, verwarf jene Convention, die noch nicht bestätigt war, und beschloß den Krieg mit neuem Ernste fortzusetzen. Das Heer wurde verstärkt und König Friedrich selbst aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geist von der Menge zu unterscheiden, er sendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und Ferdinand hat solche Auszeichnungen so trefflich gerechtfertigt, daß sein Name mit dem des Königs aus dieser stürmischen Zeit glänzend in der Geschichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane setzte der Herzog schon im Februar des nächsten Jahres sein kleines Heer in Bewegung, um die Franzosen aus ihren Winterquartieren, in denen sie auf Kosten der Hannoveraner und Hessen im Ueberfluß schwelgten, aufzuschrecken. Mit 30,000 sollte er 100,000 vertreiben; aber seine Maßregeln waren alle trefflich berechnet und die sorglosen Franzosen mit ihrem unfähigen Heerführer so aus der Fassung gebracht, daß sie in wenigen Wochen alles Land zwischen der Aller und Weser, und der Weser und dem Rheine, mit Vorräthen und Besatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter sich ließen, bei Düsseldorf über den Rhein gingen, und sich nicht eher sicher hielten, als bis dieser Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch schützte er sie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein, griff sie bei Crefeld an, und obwohl sie an Zahl viel stärker waren, als sein aus vielen Theilen gemischtes Heer, so schlug er sie doch in die Flucht und brachte ihnen einen Verlust von 7000 Mann bei. Nach dieser Schlacht ging die Festung Düsseldorf an ihn über und seine leichten Schaaren streiften sogar in die östreichischen Niederlande, bis vor die Thore von Brüssel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig gewesen. Zuerst mußte er den Oestreichern den wichtigen festen Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geschah mit Sturm den 18. April. Der Feldmarschall Daun stand indeß in Böhmen und wandte alle Kunst an, dieses Land dem Könige unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er sich recht sicher gestellt glaubte, brach Friedrich auf, ging in Eilmärschen, statt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Festung Olmütz belagern. Es zeigte sich in dieser Unternehmung der eigentliche Geist des Königs, der gern das Kühnste, Gefahrvollste und Unerwartetste wählte und sich freute, den Gegner ganz aus der Fassung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, so hätte er einen Platz in einer noch unberührten Provinz des östreichischen Landes und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war diesesmal nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte sich aufs Tapferste, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiserin, machten den Preußen den Unterhalt schwer, brachten dem kaiserlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, so mußte diese wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückzug nach Schlesien versperrt; der vorsichtige Daun hatte die Pässe besetzt und glaubte den Gegner in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Fried-

rich wendete sich plötzlich, dringt über die Gebirgspässe nach Böhmen, wo der östreichische Feldherr ihn keineswegs erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren zu haben, und würde vielleicht aus diesem Lande noch nicht so bald vertrieben sein, wenn ihn nicht das Eindringen der Russen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schlesien, ließ dort den Feldmarschall Keith zur Deckung des Landes zurück und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Russen.

Die Schlacht bei Zorndorf. 25. August 1758. — Mit jedem Schritte stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülflose Alter verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in der Asche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und sein Heer bei diesem Anblicke, und als man nun am 25. August auf die Feinde traf, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 60,000 Russen, und es war ein Kampf nach alter Weise, da ohne viele künstliche Wendungen die Gegner dicht zusammenrückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderischen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grausamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und versperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Russen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und 2800 Mann nebst 103 Kanonen, fielen in die Hände der Sieger; allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieser kräftige Feind, da er keinen Ausweg sah, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerster Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reuterführer Seidlitz, der an diesem Tage überall gegenwärtig war, wo die Gefahr am größten, mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft schon über das preußische Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, so wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König selbst gestand, daß er diesen Sieg Seidlitz verdanke. Dieses war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der russische General Fermor, der sich kaum besiegt ansehen wollte, zog sich mit seinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachsen, denn hier war sein Bruder Heinrich von dem großen östreichischen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirch. 14. Oktober 1758. — Daun zog sich bei der Annäherung des Königs in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte; in dieser Stellung wollte er den König von Schlesien abschneiden, damit unterdeß der General Harsch die Festung Neiße erobern könnte. Aber Friedrich, der den Plan durchschaute, eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu gewinnen, rückte dicht an das östreichische Heer und wollte sich zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieser Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeister Marwitz, sonst sein Liebling, machte Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte sich, das Lager abzustecken; der König befahl; er weigerte sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloß gestellt, und

der König achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun einen kühnen Entschluß nicht zu und wurde zugleich durch einen Kundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkauft und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten. Am 14. Oktober, frühe, ehe der Tag grauete, wurde daß preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oestreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch geschlichen und so wie die Uhr des Thurms fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts, und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in die Hauptgasse des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Die Feldherren suchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen **Franz** von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarschall **Keith**, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, der Prinz Moritz von Dessau wurde schwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen sammelten auf dem freien Felde die Reutergeschwader und hieben tapfer auf die Oestreicher ein, allein kleine Vortheile, die sie erfochten, konnten den großen Verlust nicht wieder ersetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geschützes, waren schon in der Gegner Gewalt. Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit seinem kriegerischen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, um vielleicht durch eine rasche Wendung das Glück dennoch auf seine Seite zu bringen. Doch hatten sich seine Schaaren mit bewunderungswürdiger Ordnung wieder gesammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des östreichischen Heeres schon seine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzuge. Er geschah mit solcher Ordnung, das der östreichische Feldherr dadurch außer Fassung gebracht ihn gar nicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 guter Krieger und über hundert Stück Geschütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, so fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit.

Dennoch zeigte sich der König mit unerschütterlicher Ruhe und Fassung und sein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich sich im Unglücke am größten bewiesen hat, so auch nach diesem Verluste. Er, der Geschlagene, alles Heeresgeräthes Beraubte, setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprügliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien und zwang den General Harsch, die Belagerung von Neiße eiligst aufzuheben. Schlesien wurde ganz vom Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schlesien ziehen lassen mußte und der Angriff auf **Dresden** nur dazu führte, daß der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, zu seiner Vertheidigung die schönen Vorstädte der Stadt niederbrannte, — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück und nahm dort sein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geistes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Besitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Festung Schweidnitz, welche ihm damals fehlte, hatte er jetzt in seiner Gewalt, und dazu waren auch seine westphälischen Länder durch den tapfern Herzog Ferdinand den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseits des Rheines mit seiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzosen ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu lassen und ihr Winterlager zwischen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

134. Das Jahr 1759. Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr sollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeste des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die östreichischen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre des Krieges tüchtiger auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der östreichischen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Herre dagegen, welches bald mit Oestreichern, bald Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwert und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. Und so schnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geist und die Ehre des Krieges in sich aufnahm, ja oft die alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, so war doch ihre Zahl zu klein gegen die aus Sachsen, Anhalt, Meklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern bestanden. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der innern Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und seinem eigenen, so wie dem sächsischen und meklenburg-schwerinischen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Meklenburg war so unvorsichtig gewesen, auf dem Regensburger Reichstage sich an die Spitze der Fürsten zu stellen, welche Friedrich am heftigsten anklagten und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten, dafür wurde sein Land, wie ein feindliches, mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieselbe Strenge gegen den Churfürsten von Hannover nöthig gewesen wäre, so widersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutensten Glieder. Ueberdies war dieses, in alter Zeit mit Schwertesschärfe schneidende, Wort nun leider schon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches ausgesprochen die Auflösung des deutschen Reichsverbandes nur noch schmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel wesentlicher, als durch das Ausspechen der Reichsacht geschehen wäre, wirkte Maria Theresia gegen den König durch den Ernst, welchen sie bei den Herrschern von Frankreich und Rußland für die Fortsetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die russische Kaiserin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, sendete neue Schaaren und in dem General

Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Choiseul, eine Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erster Minister geworden und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Besitz von Westphalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. Diesen Ländern war ein hartes Schicksal bereitet, wenn die Absicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseits der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der brittischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt und in Ostindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landstriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Deutschland sollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. August. — Ferdinand war von zwei Seiten bedroht. Am Main stand der Herzog von Broglio mit einem Heere und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsstadt war und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannschaft geliefert hatte, schützte die Stadt vor dieser Gewaltsamkeit nicht. — Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannöversche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglio auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern hessischen Krieger angreifen, aber die Stellung der Franzosen war zu fest und so daß immer frische Schaaren die ermüdeten ablösen konnten. Nach dreimaligem, tapferm Angriffe mußten die Hessen zurückweichen, und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht bloßstellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle seine Feldherrnkunst aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Weserwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglio und nahm Kassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Unternehmungen, und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser nach Bremen verdrängt; der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten, und die Befehle über die Behandlung des Landes, die er von seiner Regierung erhalten hatte, bedrohten dasselbe mit dem traurigsten Schicksale. In Paris war großes Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der deutsche Held verwandelte dasselbe bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vortheil ersehend, drang er zu rechter Zeit gegen das gesammte, bei Minden gelagerte, französische Heer vor und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Zufuhr durch einen raschen Zug des unternehmenden Erbprinzen von Braunschweig mit einem besonderen Corps in seinen Rücken abgeschnitten war; er verließ daher, im Vertrauen auf seine Uebermacht, seine feste Stellung und rückte dem Herzog Ferdinand entgegen. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungeschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte sei-

ner Schlachtreihe mit Reuterei besetzt, und diesen Umstand, den er vielleicht zur glücklichen Stunde erdacht zu haben meinte, wendete Ferdinand zu seinem Verderben. Er befahl dem englischen und hannöverschen Fußvolk, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reuterschaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke; Ferdinands überlegener Geist wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reuterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümen Angriffe hervor; er scheiterte, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen; und das Feuer des Geschützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reuter in die Flucht; das Handgemenge wurde so groß, daß die hannöverschen Bataillone allein 6 französische Reuterstandarten eroberten, ein in der Kriegsgeschichte fast unerhörter Fall. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen; Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reuterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen; und that er dieses und trennte das französische Heer von einander, so war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten dem englischen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen ziemlich geordneten Rückzug zu machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren: Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Contades zog sich, immer verfolgt, an dem rechten Weserufer nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda und in Westphalen Münster, und so sah sich dieser ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder im Besitz der Länder, die er im Anfange in seiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf. 23. Juli und 12. August. — Der König Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, so wie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören. Dies verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für Beide, denn nach der damaligen Kriegsweise, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Russen mit 50,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maaßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherrn einen jüngeren im Range, welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Diesen hielt er für den tauglichsten, ihn den Russen entgegenzustellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, so den General Wedel als Dictator zu dem Heere zu senden, welches gegen die Russen stand. Diese, so lautete der kö-

rigliche Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe **Kay**, unweit Züllichau an, aber so daß sein Heer über eine Brücke und durch einen Weg, im langen Zuge, zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich selbst mit 43,000 Mann ihnen entgegen eilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief seinen Bruder **Heinrich** in das Lager bei Schmottseifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarschalls Daun auf und bestellte ihn überdies zum Verwalter des Staates, wenn er auf diesem Zuge sterben oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreicher, 70,000 Mann stark, auf den Anhöhen von **Kunersdorf** bei Frankfurt an der Oder verschanzt. Nach der Besichtigung ihrer Stellung beschloß er seinen Schlachtplan solchergestalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geschlagen, sondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen so harten Vorsatz getadelt; aber gerade ein solcher Plan ist das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch einen Schlag entscheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zusammen noch mehr Menschen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er diesen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerstehen sollte und wohl Ursache hatte, sich mit einem Jeden, wenn es möglich war, auf einmal abzufinden. In dem **Plane** der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieses Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menschlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun sein Angriff auf den linken Flügel der Russen, durch große Anstrengungen der Seinigen, gelungen, 90 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König schon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte und der Tag sich neigte, da riethen seine Feldherrn, der ermatteten Krieger zu schonen, weil die Oestreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte russische Flügel unerschüttert stand. In der Nacht, urtheilten sie, würde sich der Feind gewiß von selbst zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, und der auch bedenken mochte, daß das Abbrechen des Gefechtes in solcher Nähe eines noch schlagfertigen Feindes gefährlich sei, befahl den erneuten Angriff; und nun sollten die durch schwere Anstrengung an einem sehr heißen Tage ermüdeten Schaaren Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderten. Da half die größte Tapferkeit nicht mehr gegen die Uebermacht; so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führ-

ten, sie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung so groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reuterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der König selbst, den bei dem Anblicke solcher Niederlage, wie er noch nie gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete und östreichische Reuterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblicke schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie." — Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!"

So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf, und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief; als so Alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden sein, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und sein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, sie wären verloren gewesen. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht kaum 10,000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 20,000 Mann zusammenbringen und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheeres. Denn dem Feldmarschall Daun schrieb Soltikow, als dieser ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin allein Alles thue." Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängnissen gerettet.

Der östreichische Feldherr wurde indeß durch des Königs Bruder **Heinrich**, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz festgehalten und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht, sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Prinz in besonnerer Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben

würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammengeordnet zu haben, damit der Eine das Mangelnde des Andern ersetze. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sei der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen, für den ganzen Krieg. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen würde, nur die Kriegskasse von 7 Millionen Thaler zu retten. Diesem Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demselben Tage (den 4. September) die Stadt, als der später vom König zum Ersatz abgesandte General Wunsch schon in der Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit darbot, zum erstenmal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte Alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 13,000 Mann in den Rücken des östreichischen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedanken verdeckte dem Könige die Gefahr dieses Unternehmens. Der Anführer, welcher sie sah und seiner Vorstellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuversicht des Gemüthes und dadurch die Besonnenheit, und gab sich, nach blutigen Gefechten, mit etwa noch 5000 kampffähigen Kriegern, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußischen Heere, und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen, die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein, und nichts konnte ihn nun von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dies unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden, und blieb noch sechs Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu vergönnen; der König blieb in dem ihm noch übrigen Theile von Sachsen und nahm seinen Standpunkt in Freiberg.

135. Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen und auf welchem er sich frei bewegen konnte, war wohl nicht viel verringert worden, allein die inneren Hülfsquellen der Kraft und des Lebens versiegten immer mehr. Seine Heere wurden kleiner und schlechter, die Zahl der Feinde dagegen schien selbst nach den Verlusten, die sie erlitten, zu wachsen. Sein stets vordringender Geist, welcher eigentlich nur im Angriffe seine volle Kraft hatte, mußte sich jetzt zum Vertheidigungskriege entschließen. Und auch dieser brachte ihm Anfangs nur bittere Früchte. Er selbst wollte in diesem Feldzuge Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouquet Schlesien gegen den östreichischen Heerführer Laudon beschützen. Aber dieser, der wohl der beste kaiserliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die Preußen und konnte sie in Un-

thätigkeit erhalten, während eine seiner Abtheilungen die wichtige Festung Glatz belagerte. Darum verließ Fouquet seine Stellung in dem schlesischen Gebirge, um schneller Hülfe zu leisten, wo sie nöthig sei. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbsamen Volke bewohnt sind, von den Streifschaaren der Oestreicher auf das Härteste mitgenommen, und ihr dringendes Flehen bewog den König, seinem Feldherrn den gemessenen Befehl zu geben, daß er seine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen sollte. Fouquet, der ein sehr strenger Mann und deshalb in Schlesien nicht beliebt, aber ein tapferer, entschlossener Krieger war, sah die Gefahr, in welche er ging; weil aber seine Vorstellungen vergeblich waren, so beschloß er wenigstens, nicht, wie Fink bei Maxen, mit gesenkten, sondern mit erhobenen Waffen zu bestehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit seinen 8000 Preußen durch 30,000 Oestreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er acht Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlicher Reuterei Vierecke mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd und wäre von den Reutern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte sich nicht sein Reitknecht auf ihn geworfen und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberst erkannte und rettete ihn. Die preußische Reuterei hatte sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde, bis auf 4000 Gefangene, niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouquet war sein Freund, und Schlesien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte sich bald; um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks schnell zu verwischen, täuscht er den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorsprung ab, erschien plötzlich vor Dresden und fing an, die Stadt zu beschießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn gewesen, wenn er diese wichtige Stadt durch Ueberraschung wieder erobert hätte; allein sie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Macquire, der, obwohl der dritte Theil der schönen Stadt mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Asche gelegt wurde, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große östreichische Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erschien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langsame Feldherr mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien, denn hier war ein neues Unglück geschehen; der General Laudon hatte die Festung Glatz, die wichtigste des preußischen Staates nach Magdeburg, durch einen schnellen Angriff und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshaber Do, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Lande. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptstadt Breslau, dem General Tauenzien, einen entschlossenen Gegner. Dieser ließ sich nicht schrecken; und schnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegnitz. 15. August. — Auch der König war schon in Schlesien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet, von dem östreichischen Heer; denn auf seiner einen Seite zog der Feldmarschall Daun; auf der andern der General Lasci. Unter steten Gefahren bei Tage

und Nacht und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren, ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonsche Heer an sich gezogen hatte und ihm viel überlegen war, verschloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Russen an der Oder festgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel, und die Oestreicher standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, so daß er fast in jeder Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die östreichischen Feldherren den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. August war dazu bestimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieser Nacht war auch sein Heer aus der alten Stellung, weil die östreichischen Heerführer sie am vorigen Tage auf das Sorgsamste ausgekundschaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen und hatte sich schon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon marschirte. Im alten preußischen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Husarenpatrouillen riefen alle Viertelstunden den Wachtruf, während der König schon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arm; der König legte sich, in seinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen andern an ein kleines Feuer und schlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräusch war untersagt, und schlafend oder leise mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um 2 Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Husarenrunde den König mit der unerwarteten Botschaft, der Feind sei da und nur 400 Schritte entfernt. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geschützes erscholl. Der erstaunte Laudon merkte bald in der ersten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Als entschlossener Feldherr verzagte er nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mochte der Feldmarschall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hülfe leisten. Allein der entgegengesetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreistündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht schon entschieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg, recht durch eine Gunst des Glückes geschenkt, verbesserte des Königs Lage außerordentlich und er selbst benutzte ihn mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach der Schlacht war sein Heer schon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde sowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der übrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr versperrt werden.

Schlesien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sach-

sen ereigneten sich traurige Begebenheiten. Die Russen hatten sich von Breslau wieder an der Oder hinuntergezogen und entschlossen sich jetzt 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oestreichern unter Lasci gegen Berlin zu senden. Gegen ein solches Heer konnte sich die Stadt mit einer schwachen Besatzung nicht vertheidigen; sie ergab sich den 4. October dem russischen General Tottleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menschlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige königliche Lustschlösser umher von den Sachsen verwüstet und viele Denkmäler der Kunst zerstört. Acht Tage lang dauerte die Besetzung der Stadt und beträchtliche Geldsummen mußten gezahlt werden; dann verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs schnell die Gegner nach Sachsen und über die Oder.

Die Schlacht bei Torgau. 3. November. — Friedrich kam nicht allein seiner Hauptstadt, sondern vorzüglich des sächsischen Landes wegen. Während er in Schlesien beschäftigt war, hatte sich die Reichsarmee in Sachsen eingefunden und da sie wenig Widerstand fand, sich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit seinem Heere dazu und legte sich in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben und zum erstenmal das Winterlager auf seinem eigenen Boden nehmen, so mußte Sachsen noch vor dem Winter von Neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie schon am Schlusse mehrerer Jahre mußte er noch einmal einen großen Verlust gegen großen Gewinn setzen. Diesesmal schien sein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war sehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. November von zwei Seiten, durch zwei verschiedene Heeresabtheilungen, geschehen; der König wollte die eine, Ziethen sollte die andere im Rücken der Oestreicher gegen die Siptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf; als er nun mit den ersten herauskam, hörte er schon ein starkes Feuer von Ziethens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieser in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reuterei zu erwarten, seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oestreicher führte, da empfing sie ein so mörderisches Feuer aus 200 Stücken Geschütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeschmettert und wie im Tode noch zusammengeordnet, da lagen, daß seine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geschützes gelangen konnten, sondern gleichfalls zerschmettert sammt den Pferden hinstürzten, und der König seinen Begleitern gestand, solches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte er auch mehrere Menschen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifschuß an der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden sie von der östreichischen Reuterei zurückgeschlagen. Diese wurden wieder von der preußischen geworfen, die endlich auch herankam, nachdem sie auf dem Wege aufgehalten war; und so wurde bis in die Nacht mit abwechselndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern seines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die östreichischen Verschanzungen waren nicht erobert; der Feldmarschall Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der

Siegesnachricht an seine Kaiserin abgesendet. Der Rath des Schicksals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen, die sich verirrt hatten, gefochten wurde, Freunde oft auf Freunde schossen; während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten und Gesunde und Verwundete von beiden Seiten sich um sie sammelten mit dem Vertrage, am Morgen sich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde; und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, Befehle schrieb; focht der alte General Ziethen noch um den Besitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends und gewann sie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oestreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet war, zog sich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geschah so unbemerkt, daß die Preußen sich schon auf einen neuen Kampf am nächsten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der ersten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer und wurde von seinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch diesen blutigen Sieg der Besitz des größern Theiles von Sachsen wieder erobert; er legte sein Heer ins Winterlager und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

136. Die Jahre 1761 und 62. Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich, der sonst der Unternehmende gewesen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung dessen, was er noch besaß, bedacht sein. Sie wurde ihm im Jahre 1761 nicht leicht. Er selbst befehligte in Schlesien und wendete alle Kunst an, die Vereinigung des russischen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oestreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war; endlich am 12. August vereinigten sich die feindlichen Heere dennoch in der Gegend von Strigau; sie waren zusammen 130,000 Mann stark, und Friedrich mußte mit seinen 50,000 eine Festung um sich herziehen, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieses das feste Lager bei Bunzelwitz, in welchem er zwanzig Tage lang von den Feinden eingeschlossen gehalten wurde und solche Wachsamkeit nöthig hatte, daß seine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung stehen und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die fast dreimal überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die schwächsten Stellen der Verschanzungen anstürmend, ihn überwältigen, wenn Ein Geist die große Masse leitete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander; der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die schwerste Aufgabe der gemeinschaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in diesem Kriege die russischen Heere mit den östreichischen in rechte Einstimmung zu bringen waren, so trennten sie sich auch diesesmal, ohne etwas auszurichten. Hauptsächlich nöthigte sie der Mangel an Unterhalt dazu. Friedrich mit den Seinigen war nun befreit; und um in diesem Jahre gar nichts mehr von

den Russen befürchten zu müssen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerstören; das Wagestück gelang, das russische Heer war für diesen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König sollte auch dieses Jahr nicht vergehen. Indem er seine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oestreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber statt dem Könige zu folgen, wendete er sich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die schlecht besetzte Stadt in der Nacht des 1. Octobers und nahm sie mit Sturm ein. Die schwache, aus unzuverlässigen geworbenen Leuten bestehende, Besatzung wurde mit dem General Zastrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glatz besaßen die Oestreicher nun schon die Hälfte Schlesiens und konnten den Winter über in diesem Lande bleiben. Und damit auch die Russen zum erstenmal in Pommern ihr Winterlager nehmen konnten, mußte ihnen die wichtige Festung Kolberg, nach einer fast viermonatlichen tapfern Gegenwehr, am 13. December in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie gewesen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachsens in diesem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Russen hatten dafür von der Oder her im nächsten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In solcher Noth hätte der Muth des kleinen preußischen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte sich seines starken Königs würdig, ja es richtete den Sinn desselben durch die Zuversicht, die in Bürgern und Bauern war und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger so lange muthig bleiben könnten, als das Volk selbst nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich sei, sie wenigstens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit sich; am 5. Januar 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe Peter III. bestieg den Thron; er war ein begeisterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge seines Gemüthes folgend, ließ er sogleich alle preußische Gefangene ohne Lösegeld frei und schloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen so uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entschädigung, herausgab, sondern errichtete auch sogleich ein Bündniß mit Friedrich und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20,000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen.

Diesem Beispiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in so weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abschloß.

So konnte Friedrich seine ganze Kraft gegen die Oestreicher wenden und die sichere Hoffnung schöpfen, ihnen zunächst Schlesien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz sollte der Anfang gemacht werden, und da es der Feldmarschall Daun in einer festen Stellung bei Burkersdorf deckte, so faßte Friedrich den Entschluß, ihn hier in Vereinigung mit den Russen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederschlagende Nachricht kam, der russische Kaiser Peter III. sei ermordet, seine Gemahlin Katharine zur Kaiserin ausgerufen, und Czernitschef mit seinem Heere

solle sogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiser hatte mit Ungestüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geistlichkeit und den Adel gegen sich aufgebracht, seine Gemahlin hart behandelt, und seine Deutschen auf kränkende Weise den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er schon nach sechs Monaten seinen Thron. Für Friedrich aber öffnete sich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiserin, wie es den Anschein hatte, gleich der Kaiserin Elisabeth gegen ihn gesinnt war. Doch faßte er sich bald und beschloß wenigstens von der Gegenwart der Russen wo möglich noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geistige Gewalt, welche Friedrich über die Menschen übte, daß er jetzt den General Czernitscheff dahin vermochte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge vor seinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verschanzungen mit auszurücken und einen Theil des östreichischen Heeres bloß durch seine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitschef brachte dem großen Könige dieses Opfer, welches ihm leicht seinen Kopf kosten konnte; das Treffen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte sich das russische Heer vom Könige und zog zurück, Czernitschef aber wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, weil die Kaiserin ihre Gesinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte sie geglaubt, Friedrich selbst habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen sie ergriffen; als sie nun aber nach des Kaisers Tode dessen Papiere durchsuchte, fanden sich Briefe des Königs mit den dringendsten Ermahnungen zur Vorsicht in seinem Betragen und besonders zur Schonung seiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung und sie bestätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum ferneren Kriege gegen Oestreich zuzusagen.

Friedrich fing die Belagerung von **Schweidnitz** an; aber sie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So schlecht zweimal in diesem Kriege die preußische Besatzung diese Festung vertheidigt hatte, so klug und tapfer hielten sich jetzt die östreichischen Anführer, der General **Guasko**, als Befehlshaber, und **Gribauval**, als Ingenieur der Festung. Neun Wochen lang hielten sie die Belagerung aus, die der König, nachdem er noch am 16. August das Treffen bei **Reichenbach** gewonnen hatte, am Ende selbst mit großem Eifer leitete; und erst, als keine Hoffnung des Entsatzes übrig war und alle Nothdurft fehlte, ergaben sie sich am 9. October mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachsen führte der Prinz Heinrich in diesem Jahre nach seiner besonnenen Weise den Krieg so, daß er das ganze Land, außer Dresden, besetzt hielt und durch seine tapfern Unterfeldherren, Seidlitz, Kleist und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oestreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus seiner guten Stellung bei **Freiberg** verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. October an und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dieses war das letzte Treffen im siebenjährigen Kriege. Der König schloß am 24. November einen Waffenstillstand mit Oestreich und vertheilte seine Heere von Thüringen bis nach Schlesien in's Winterlager. Sein Oberst **Kleist** aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die deutschen Fürsten, brach in Franken ein und brachte einen der Reichsfürsten nach dem andern **zum Frieden**.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte die drei

letzten Jahre des Krieges hindurch seinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niedersachsens und Westphalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, diese Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherren geschickt, die Heere im Jahr 1761 sogar bis auf 150,000 Mann verstärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzusetzen hatte; und dennoch erreichten sie nichts, als den Besitz Hessens, dessen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er sich durch keine Künste noch Schrecken aus seinen Stellungen am linken Ufer der Weser und an der Dimel, wo er Niedersachsen und Westphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten sich seine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog sogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzosen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal und durch ein anderes bei Lutterberg aus der Gegend von Kassel und beschloß den Feldzug des Jahres 1762, so wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieser Stadt am 1. November. Es wurde auch auf dieser Seite ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Pariser und der Hubertsburger Friede; den 10. und 15. Februar 1763. — Alle kriegführenden Völker waren erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenseits der Meere gemacht, aber zugleich seine Schuld um 800 Millionen Thaler vermehrt; und seit Georg II. gestorben und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erster Minister geworden war, herrschte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünschen mußte. Auf solche Weise wären Friedrich und Maria Theresia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oestreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortsetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte von Anfang an nur Schlesien behaupten. Da ihm dieses zugesichert wurde, bestätigte er gern den Frieden, der durch seinen, den östreichischen und sächsischen Bevollmächtigten auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechselt, keine Kriegsschäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Besitze von Schlesien und gab dem Churfürsten von Sachsen sein Land wieder. Es war durch den schweren, blutigen Kampf in der äußeren Gestaltung der Dinge nichts geändert, aber gewisse große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unstäte Wogen der Verhältnisse, das gespannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das Alles war niedergeschlagen, und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die bestehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schicksalsspruch ergangen, seine Macht beruhe auf festen Pfeilern, so lange der Geist die verhältnißmäßig kleine Masse beherrsche und bewege. Ernster, emsiger und kriegerischer Sinn in Herrscher und Volk, Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, Vorstreben des Geistes in dem Besten, was das Zeitalter mit sich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und sein Volk den Kampf mit halb Europa aus; sie werden Preußen halten, so lange sich Preußen sie zu erhalten weiß. — Oestreich bewies in dieser Zeit, wie bei allem

früheren Wechsel seiner Schicksale, daß seine Macht nicht weniger unzerstörbar sei; daß seine schönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern gesunden Lebens in sich bewahren. Auch die Hessen, Hannoveraner und übrigen Niedersachsen hatten in dem Kampfe gegen die französischen Heere Ausdauer und Tapferkeit in solchem Maaße bewährt, daß der deutsche Name in ihnen hochgeehrt erschien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Deutschen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geistesgröße im Gedränge des Kampfes, in rascher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, so ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, seit diesem Kriege erzählten die Völkerschaften fern in Asien und Afrika, solche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muster des besonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beschäftigen weiß und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die besten Reuterführer, und so viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunst lernen wollte, musterhafte Stellungen zu wählen oder das Geschütz entscheidend zu gebrauchen, zu den östreichischen Heeren gewiesen; und die Namen des erfahrnen Brown, des schnellen und unternehmenden Laudon, der geschickten Führer Nadasti, Lasci und anderer, durften dreist neben den älteren, berühmten Heerführern Oestreichs genannt werden.

Es ist tröstend, daß solcher Ruhm die Trauer über den erbitterten Kampf deutscher Brüder gegen einander mildern durfte, und daß er zugleich die Blöße der Friedensverfassung des Reiches einigermaßen bedeckte. In der That war der Zustand des denkenden und berathenden Theiles unserer Verfassung so unvollkommen, die Formen der Geschäftsführung so veraltet, der Gang der Dinge so langsam und kraftlos, daß, wenn nicht Herz und Arm ihre Pflicht gethan und dem Auslande gezeigt hätten, daß der alte Kriegsmuth noch nicht aus Deutschland gewichen sei, — es den Fremden noch früher zur Beute geworden wäre.

Frankreich hatte wenig Ehre in diesem Kriege gewonnen; eine schwache, planlose, von Weibern und Günstlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erschlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariser Frieden, der fünf Tage vor dem Hubertsburger geschlossen wurde, nicht so viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieser Friede war durch den wenig scharfsichtigen Bute geschlossen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weise gezeigt, welche außerordentliche Kraft in dem englischen Volke liegt und der vollen Entwickelung warte.

137. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der fast dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten sich viele Keime, die früher in Deutschland gepflanzt waren, zur vollen Reife. Um diese Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man sie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil sein Geist und sein Vorbild Allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geschlechts in ihm nach großem Maaßstabe ausgebildet erscheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege sahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächste Sorge war die Wiederherstellung seines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neu angeworbenen Krieger bald den alten, geübten, deren nur noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernst und großer Strenge betrieben; aber es geschah hier, wie mit den meisten menschlichen Angelegenheiten, wenn das, was sich in dem Augenblicke seines kräftigsten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, festgehalten werden soll. Die Form gilt bald als die Hauptsache; der Geist, welcher in Einer bestimmten Gestalt nur Einmal seine Wohnung nehmen kann, verläßt dieselbe und bildet sich unbemerkt eine neue; die Menschen aber verehren die Hülle noch lange, als besäßen sie das Wesen. Der große König selbst, der seine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt sah, täuschte sich in der Ueberschätzung ihres Werthes. Das System der stehenden Heere wurde auf seinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptsorge aller Staatsverwaltung; der Ernst wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterschütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben seines zertretenen Landes; diese Sorge ist das unverwelklichste Blatt seines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meisten verarmten Landleuten als Saatkorn geschenkt und die überflüssigen Pferde unter sie vertheilt. In Schlesien wurden die Abgaben auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen zerstört hatten, auf zwei Jahre erlassen. Ja, der König schenkte zur Aufhülfe des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldsummen, nach der Größe des Bedürfnisses, und diese Geschenke betragen in den 24 Jahren seiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über 34 Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte sich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil sie nur durch seine große Sparsamkeit möglich war; und mit dieser fing er, mit großartiger Gesinnung, zunächst bei sich selbst an. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehörte, durch den er zusammengebracht sei; und während manche andere Fürsten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldstücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verschwendung prunkten, lebte er so einfach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe fast eine Million Thaler jährlich ersparte.

Seine Grundsätze in dieser Beziehung sprach er einst gegen den Verwalter der indirecten Steuern, Herrn de Launay, sehr schön aus: „Ludwig XV. und ich," sagte er, sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich nichts besitzen und nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind nichts, als die Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als solche auch zu unseren Ausgaben so viel davon verwenden können, als wir vernünftigerweise bedürfen, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein."

Durch des Königs vorzügliche Sorge für den Ackerbau lebte dieser schnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick solches Fortschreitens that dem Könige bei seinen jährlichen Musterungsreisen

außerordentlich wohl und sein lebhafter Geist bekümmerte sich selbst um das Kleinste, so daß wohl wenige Fürsten ihre Staaten so kennen mögen, als Friedrich die seinigen kannte. Wie sehr aber diese Sorgfalt des Wiederherstellens Noth that, geht schon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuser in seinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meisten, nach des Königs Zeugniß, von den Russen in Brand gesteckt waren. — In Oberschlesien allein wurden von 1763—79, 213 neue Dörfer angelegt. Dieses Land, welches so viel gelitten hatte, lag dem Könige besonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben sah, als im Jahr 1777 bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menschen mehr in Schlesien gefunden wurden, wie im Jahre 1756, als der Krieg anfing; da auf solche Weise der Verlust des Krieges mit Gewinn ersetzt war und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, schreibt er selbst in einem Briefe, mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühlte, eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Der Fleiß ist besonders demjenigen Volke das erste Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur seinen Bestand abgewinnen kann; aber dieser Gewinn ist nicht der einzige; der viel größere ist die frische, gesunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieser Tugend war König Friedrich dem seinigen ein Muster. Schon in seinen frühern Jahren schrieb er einst an seinen Freund Jordan: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“ Und später, in seinem hohen Alter, klingt dieser Gedanke gleichsam als der Grundton seines ganzen Lebens in einem andern Briefe wieder: „Die Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst“, schreibt er. „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin.“

Dieser Trieb der Thätigkeit entsprang, wie aus dem Pflichtgefühle des großen Königs, so auch ganz vorzüglich aus der umfassenden Theilnahme seines Geistes an allen menschlichen Bestrebungen, sowohl des Sinnens und Forschens auf dem Felde der Wissenschaften und des Bildens in den Künsten, besonders der Dichtkunst, als auch des Schaffens und Ordnens in allen praktischen Gebieten des Lebens. Und in dieser umfassenden Richtung und Thätigkeit seines Geistes liegt auch eigentlich das Geheimniß verborgen, weshalb der König seinen Feinden selbst im Felde so sehr überlegen war und mit geringen Mitteln so Großes ausgerichtet hat. Nie verlor er sich ganz in einer Richtung. In den drängendsten Augenblicken der Kriegführung fand er doch immer noch Zeit zur Lectüre, zur Musik, zur Dichtung. Der Geist machte sich aus den Banden der überwältigenden Gedanken und Gefühle, sei es des Glücks oder des Unglücks, wieder frei, gewann sich selbst wieder und konnte nun von Neuem von oben her das Feld überschauen, auf welchem er handeln sollte. Die Kriegführung ist in ihrer innersten Bedeutung keine geheimnißvolle Kunst, die sich etwa so erlernen ließe, daß uns durch Andere, die im Geheimnisse stehen, der Schlüssel dazu überliefert würde; sie fordert, außer den durch Erfahrung zu lernenden technischen Kenntnissen, die Anwendung der gespanntesten Geisteskraft auf den gegebenen Fall, den klaren Blick, das scharfe Urtheil, vor Allem aber den raschen Entschluß. Je höher der Geist steht, je unabhängiger von Furcht und Hoffnung, je freier über der Schätzung irdischer Dinge, desto sicherer muß er, wenn er

übrigens die Fähigkeit dazu besitzt, auch die Aufgabe eines Schlachtfeldes beurtheilen und im rechten Augenblicke den entscheidenden Entschluß fassen können. Wenn die feindlichen Heerführer nur dem einen Gedanken ihrer vorher berechneten Plane folgten und weder links noch rechts weiter hinausblickten, so durchschnitt Friedrich mit einem kühnen Entschlusse ihre ganze Berechnung und brachte sie in Verwirrung.

In der Benutzung der Zeit ist König Friedrich ein nur von wenigen Menschen erreichtes Muster gewesen. Die früh entworfene Ordnung seines Lebens blieb bis in sein Alter unverändert, und noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit den Geschäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung, und der große Grundsatz, welcher die Seele alles Fleißes ist, nichts aufzuschieben, galt ihm als unverletzliches Gesetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, also fast fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geistes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit selbst die Zeit der Tafel nicht ohne Nahrung für den Geist vorübergehe, versammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geistreicher Männer um sich, und die Unterhaltung war, meistentheils durch ihn selbst, so belebt, daß man sie mit sokratischen Gastmälern verglichen hat. Freilich traten, nach der Weise der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und Ueberraschende der Gedanken, galt vor Allem; Gründlichkeit und die treue, menschliche Nachsicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und schon die französische Sprache, welche in Friedrichs Gesellschaft geredet wurde, mußte diese Richtung mit sich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwischen dem Lesen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen, Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung seiner Anlagen bei den Lustschlössern; den schriftstellerischen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlassen hat, und endlich der Unhaltung mit seiner Flöte, getheilt. Diese wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigen Regungen seines Innern sanft ein; und während er mit ihr oft stundenlang durch seine Zimmer wandelte, wurde das Reich der Gedanken immer freier, und sein Geist war alsdann, wie er selbst bezeugt, am ungestörtesten thätig. Doch litt nie ein Geschäft des Staates unter den selbstgewählten, gemüthlichern Genüssen, welche die Musik und Dichtkunst ihm gewährten. Das ist der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über Alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich gesagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee gewesen sei, welche sein Leben beherrschte und seiner Seele Mittelpunkt war. Wie hätte doch dieser König sein ganzes Zeitalter emporheben und mit sich fortreißen und an tausend gefährlichen Klippen vorüberüberführen können, wenn von seiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feste, deutsche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben diese Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edlern Keim in ihm unentwickelt gelassen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, strenger Mann, dem die Anmuth der Musen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachstrebte und an den roheren Neigungen des Vaters keinen Geschmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotisch; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat und hatte sogar einmal im Sinne, den zweiten Sohn August Wilhelm ihm vorzuziehen, und

so mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich im J. 1730 auf einer Reise mit dem Vater nach Wesel einen Versuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er selbst in Gefahr, durch den Zorn seines Vaters auf das Blutgerüst geführt zu werden. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieser Mangel ist schmerzlich an ihm fühlbar gewesen bis in sein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthusiastischer Freundschaft aus Bewunderung fähig; aber was an lauterer offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit seiner Herbigkeit immer mehr aus seiner Seele, und endlich stand der große König fast als ein Einsiedler, mit in sich verschlossenem, einsamem Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich bestimmten. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung, und sie nahmen sein Gemüth so ganz gefangen; daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob und nach seiner Freundschaft, wie nach dem kostbarsten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigensüchtige Fremde wußte diese Stimmung, die er in des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen klar und offen vor einander daliegen, in treuen Kämpfen zusammen der Tugend nachstreben, so konnte jene Verbindung der beiden, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte sich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidische und Gehässige in des Günstlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten sich wieder von einander, und endlich trennten sie sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte sich, bei seiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bittersten Schmähschriften.

So kränkende Erfahrungen verschlossen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menschen, die früher nicht in ihm war und die, wenn sie ein Gemüth beherrscht, das Leben verfinstern muß.

Diese Einsamkeit und Verschlossenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbstregierung im strengen Sinne des Worts; von dem Könige ging Alles allein aus, auf ihn ging Alles zurück, und weder eine ständische Verfassung, noch selbst ein Staatsrath, der aus den erleuchtetsten Männern gewählt, dem Könige die vielseitig geprüfte Sache darlegen könnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, so scharf sein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht Alles zu durchdringen; es mußten ihm wesentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte sowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, sich immer mehr einschleichen. Darum ist eine gute ständische Verfassung so unzerstörbar und hebt die Kraft eines Staates zu so hoher Stufe, weil in ihren Formen die

Stimme der Aufgeklärtesten und Wohlgesinntesten im Volke auf gesetzmäßigem Wege laut werden und jeder, den Einsicht und Wille treiben, auch ohne Staatsbeamter zu sein, sein Vaterland mit berathen helfen kann.

Solche Ansichten und Grundsätze waren dem damaligen Zeitalter, welches sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, verborgen. Die Festigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zusammenwirken Aller für ein über Alles geliebtes Vaterland liegt, suchte jene Zeit großentheils in den Formen. — In Friedrichs klarer, fester Seele würden die großartigern Ansichten des Staates, wenn die Zeit sie gehegt hätte, sicher Raum gefunden haben; aber von selbst erfand er sie nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, allein zu herrschen, und den starken Willen, sein Volk durch sich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen scheinen, welche in der Hand eines Einzigen die schnellsten und wirksamsten sind, in dem, zum großen Theile geworbenen, Heere und in dem Schatze. Sein hauptsächlichstes Streben ging auf eine solche Verwaltung seiner Länder, daß ihr Wohlstand die größtmögliche Vermehrung dieser beiden Stützen des Staates, wie er sie dafür hielt, gestattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirksamkeit, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein französischer Generalpächter, Helvetius, wurde im Jahre 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte seinen Rath zu ertheilen; und auf dessen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung sehr gehässig waren und viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem sie sich doch hätten Eins fühlen müssen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten sich durch diese und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung ist dabei, daß er solche Sorge nicht für sich übte, sondern für das Ganze; und zweitens, — wir müssen es noch einmal wiederholen, — daß die großen Irrthümer seiner Zeit seinen Blick gefangen hielten. Wie hätte sein heller Geist ein besseres Licht in sich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit wahrer geistiger Freiheit gelebt hätte! Denn die Freiheit des Geistes war ihm lieb und die öffentliche Stimme vernahm er gern; sein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und sogar über sich selbst ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtsein seines ernsten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen seine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen solche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man sie damals verstand, war eine Hauptsorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Zergliederns, des Trennens und häufig des Einreißens. Was man weniger erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — Alles, was in der Tiefe der Seele seine unerforschliche Stätte hatte, verlor die Wurzeln seines Lebens.

Es war nicht allein in der Ansicht des Staates und des Menschenlebens solche zersetzende Kraft; sie zeigte sich auch in der Wissenschaft, in der Kunst, und selbst in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzosen; aber ihre Nachahmung fand sich in aller Welt, und am meisten in uns Deutschen. Zierlichkeit galt statt der Tiefe, Witz statt des Ernstes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, schneidende Wort getreten.

Aber schon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre

und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunst nur die Namen Lessing, Klopstock und Göthe genannt werden; sie waren die Begründer einer innigeren Zeit. Viele schlossen sich an sie an, und es erhob sich ein Widerstand des Geistes gegen das Fortschreiten der sinnlichen Betrachtungsweise der Welt. Von Seiten der Wissenschaft traten bald auch Kant, Fichte und Jakobi auf den Kampfplatz; und aus solchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geister, welches eine der merkwürdigsten Epochen in der Bildungsgeschichte Deutschlands hervorgebracht hat.

Dem König Friedrich blieb dieses Erwachen des deutschen Geistes verborgen; wie auf einer Insel, einsam abgeschlossen, lebte er in der Welt der französischen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen sich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihm umschlossen hielten. Sein Beispiel aber, in der Ueberschätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieses Uebel der Zeit hinein, so wie seine Regierungsweise den andern Herrschern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derselben wollten, gleich ihm, durchaus selbst regieren, ohne seines Geistes Ueberlegenheit zu besitzen, und scheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu diesen gehörten vorzüglich Peter III. von Rußland, Gustav III. von Schweden und Kaiser Joseph II.

138. Kaiser Joseph II. 1765—1790.

Er folgte seinem Vater Franz I., von welchem als Kaiser wenig zu erwähnen ist. Der Sohn brannte von desto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugestalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Allein so lange seine Mutter Maria Theresia lebte, bis zu dem Jahre 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihrem Willen vor dem seinigen gelten zu lassen. In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche für die Entwickelung der letzten Jahrzehende von großer Wichtigkeit gewesen sind.

1. Die erste Theilung Polens. 1773. — Im Jahr 1763 war August III. gestorben und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlassen; der polnische Thron, den das sächsische Haus 66 Jahre besessen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieses ehemals starke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht schwach geworden war und sich selbst nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum Könige gewählt werde, und 10,000 Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten, und eben so viele Preußen, die sich an der Grenze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieser Zeit entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten und diese Länder behalten zu wollen schienen. Das wollte Oestreich wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große fand sich in Verlegenheit zwischen beiden, wie er das Gleichgewicht am besten erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der erträglichste

Ausweg der zu sein, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen. Wo dieser Gedanke zuerst entstanden, ist nicht genau kund geworden, er zeugt indeß auf die sprechendste Weise von dem Geiste, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den sinnlichen Maaßstab ihren Berechnungen zum Grunde legte und die Kraft der Staaten nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Geld zu schätzen verstand, so war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunst; nichts schien wünschenswerther, als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor diesem gebietenden Grunde mußte der Einspruch des Rechtes und der Billigkeit verstummen. Wenn einer der größeren Staaten eine solche Erwerbung allein machte, so hielten die andern das Gleichgewicht Europa's aus seinen Angeln gehoben; da aber die drei, welche an Polen grenzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, schien es nicht gefährdet. So äußerlich, so arm und geistlos, war nun dieses System geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens ist die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtssystemes und das Vorspiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verschmelzungen, ja des Versuches zu einem Weltreiche, die Europa fünf und zwanzig Jahre hindurch in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert haben.

Im Herbste 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einwilligung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum fast 4000 □ Meilen abgerissen und unter Oestreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

2. **Der baiersche Erbfolgestreit.** 1778. — Der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern starb 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürst von der Pfalz. Allein der rasche Kaiser Joseph, der diesen Erbfall zu Gunsten Oestreichs benutzen wollte, suchte alte Ansprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und besetzte es; und der friedliebende **Karl Theodor** von der Pfalz, überrascht und in Furcht gesetzt, unterschrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieses Verfahren Oestreichs, so wie seine Theilnahme an der Zerstückelung Polens, war um so unerwarteter, als dieser Staat von allen größeren am meisten sich von Gewaltsamkeiten solcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieser Zeit hatte auch Oestreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reiche entstanden Bewegungen darüber, besonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beschützer des Herzogs von **Zweibrücken**, des Nachfolgers von Karl Theodor, der gegen den Vertrag des letzteren mit Oestreich protestirte und Friedrichs Beistand anrief, auf und rüstete sein Heer. Der junge feurige Kaiser Joseph that dasselbe, stellte sich in Böhmen auf und erwartete hier den König in so fester Stellung, daß die Preußen, die schon über die Gebirge eingerückt waren, bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel gesetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt gewesen war, wurde zu **Teschen**, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, den 13. Mai 1779 Friede geschlossen. Die Kaiserin Maria Theresia theilte die

Kriegslust ihres Sohnes nicht, sondern verlangte dringend Aussöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei diesem Kriege für sich nichts gewinnen konnte noch wollte, war eben so gestimmt. Ueberdies war er selbst schon vom Alter gebeugt, und in seinem Heere zeigte sich dem schärfer sehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängstlichen Ordnung, und da ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geist, der im siebenjährigen Kriege Wunder gethan, schon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte sich im Kriegslager einfinden; besonders war das Verpflegungswesen des Heeres in schlechter Verfassung und schon die ersten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Des Königs scharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne sich der rechten Quelle klar bewußt zu sein, und er war sehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünschter, als der Krieg. Oestreich gab im Frieden alle bairischen Länder außer dem Burgauer Kreise, an das Haus Pfalz zurück und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert.

Kaiser Josephs II. Selbstregierung. 1780—90. Nach Maria Teresia's Tode strebte der Kaiser Joseph mit der ganzen Schnellkraft seines feurigen Geistes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen und seinen weiten, von ganz verschiedenen Volksstämmen bewohnten, Ländern die Eine, gleiche Gestalt zu geben, die er als ein Muster in seiner Seele trug. In seinem Wesen und Thun war schon die folgende Zeit der unerhörtesten Umwälzungen Europa's vorgebildet; und er sowohl, als sein und das nächste Zeitalter, sahen ihre Schöpfungen schnell wieder in Nichts zerfallen, weil sie in dem großen Irrthum befangen waren, zu glauben, was das Menschengeschlecht in langsamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, lasse sich in den kurzen Raum eines Menschenlebens, oder gar einiger Jahre, zusammendrängen. Dieser Uebermuth des Verstandes, der das, was er als möglich sich ausgedacht, gegen den Einspruch des Gemüthes, gegen die Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiser Joseph und hat sein bestes Wollen vereitelt. In sich trug er den Ernst für das Rechte und Gute, für das Glück seiner Länder, für Licht und Freiheit des Geistes; aber er versäumte es, die menschliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforschen und sich mit der Eigenthümlichkeit seiner Völker bekannt zu machen. Das Meiste, was er unternahm, war dem damaligen Standpunkte seiner Völker nicht angemessen, oder was dem einen genehm war, widersprach dem andern. Im Gefühl seines guten Willens nahm sich Joseph die selbstherschende Weise Friedrichs II. zum Muster; aber Friedrich beschäftigte sich mehr mit äußeren Veranstaltungen, in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbefleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff weniger in den Gang der geistigen Bildung ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmal ganz erkannten, Weg nahm. Joseph berührte mit vielen seiner Umwandlungen die theuersten Kleinode des Volkes. In Allem wollte er freilich Gewissens- und Denkfreiheit befördern; allein er bedachte nicht, daß die Erkenntniß sich nicht von außen plötzlich einpflanzen lasse, sondern nur durch langsame Aufhellung von Innen zum waren Eigenthum werden könne.

Am meisten Widerspruch fand Joseph bei seinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöster und geistlicher Stifter, seinen zu raschen Veränderungen in den Unterrichtsanstalten der Geistli-

chen u. s. w. Was sich in einem halben Jahrhunderte von selbst umgestalten konnte, sollte in dem ersten Jahre seiner Alleinregierung geschehen.

Bei dem Einziehen geistlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürsten, z. B. der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg in ihren Rechten gekränkt, die sie im Oestreichischen besaßen; sie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürsten in dem Kaiser eine Nichtachtung der Reichsverfassung zu erkennen. Am höchsten stiegen die Besorgnisse, als er im Jahre 1785 einen Tauschvertrag mit dem Churfürsten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieser sein Land an Oestreich abtreten und dafür die östreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königsreichs Burgund erhalten sollte. Dadurch wäre Oestreich über ganz Süddeutschland mächtig geworden. Der Churfürst war nicht abgeneigt, und Frankreich sowohl als Rußland begünstigten Anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von Neuem dazwischen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umstimmte.

Diese Bewegungen, durch Kaiser Josephs rasches um sich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußischen König auf den Gedanken, einen Fürstenbund in Deutschland zur Erhaltung der Reichsverfassung zu errichten, wie die früheren Zeiten schon oft solche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenseitigem Schutze gesehen hatten. Es sollte eben dieses, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes sein, und er kam in der That zwischen Preußen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Meklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen, und einigen andern Fürsten im Jahr 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürst von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur scharf dieser Bund gegen das Haus Oestreich auftrat, so war er doch ein empfindlicher Vorwurf für dasselbe, den ihm der weitstrebende Kaiser zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeig, wie Oestreichs wahre Bestimmung unter den Völkern Europa's die sei, das Bestehende zu erhalten, das Recht zu schützen, jeder Eroberungssucht in den Weg zu treten, und so die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu sein. So wie es von diesem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. — Uebrigens trat der Fürstenbund selbst in keine Bedeutung für Deutschland ein, theils weil Friedrich II. im nächsten Jahre starb, theils weil die Nachfolger Josephs II. die alten Grundsätze ihres Hauses in Mäßigung und Besonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieses Jahrhunderts so unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrichs II. Tod. 17. August 1786. — Der deutsche Fürstenbund war Friedrich des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächsten Jahre starb er. Sein Alter war noch immer regsam und thätig, aber es wurde immer einsamer; alle Gefährten seiner früheren Jahre sanken vor ihm in's Grab; im Januar seines Sterbejahres starb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beschieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmale das Gefühl der Jugend sich erneuern und das Leben wiederholen kann, daß er sich in einer blühenden Nachkommenschaft verjüngt sah. Auch fehlte ihm für diese Seite des menschlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke seiner Natur.

Vier und siebzig Jahre blieb sein Geist in fast ungeschwächter Kraft,

obgleich der Körper schon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß starker Gewürze und nach französischer Weise zusammengesetzter Speisen waren die Säfte verdorben; eine faulichte Wassersucht machte ihn immer unbehoIfener. Im Sommer des Jahres 1786 wurde der König zusehens schwächer, und am 17. August schlief er sanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht seines Todes, in solchem Alter, den Menschen kommen konnte, so erregte sie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich mit fast 6 Millionen Einwohner, ein starkes Heer und einen wohl versehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten, was seinem Volke in der Zukunft aus mancher Erschlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joseph II. stirbt den 20. Februar 1790. Leopold II. 1790—1792. — Der Kaiser Joseph hatte sich im Jahre 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelassen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er sich davon versprach. Sein Heer litt bedeutende Verluste, besonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiser sich selbst in's Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joseph das Volk, welches einst seine Mutter und ihn gerettet, in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Sitten, seiner Sprache, nicht achtend genug behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geistlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle sahen in des Kaisers raschen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtsame; sie griffen zu den Waffen, und am 24. Oktober 1789 erklärten sich sogar in einer Versammlung zu Breda die brabantischen Provinzen für unabhängig. Fast alle Städte schlossen sich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, und die östreichische Regierung sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorspiel der größeren Dinge, die sich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in diesen Stürmen, von den körperlichen Anstrengungen des türkischen Feldzuges erschüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle so vieler verfehlter Absichten und von dem Anblicke zornig erregter Völker, starb der Kaiser, in seinem 49sten Jahre, den 20. Februar 1790.

In den östreichischen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die seiner wartete, war sehr schwierig; fast allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg; nur die besonnenste Mäßigung vermochte in solchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold besaß diese Ruhe und Klugheit. Die gefährlichsten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergestellt. Am 20. September 1790 wurde der Stammfürst des östreichischen Hauses auch als Leopold II. zum deutschen Kaiser gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und diese kurze Regierung fiel in den Anfang einer schweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

139. Die französische Revolution.

In dem Nachbarlande, welches schon vielfach, nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf die Verhältnisse von ganz Europa, einen wichtigen Einfluß geübt hatte, entstand im Jahre 1789 der Anfang einer Bewegung, die für ein Vierteljahrhundert der Mittelpunkt aller großen politischen und kriegerischen Begebenheiten werden sollte und die in ihren Nachwirkungen noch immer nicht abgeschlossen ist; das ist die französische Revolution.

Von außen kam der bedeutendste Stoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum 300 Jahren entdeckt war. Die englischen Colonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft des Mutterlandes und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viele neue Grundsätze und kühne Gedanken mit sich zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damaligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig **XVI.**, ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte; aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Mißbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal seinen eigenen lasterhaften Hof im Zaume halten, weil es seit Ludwig **XIV.** und **XV.** ein Recht zu sein schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sah sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessensten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothschrei ertönte und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes, und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmal den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken aufgeregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, frei-

benden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren knieebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf einmal, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher andern Verlegenheit berief der König auf den 1. Mai 1789 die Städte des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der 1200 Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß die Hälfte aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollte. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Versammlung sollte zu Versailles, in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müßiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofpartei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandesliebe in diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum Theil an den Bürgerstand an; er that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte, und es den beiden andern Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden andern Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben und sich mit den Bügern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürsten war sie urspünglich nicht gerichtet; und nur weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte; weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren; und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten, besonnenen Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind; wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eigenen, bodenlosen Vernunft Tempel geweiht, ja, wie sie sich erfrecht haben, das Dasein Gottes zu dekretiren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsver=

fassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer ausgerufen, und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst.

In den übrigen Ländern und besonders in Deutschland war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzosen sehr groß. Der Saame der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Parteien für die starre Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Gräueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können.

140. Oestreich und Preußen, das Reich, Holland, Spanien und mehrere, im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch seinem friedlichen Systeme getreu, sah Kaiser Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürsten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adelige, zu gebrauchen. Diese Ausgewanderten sammelten sich am Rheine, wo ihr Hauptsitz Koblenz war, und in Italien in Haufen und reizten die Fürsten zum Kriege an. In der That hatten die Franzosen auch die Rechte mancher Reichsfürsten, die diese seit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entschädigung die Rede war, antworteten sie mit dem Trotze, der seidem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa gewesen ist. Dennoch hätte das deutsche Reich bedenken sollen, daß einem empörten Volke der Krieg im Auswärtigen der größte Vortheil ist; er hemmt die innere Entzweiung und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft.

Der neue deutsche Kaiser Franz II. (1792—1806) schloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen, erklärte dieses den Krieg zuerst 1792 an Oestreich. Der Angriff Preußens überraschte die junge Republik, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, stand; Frankreich war noch nicht gerüstet, und der erste Einfall hatte das glücklichste Gelingen. Ueberall schritt man vor und gewann die Städte, die auf den Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdün wurden erobert, die Päße des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen; da zitterte man schon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde selbst weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die stolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer anführte, ein Manifest an die Franzosen, welches ihr Selbstgefühl auf's Aeußerste reizen mußte. Es ward darin Allen, die nicht sogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, besonders der Stadt Paris, mit Feuer

und Schwert gedroht. Kein Stein solle auf dem andern bleiben, so lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberschlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, strömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches sich unter Dümouriez sammelte. Bald war es im Stande, sich dem andringenden Feinde in einer sehr festen Stellung bei St. Menehould in den Weg zu stellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbstkrankheiten, bei dem beständigen Regen, die schlechtbekleideten preußischen Krieger wegrafften, da mußten sie, nach der vergeblichen Kanonade bei Valmy, auf den Rückweg denken und froh sein, daß er noch offen stand. Sie gingen über den Rhein zurück.

Dümouriez aber sties bei Jemappe auf die Oestreicher, und hielt mit ihnen die erste Freiheitsschlacht am 5. und 6. November 1792. Er gewann sie. Er war den Oestreichern vielfach überlegen und hatte einen ungeheuren Geschützeszug, so daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten sich die Oestreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen sie vom Schlachtfelde. — Durch dieses Eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oestreich verloren; wie ein Strom überschwemmte sie das siegende Heer, und die Einwohner, noch seit Joseph II. mit der östreichischen Herrschaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzosen willig auf. Diese pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente und benutzten übrigens die besetzten Länder nach der Weise der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der französische Anführer Custine gegen den Mittelrhein vorgedrungen und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände bekommen. In dieser Stadt war auch ein Freiheitsschwindel erwacht und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt sich dagegen von solcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkische Freiheit angetragen wurde, antwortete es: seine Bürger seien mit der Freiheit zufrieden, die sie bereits genössen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an. Die blutdürstige Partei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, so lange der König lebe. Sie hatten ihn schon abgesetzt, aber um durch seine Ermordung eine ewige Trennung zwischen dem Alten und Neuen zu stiften und jede Aussöhnung unmöglich zu machen, brachten sie den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst. Unmittelbar darauf erhob sich ein blutiger Aufstand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erlosch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unschuldigsten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweise der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelassenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten schalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe versprochen, wenn sie ihre Fürsten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Thronen gestürzt werden sollten. — Aus England und Spanien wurden darauf die französischen Gesandten zurückgewiesen, und zur

Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, so wie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung stand, den Krieg an, und das deutsche Reich erklärte ihn um dieselbe Zeit, nach langer Berathung, gegen Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papst, Toscana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dümouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptschlacht bei Neerwinden am 18. März geschlagen; aus Furcht vor den jacobinischen Machthabern in Paris, denen er feind war und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Diese drangen immer weiter vor; es waren Oestreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Prinz von Koburg und der englische Herzog von York. Auf den Feldern von Farmas wurde Dümouriez's Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geschlagen und selbst getödet, und dann fielen die Festungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oestreicher Mainz wieder erobert, die Weißenburger Lienie gesprengt und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren spanische Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortschritte; in Verbindung mit den Engländern hatten sie gar die wichtige Seestadt Toulon besetzt, welche sich gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beschützten die Stadt gegen denselben.

Gefährlicher noch, als die Angriffe der äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich selbst. Die königlichgesinnten Vendéer schlugen alle republikanische Haufen, die sich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor und stand nur noch zwanzig Stunden von Paris. Im Süden erklärten sich die wichtigsten und reichsten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon auch Marseile und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete sich über das ganze umliegende Land aus. So schwebte im August dieses Jahres die von allen Seiten hartbedrängte Republik am Rande des Abgrundes; ihr Fall schien unabwendbar. Dennoch wurde sie durch eine Schreckensregierung ohne Beispiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; sie faßten den Entschluß, wie Rom in schwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt, so dieselbe jetzt zweien Ausschüssen zu übergeben, dem Ausschuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere, und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geschäfte, besonders den Krieg, leiten sollte. Es war eine Allgewalt, welche diese wenigen Menschen erhielten; kein Gesetz erkannten sie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewissen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, sie konnten verdammen, wen sie wollten, und lossprechen, wen sie wollten; und an der Spitze dieser Mächtigen stand Robespierre, ein furchtbarer, kalter,

blutdürstiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie sie, einen jeden, der sich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach seinem Plane sollte Schrecken die innern und äußern Feinde der Republik vertilgen; und das Meisterstück gelang. Zwanzigtausend Revolutions-Ausschüsse wurden nach und nach im ganzen Reiche errichtet; die Hauptstadt, so wie ganz Frankreich, wurde mit Blut überschwemmt, wer durch Reichthum oder Wissenschaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundsätze der Billigkeit und Mäßigkeit sich auszeichnete, war dieser entsetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben so gefährlich der Freiheit, als Adel und Geistlichkeit; eine Einfachheit, wie in Sparta und den ältesten Zeiten Roms müsse herrschen, wenn die Freiheit Bestand haben solle, so meinten sie; einer sogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menschen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich sei; ein anderer rief aus, es sollte fortan in Frankreich nichts geduldet werden als Hütten, Brod, Eisen und Soldaten. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüste, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menschengeschlecht geführt hatten; als Gegensatz, weil das Maaß in so heftigen Bewegungen niemals gefunden wird, wollten sie nun eine Gleichheit der Rohheit; die Schlimmern und die sich ihres Wollens am klarsten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Lasters; Gleichheit aber war das Geschrei, welches ganz Frankreich erfüllte, und mit seinem furchtbaren Klange viele Tausende der Besten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es sollte keiner hervorragen, sei es auch in dem besten Sinne; und ihre Richter waren die Wüthendsten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutionstribunale bildeten und durch kein Gesetz und keine Proceßform gebunden waren; ja die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an den einem Tage auf demselben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume, war der öffentliche Schmuck jeder französischen Stadt. In den Tagen wurde auch die Königin und die Prinzessin von Lamballe hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber so vieles Unglücks, fiel gleichfalls unterdem Beile der Guillotine.

Solche besonnene und wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei sogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesstrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Parteiungen erstickt; einer Regierung, die mit solch entsetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte Alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meister in den Berechnungen der Kriegskunst, Carnot, in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die gesammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich," so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift Alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte so gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderlose Wittwer ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder zupfen Scharpie; Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth

der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und so geschah es; ein außerordentliches Beispiel wurde gegeben, welches selbst an einem Feinde nicht verschwiegen werden darf. Begeisterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurst, Gehorsam, Beutelust und Ehrsucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke: — „Rettung der Feiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieses Bild der Freiheit auch in dem meisten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes war, so brachte es doch die beabsichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkstatt; in Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörser zu verfertigen; viele Tausende füllten sogleich die Lager oder bildeten sich als Hülfshaufen hinter ihnen; in kurzer Zeit wurden ohne Geld und ohne Offiziere zwölf Heere geschaffen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geisteskraft die Bahn zu großem Ansehen und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, sondern nur die Tüchtigkeit galt; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und diese, mit der Kühnheit verbunden, ersetzte die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeisternden Schlachtgesängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis sie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerst wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich unter Felix Wimpfen geschlagen; er selbst entkam flüchtig nach England; dann wurde Marseille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerstande; endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgesetztes, Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendéer wiederholt geschlagen. Dieses alles geschah noch im Jahre 1793, und die entsetzlichsten Greuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marseille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine schien endlich noch zu langsam zu morden, daher wurden Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geschleppt und mit Kartätschen niedergeschossen, oder haufenweise in die Flüsse geworfen. Nach einem Dekrete des Convents sollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menschen vertilgt, die Vendée aber „in einem großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache." So war die Sprache dieser Freiheitsmänner.

An den Grenzen, gegen die äußern Feinde, war das Kriegsglück zuerst noch abwechselnd, dann gegen Ende des Jahres, gleichfalls sehr günstig. Durch unaufhörliche, mörderische Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elsaß befreit und die republikanischen Kriegszeichen an den Ufern des Rheins aufgepflanzt; in den Niederlanden ward Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegrü und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. September wurde in Paris ein großes Siegesfest gehalten, bei welchem vierzehn verschiedene Armeen, ihrer größeren und kleineren Siege wegen, im Triumphzuge dargestellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzosen. — Im Anfange des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den

Niederlanden unter dem Prinzen von Koburg gesammelt und der deutsche Kaiser war selbst in das Feldlager gekommen, seine Krieger anzufeuern; unter seinen Augen erfochten sie den 17. April einen Sieg bei Chateau Cambresis, und eroberten am 30. die Festung Landrecy. Dann aber wendete sich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weise des Kampfes wohl verstand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk siegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegrü und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, frische Haufen ersetzten die vernichteten; und in solchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherrn nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gerichtet werden müsse. Die Kunst des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander gesprengten Haufen dennoch nicht fliehen, sondern sich immer wieder sammeln und immer wieder von Neuem anstürmen, so lange noch lebendige übrig sind; wenn keine Schrecken des Todes sie von dem Kampfplatze verscheuchen können; so muß wohl am Ende die Mehrzahl siegen. Die ermüdeten Oestreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. Mai bei Tournay von Pichegrü und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geschlagen. In der letzten raffte der französische Feldherr den Sieg, den er schon verloren, dadurch wieder an sich, daß er einen seiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe steigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforschen, und dann, auf dessen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit diesen Siegen nahm das Glück der französischen Waffen seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condé gingen nach einander wieder verloren; dazu nahmen die Franzosen schon am 9. Juli Brüssel in Besitz und standen im Herbst an den Ufern der Maas und Waal. Diese schienen ihren Fortschritten endlich ein Ziel zu setzen; außerdem hatte man die Schleusen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberschwemmung zu schützen. Da trat die Natur selbst zu Gunsten des siegreichen Volkes in's Mittel und bahnte ihm den Weg über Flüsse und Seen und Moräste. Der Winter von 1794 auf 95 war sehr streng; schon im Dezember waren alle Gewässer mit dickem Eise belegt, und über diese breiten, festen Brücken zog das französische Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Januar erschien es in Utrecht, am 19. in Amsterdam. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen zu entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbst 1794 die Oestreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zurückgedrängt und in mehreren Treffen geschlagen; er zwang sie, am 5. Oktober bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzosen, nur Luxenburg hielt sich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 94 fast dieselbe Wendung als in den nördlichen Gegenden; Anfangs, am 22. Mai, ein vollständiger Sieg der Preußen und Oestreicher bei Kaiserslautern; dann Verstärkung der republikanischen Armee durch die Volksaufgebote und wüthende unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, den 15 Juli, eine zweite

Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher sie achtmal mit großem Verlust zurückgeschlagen werden und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahrs auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Basel. 1795. — So groß und überraschend war das Glück Frankreichs gewesen, daß, wer die Lage Europa's und besonders Deutschlands aufmerksam betrachtete, leicht erkennen mogte, es müsse nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzosen machten kein Hehl aus ihrer Absicht, alles von Deutschland, was jenseits des Rheines liege, bis an diesen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach einem verlornen Feldzuge das gelassen werden, wonach er Jahrhunderte vergeblich gestrebt hatte? Das einige Deutschland hätte sich solchen Schimpf nimmer gefallen lassen; aber der alte hohe Sinn für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, wo war er in diesen Zeiten zu finden? Eifersucht und Neid der Heerführer und der ersten Diener hatten schon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ sich der ganze Bund durch die schlauen Feinde trennen. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen besondern Frieden mit der französischen Republik, und Hannover, so wie Hessen-Kassel, traten demselben bei. Es wurde eine Demarkations-Linie für das nördliche Deutschland gezogen, welche die preußischen Länder in Westphalen, nebst Hessen und Niedersachen, absonderte.

Bald darauf trennte sich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an festem, entschiedenem Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oestreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; so war es Oestreich seit Maximilian I. fast immer gegangen, wenn es sich in einem Bündnisse mit mehreren in einen Krieg eingelassen.

141. Fortsetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio. 1795—1797.

Während der preußischen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oestreich und das deutsche Reich sich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nämlich den Sommer des Jahres 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere standen einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluthen des Stroms. Für Frankreich war diese Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel der Lebensmittel in diesem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anstrengung erlaubte. Als nun aber die Ernte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. Semptember zwischen Duisburg und Düsseldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt sogleich ein und verdrängte die Oestreicher im raschen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper, — an diesem Flusse fing die preußische Demarkations-Linie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demselben sammelte der Feldmarschall Clairfait sein Heer wieder, griff die Franzosen bei Höchst an, schlug sie, und warf sie eben so schnell wieder über den Rhein zurück, als sie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe hatte die Kraft und den Ungestüm des republikanischen Heeres geschwächt, der Eifer war in Vielen erkaltet, ein Krieg am rechten Ufer des Rheines war nun

kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes, und viele Freiwillige aus den höheren Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Partei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhnischer und grausamer werdenden, Robespierre mit seinen Schreckensmännern gestürzt und selbst auf das Blutgerüst gebracht, auf welchem er so viel unschuldiges Blut vergossen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jacobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, setzte man eine neue Regierung ein. Fünf Direktoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die gesetzgebende. Frankreich neigte sich schon wieder zu der Herrschaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein so großer Staat durch eine Volksherrschaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befestigt war, beschloß das Direktorium, durch einen allgemeinen stürmischen Angriff den Frieden mit Oestreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre sollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Deutschlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das östreichische Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmser, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit diesen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerst. Aber hier stand der alte, wenn gleich sehr erfahrne, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den riesenhaftesten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerst seine furchtbare Kraft zum Erstaunen der Welt entfaltete. Buonaparte, zu Ajaccio in Korsika geboren, (sein Vater war Advokat, nachher französischer Procurator daselbst), in Frankreich in den Kriegsschulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheuere Unternehmungen abgehärtet, trat in seinem 26. Jahre an die Spitze der italienischen Armee. Einer der fünf Direktoren, Barras, hatte ihn zu seinem besondern Günstlingen gemacht, ihn mit Josephine, Wittwe des Generals Beauharnois, vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, sogar ohne Geschütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine solche Lage vielleicht zu desto glänzenderem Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang vor sich sahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther seiner Schaaren zu gewinnen; sein kühner Sinn theilte sich ihnen mit. Das war die Seele seiner Kriegskunst, durch welche er bald den Gedanken fassen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verstand es, durch Proklamationen in altrömischer Kürze und Kraft, dem französischen Wesen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern, an die Regimenter, welche er nun sogleich in der Schlacht an den gefährlichsten Platz stellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes im Augenblicke der Entscheidung die höchste Begeisterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorher zu verkündigen, und das Glück machte seine Worte wahr, bald glaubte man, was er vorhergesagt, und weil es geglaubt wurde, so geschah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieses aus der Fassung, daß er niemals that, was vorauszusehen und zu berechnen war,

sondern nur das Unerwartetste und Verwegenste. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunst gegen ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer schon geschehen war, ehe er nur bemerkt wurde; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner so schnell in seinen Entschlüssen war, als er.

Der Anfang seines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch rasche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oestreichern und zwang den König von Sardinien zum besondern Frieden. Dann drängte er die Oestreicher an die Nordseite des Po zurück, so daß ihm ganz Mittel-Italien offen stand und alle dortigen Fürsten vor seiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunstschätze und kostbare Handschriften. Mit diesen Sachen sollte Paris, die künftige Hauptstadt der Welt, geschmückt werden. Der Herzog von Parma war der erste, der eine Anzahl seltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von diesem Tage an wurde das alte Beispiel Roms gegen Griegenland allenthalben wiederholt, wohin französische Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Kostbarste hielt, auf einen Fleck in Paris zusammenzuhäufen und dadurch diese Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunstschätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltsam zusammengeschichtet und für das stille, innere Leben der Kunst wenig benutzt. — Der Papst erkaufte durch 21 Millionen Livres, 100 Gemälde und 2000 seltene Handschriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag, und weil seine Zeit dem französischen Feldherrn noch nicht gekommen zu sein schien.

Unterdeß waren in Deutschland gleichfalls große Ereignisse vorgegangen. Es fingen hier die kriegerischen Bewegungen erst an, als bereits in Italien die Hauptsache entschieden war und der tapfere Wurmser mit 30,000 Mann aus Deutschland abgerufen wurde, um Mantua zu entsetzen. Daher gelang es den französischen Heeren, dem Kriegsplane des Direktoriums gemäß, rasch in das Herz des deutschen Reiches einzudringen. Um die Mitte Augusts stand Jourdan nur noch einige Tagemärsche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee bei München; er sagte es laut, daß er die rechte Hand der italienischen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Diese Vereinigung so ungeheurer Heeresmassen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichsten für den östreichischen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiserhause abgewendet. Je näher der Krieg den östreischen Gränzen rückte, desto mehr feuerte die Gefahr des heimischen Bodens die kaiserlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verstärkung aus dem Innern des Landes. Da erhob sich der Erzherzog Karl mit ihnen, schlug das Jourdansche Heer am 22. August bei Neumark und den 24. bei Amberg so entscheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maaß-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückströmte. Jourdan sammelte sie bei Mühlheim am Rhein, führte sie von da nach Düsseldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder. Moreau wurde durch dieses Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Pässe

des Schwarzwaldes, beständig umgeben und verfolgt von Feinden, selbst durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, auf einem Wege mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch diesen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt alle Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde schnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete östreichische Heer herzustellen; Wurmser hatte nach einigen gelungenen Zügen nur so viel bewirken können, daß er sich mit 10,000 Mann Verstärkung in die Festung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von Neuem belagert und fiel am 6. Februar 1797. durch Hunger.

Das Jahr 1797. — Friede zu Campo Formio den 17. Oktober. — Der Erzherzog konnte mit einem geschlagenen, muthlosen Heere den Fortschritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieser drang nach Mantua's Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überschritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennten, rückte in Steiermark ein, besetzte Klagenfurth, und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber sein Lauf war zu rasch gewesen, die Lage, in welcher er sich begeben, war gefährlich. Vor sich hatte er das kaiserliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn sich in Masse erhob; von der linken Seite her der kaiserliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Triest ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianische Land im Aufstande; der Rückweg bis zu der nächsten besetzten Festung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brod! Es scheint, wenn Oestreich damals ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichsten Gegner vielleicht auf einmal vernichten und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, schloß zuerst die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben, den 18. April und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adligen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. Oktober 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, vierzehn Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden und zuletzt auch Oestreich zum Frieden gebracht.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser die östreichischen Niederlande an Frankreich ab und entsagte seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mailand, um daraus mit andern italienischen Provinzen eine cisalpinische Republik (unter Frankreichs Vormundschaft), zu bilden. Dafür erhielt Oestreich Venedig, die venetianischen Inseln, Istrien und Dalmatien, und sollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entschädigen. Um den Frieden mit dem deutschen Reiche vollends abzuschließen, sollte sofort ein Friedenskongreß zu Rastadt veranstaltet werden.

Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, so war das Reich nun auch von seinem Kaiser verlassen; Oestreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen? Doch kein Einzelner ist anzuklagen.

weil alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten sich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, so wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oestreich durfte nicht gefordert werden, das es sich allein aufopferte. — Der Blick eilt gern über das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung dalag; doch dürfen diese Zeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entsetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbstsucht der Einzelnen, Mangel des vaterländischen Gemeingefühles, die deutschen Völker führen konnten.

142. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden. 1799—1801.

Der Friedenskongreß zu Rastadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erschien selbst als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem deutschen Reiche Hohn gesprochen bei diesen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weise der Herren, redeten die französischen Gesandten mit den deutschen Fürsten! Und diese mußten sich Alles gefallen lassen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Secularisationen auf dem rechten Ufer, zur Entschädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugestehen, die Schleifung der Festung Ehrenbreitenstein versprechen, und so vieles andere erdulden. Mit diesen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erst waren sie ihrem Abschlusse nahe gebracht; aber unterdeß hatte sich die Lage Europa's wesentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem schärfer Sehenden bewiesen, die neue Republik sei im Frieden fast gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 schufen sie, mit höhnendem Trotze gegen den Papst, den Kirchenstaat in eine römische Republik und bald darauf, nach blutiger Gewaltthätigkeit, die Schweiz in eine helvetische um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu sichern, ließen sie ihre Heere in den Ländern und sogen sie durch Erpressungen aus. Solches Verfahren konnte Oestreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgesinnten in dem Kaiser von Rußland, Paul I., der seit 1796 seiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der französischen Grundsätze; schon seine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gottesleugnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbesondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter-Orden zu seinem Großmeister wählte, nachdem die Franzosen sich der Insel Malta bemächtigt hatten. Dieser Sporn für seinen Ehrgeiz war wohl berechnet. So bildete sich eine seltsame Verbindung zwischen Mächten gegen Frankreich, welche so noch nicht vereinigt gewesen waren; zwischen Rußland, England, Oestreich, und zu diesen hinzu die Türkei, die bisher mit zweien dieser Mächte in einer Todfeindschaft gelebt hatte. Frankreich selbst hatte die Türken, seine alten Bundesgenossen, durch die wunderbare Expedition nach Aegypten, unter Buonapartes Anführung, im Mai 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer überraschenderer Plan, als diese Unternehmung, war bis dahin vor der französischen Republik nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche noch nicht weit

gediehen, also der Friede auf dem festen Lande noch nicht gesichert war, da England noch einen siegreichen Kampf zur See führte, segelte plötzlich der Kern des französischen Heeres, mit den besten und glücklichsten Heerführern, über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr versperrt war, um, wie es in der französischen Erkärung hieß: „Aegypten von der Tyrannei der Mameluken zu befreien und die Pforte an diesen übermüthigen Vasallen zu rächen." Seltsameres, schien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter diesen Worten, die der blödeste Verstand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Absicht. Aegypten ist eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verlust reichlich ersetzen, den Frankreich in Westindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugnisse der heißesten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einst der Handelsweg nach Ostindien, kürzer und schneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrschaft der Engländer in Ostindien gefährlich bedroht werden; ja, es ist wahrscheinlich, daß Buonaparte's abenteuerlichem, Alles überfliegendem Sinne der Möglichkeit eines **indischen Zuges** vorschwebte. Hatte doch einst Alexander der Große, mit 40,000 alten macedonischen Kriegern, Asien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Ostindien waren zu diesem Zwecke schon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fingen **Tippo Saheb** seinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzosen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich und die englische Macht in Ostindien dehnte sich noch viel weiter aus. — **Buonaparte** war nach glücklicher Fahrt, und nachdem sein Glückstern ihm unterwegs die wichtige Insel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bay von **Abukir** gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen und stand am 21. schon bei **Cairo**, der Hauptstadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er 23 Beys gegen sich in Schlachtordnung. „Bedenkt," sagte er zu seinen Kriegern, „daß von diesen Denkmälern 4000 Jahre auf euch herabblicken!" — Nach diesem auf den französischen National-Charakter so wohl berechneten Worte schlugen sie das feindliche Heer, rückten in die Hauptstadt ein, und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mochte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herren in Aegypten waren, würden die Eroberung gleichgültig ansehen; allein diese nahmen die Sache ernsthafter, entsagten ihrer dreihundertjährigen Freundschaft mit Frankreich und vereinigten sich mit dessen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es scheitern zu machen. **Nelson**, der erste Seeheld, suchte die französische Flotte lange vergebens, endlich fand er sie am 1. August in der Bay von **Abukir**. Die Sonne ging schon unter, dennoch griff er mit seinem Ungestüm an und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderischen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff mit 1000 Menschen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenstille; dann wurde wieder gestritten bis an den Morgen, bis die französische Flotte vernichtet war. — Durch diesen Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeschnitten, während für Frankreich ein sehr schwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der

großen Mächte gegen Frankreich war geschlossen, der deutsche Kaiser rief im Anfange des Jahres 1799 seinen Gesandten vom Friedenskongresse zu Rastadt ab und dieser löste sich auf. Am 6. März erklärte schon die französische Republik, nach ihrer Weise zuvorkommend, dem Kaiser von Neuem den Krieg, weil er den russischen Heeren den Eintritt in seine Länder gestattet habe.

In Italien war der neue Krieg schon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, diese eifrige Feindin der Franzosen, konnte den Augenblick des gemeinschaftlichen Angriffs nicht erwarten und ließ die neapolitanischen Truppen im November 1798 in das römische Gebiet vorrücken. Aber diese Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzosen kehrten sich mit gewohnter Schnelligkeit gegen diese Seite, vertrieben den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sizilien und nahmen Unteritalien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeische Republik verwandelt, und um ganz Italien republikanisch zu machen, waren auch Toskana und Genua in Freistaaten umgewandelt.

Diesesmal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten schon die Heere der Verbündeten, unter versuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein festes Ansehen mehr in Frankreich selbst, die Vendée war wieder im Aufstehen, die französischen Heere wurden zum Theil schlecht geführt, und in der Verwaltung des Staates wie in der Versorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu schlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm schon einmal hatte weichen müssen und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren anderen Treffen und verjagte ihn aus Deutschland; dem General Massena aber entriß er den westlichen Theil der Schweiz, bis über Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerst die Franzosen der General Scherer, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem östreichischen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geschlagen wurde und als er den Oberbefehl niederlegte, seinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, fast aufgelöstes Heer übergab. In diesem Augenblicke stieß der Feldmarschall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, rascher, nichts scheuender Krieger, mit seinen Russen zu den Oestreichern und setzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geschwächten Franzosen, konnte der tapfere Moreau, nicht widerstehen. Suwarow schlug sie am 27. April bei Cassano und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch diese Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpinische Republik zersprengt, Norditalien dem östreichischen Hause wiedergegeben. Darauf zog der russische Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der französischen Armee von Neapel heraufkam, und schlug ihn in der Mitte des Junius in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einst Hannibal die Römer besiegt hatte. Ganz Italien, bis an das Genuesische Land, war nun den Franzosen wieder abgenommen, die Festungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verschwanden eine nach der andern und die alten Herrschaften wurden hergestellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues

Heer versammelt, aber er wurde, gleich den frühern Anführern geschlagen. Am 15. August war die blutige zwanzigstündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert selbst fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieser Stadt den Oestreichern überlassend, rückte der russische Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Pässe in die Schweiz vorzudringen und diese Festung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der riesigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten seine Krieger einen Augenblick, die Felsenpfade hinan zu klimmen, erschrocken vor solcher selbstständigen Größe der Natur, die sie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf sich der graue, von Allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend; „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieser Stelle verlassen.“ Und auf dieses Wort brachen sie beschämt auf, stiegen wetteifernd die Felsen des Gotthard hinan und drangen unter steten Gefechten durch seine Päße, über die Teufelsbrücke, nach dem Vierwaldstädter See hinab. Da wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes schwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft und stürzten sich die erbitterten Krieger in die tief unten schäumenden Bergströme hinab.

Aber eben jetzt schlug Massena, durch geschickte Ueberraschung, den russischen General Korsakow, und der General Soult die Oestreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte sich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Darauf zog sich Suwarow durch Graubündten, auf Pfaden, wo nur Einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meisterhafter Kunst, ohne Verlust nach Feldkirch in Vorarlberg. Bald darauf wurde er mit seinem Heere zurückgerufen; die Russen hatten nur den einen Feldzug mit den Oestreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige seines Gleichen in der Geschichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten waren acht Festungen und 5000 Stücke Geschütz in denselben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaisers Paul, welcher von seinen Bundesgenossen vernachlässigt und beleidigt zu sein wähnte, gab der Verbindung ein so schnelles Ende. Es war auch in diesem Sommer eine Landung englischer und russischer Truppen in Holland versucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiser den stärksten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieses Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr errettet. Noch war sie nicht ganz abgewendet, denn die siegreichen Heere Oestreichs hatten Italien inne, sie standen an den Ufern des Rheines und bereiteten sich mit den Truppen des deutschen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beschlossen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in sich uneins und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieser schwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparte gerettet.

Buonaparte, erster Consul. 9. November 1799. — Als dieser Feldherr, der den Ruhm seiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verlust Italiens, erfuhr, segelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu sein, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glück-

lich durch die englischen Flotten und landete am 9. October zu Frejus. Er erschien plötzlich in Paris, zum Schrecken Vieler, die seinen Ehrgeiz kannten, Andern zum Trost, weil sie von ihm, der schon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünschten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder sie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfassung Frankreichs hervorzubringen, die in seine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher schon zu Ausschüssen, von diesen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf drei zusammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeschichtlichem Klange, zu wählen, wurden die drei Consuln genannt. Der erste indeß hatte die Regierungsgewalt fast einzig in seinen Händen, und Buonaparte selbst ließ sich dazu ernennen.

Sein erstes Wort war Friede. Er wünschte ihn in diesem Augenblicke, um seine neue Gewalt zu befestigen; aber die übrigen Mächte trauten seinen Anerbietungen nicht. „So müssen wir den Frieden erobern.“ sprach er, und dieses Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder und führte dem Feldherrn, auf den Aller Blicke gerichtet waren, schnell ein neues, schönes Heer zu, welches sich im Frühjahr 1800 bei Dijon sammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das östreichische Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeschlossen; sie wurde hart belagert und schwebte schon in großer Gefahr, denn so tapfer sie auch der General Massena vertheidigte, so waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald so entsetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menschen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete sich schon, über Nizza einen Einfall in das südliche Frankreich zu machen. Da bricht der erste Consul plötzlich mit der Reservearmee von Dijon auf, übersteigt mit Geschütz und Reuterei, unter unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard, und erscheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonst wäre es ihm leicht gewesen, die einzelnen Haufen, wie sie von den Bergen herabstiegen, zu vernichten. Am 2. Juni hielt Buonaparte seinen Einzug in Mailand. An demselben Tage bot Massena den Kaiserlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Besatzung und Einwohner zu verschlingen drohte. Die Kaiserlichen gestatteten ihm mit dem Kern seiner Mannschaft einen freien Abzug, sehr zufrieden, auf solche Weise das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein solcher, und zwar ein schwerer, mit diesem bevorstehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieser Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwischen Alessandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerstörenden Kräfte, die in des Menschen Gewalt sind, dreizehn Stunden lang freigelassen ihr mörderisches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchsten Anstrengung; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der tapfern östreichischen Schaaren; viermal waren die Franzosen zurückgeschlagen, zum vierten war ihr Rückzug allgemein. Da traf Desaix, einer der besten Anführer, den

Frankreich besaß, und der auch als Mensch von Allen geehrt wurde, mit der Reserve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff und das wieder gesammelte Heer folgte ihm. Er selbst fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach so großer Anspannung, entscheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen blutigen Feldzuges und eroberte an einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach diesem Unglück alle Fassung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oestreich abgeschnitten war, gab für einen freien Abzug alle italienischen Festungen, bis auf Mantua und Ferrara hin.

Moreau's Siege, April bis December 1800. — Den Krieg in Deutschland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beispiellosem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein und in vierzehn Tagen stand er schon an der Iller, als Meister des Landes zwischen diesem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodensee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor und machte sich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden General Kray wurde ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensversuche gemacht; da aber Oestreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den englischen Gesandten nicht zulassen wollte, so begann der Kampf mit dem December von Neuem; Anfangs mit einigem Glück für die Oestreicher, dann aber am 3. December mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raschen Laufe drang Moreau nach dieser Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien und stand nur noch zwanzig Stunden von der Hauptstadt. Da wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernstlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgten Frieden als durch ihn selbst erkämpft betrachten; er war in acht Monaten, von denen mehr als vier in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in sechs großen Schlachten gesiegt und die Schatzkammer der Republik mit 40 Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach solchen Verlusten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den deutschen Kaiser seiner Verbindlichkeit, keinen besondern Frieden schließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem östreichischen Gesandten, dem Grafen von Cobenzl, und Joseph Buonaparte, des ersten Consuls Bruder, so eifrig betrieben, daß am 9 Februar 1801 der Friedensvertrag schon unterzeichnet war. Er bestätigte im Ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oestreich erkannte jetzt die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien, so ward das Großherzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog sollte dagegen in Deutschland das Erzbisthum Salzburg als weltliches Fürstenthum, nebst einigen angrenzenden Landstrichen, und die Churwürde erhalten. Eben so erhielt der Herzog von Modena, wie schon zu Campo Formio bestimmt worden war, die Markgrafschaft Breisgau, als Entschädigung seines Verlustes in Italien.

Außer diesen Abtretungen in Deutschland, welche Fürsten Italiens zu uns herüberversetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche selbst

vorgehen; denn Deutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menschen ab, und die Fürsten, die jenseits verloren hatten, sollten durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden. Zur Ausgleichung aller Ansprüche wurde eine Reichsdeputation niedergesetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung; sie fing am 24. August 1802 ihre Sitzungen an nnd beschloß sie am 10. Mai 1803. Der Reichsdeputationsschluß enthielt folgende wesentliche Anordnungen:

1. Von allen geistlichen Fürsten blieb nur der von Mainz als Churfürst Erzkanzler übrig und verlegte seinen erzbischöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Grafschaft Wetzlar.
2. Der Churfürst von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochstifter Bamberg, Würzburg und Passau, eine Anzahl Aemter von andern schlicklich liegenden Landstrichen, und siebzehn freie Reichsstädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.
3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, nebst einem Theile von Münster, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westphalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.
4. Churbraunschweig oder Hannover, welches seine Ansprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Besitz von Osnabrück, welches seit dem westphälischen Frieden nur abwechselnd von einem seiner Prinzen beherrscht war.
5. Würtemberg erhielt für einen geringen Verlust jenseit des Rheines Stifter und Reichsstädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern, nebst der Churwürde.
6. Hessen-Kassel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.
7. Hessen-Darmstadt verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einwohnern, wofür es Mainzische Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Westphalen, welches zum Hochstift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern, bekam.
8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, ersetzte einen Verlust von 38,000 Einwohnern mit 60 Quadratmeilen und 240,000 Einwohnern, nämlich dem Hochstift Konstanz, den Ueberbleibseln der Hochstifter Speier, Straßburg, und Basel am rechten Rheinufer, den pfälzischen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsstädten.
9. Auch Oranien-Nassau, welches in Deutschland nichts besessen hatte, sollte für seinen Verlust in Holland bei uns Ersatz bekommen; ihm wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.
10. Eben so erhielten die andern nassauischen Häuser, der Herzog von Oldenburg und der Fürst von Thurn und Taxis einige, ihren Verlusten angemessene, Entschädigungen.

Bei diesen Unterhandlungen gab Frankreich, herrischer und viel anma-

ßender, als bei dem westphälischen Frieden, das Gesetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung seiner Gunst befestigte es seinen Einfluß auf unser unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an seinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchste hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geistlichen Herrschaften in Deutschland, bis auf eine, vernichtet; von 48 Reichsstädten nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig gelassen; die Reichsgrafen und Ritter mittelbar gemacht; und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürsten den Churhut gegeben, der in wenigen Jahren seine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren sollte; denn diese neuen Wahlfürsten haben zu der Ausübung ihres vornehmsten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtsinnigen Gegenwart sie geschaffen hatte, die mit Gütern verschwenderisch sich zeigte, deren Werth sie nicht mehr erkannte, so verwischte sie der Hauch des nächsten Augenblicks so schnell, als sie entstanden waren. Jener Leichtsinn war der Vorbote eines nahen Umsturzes des Ganzen; denn gegen solche Willkühr waren die Eingriffe des westphälischen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines gewesen. Was jener schüchtern und nur als Versuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im Großen, ohne Scheu gegen tausendjährige Stiftungen. — Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländische Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath verwandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes morsch und die Grundfesten erschüttert waren; an den Pfeilern und Wänden erschienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit und die Zeugnisse einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geschichten sie nennen können.

Der Lüneviller Friede ist die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfassung, nicht die nachherige Errichtung des rheinischen Bundes und die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gott Lob nur kurzen, Baues aus den schon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Friede zu Amiens. 27. März 1802. — Auf dem festen Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete und des ersten Consuls Streben und Wollen am tiefsten durchschauete, erkannte genugsam, daß zwischen ihm und England kein Friede bestehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwischen Rom und Karthago verglichen und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todfeindschaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getreidesperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die Nationalschuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Mill. Pfd. Sterling gestiegen war. Daher legte Pitt sein Ministerium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach seiner Ueberzeugung nicht schließen konnte. Da erfolgte alsbald der Friede von Amiens, den 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und dem holländischen Antheil von Ceilon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten, und Aegypten, das ihr General Aber-

cromby den Franzosen wieder abgewann, sollten, jenes den Malteserrittern, dieses den Türken wieder eingeräumt werden. Nach so großen Seesiegen ein wenig günstiger Friede, den man für übereilt geschlossen und wenig dauerhaft ansehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben und der englischen, wenn es möglich sei, gleich zu machen, besonders aber das mittelländische Meer für sich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubstaaten, mit den Beys in Aegypten, wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse in Frankreich und Holland untersagt. England hatte den Frieden jetzt so sehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben so wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem festen Lande. Andere Ursachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte sich, daß Buonaparte zu seinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpinische Republik mußte den ersten Consul Frankreichs als ihren Präsidenten erkennen: Holland blieb von französischen Kriegern besetzt und mußte des Nachbars Willen in Allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfassung nicht mit sich selbst einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativstaate gemacht, und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten sei sie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig."

England, nach allen diesen Vorgängen entschiedenen Krieg dem unsichern Frieden vorziehend, faßte seinen Entschluß, forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz, als diese verweigert wurde, erklärte es den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem festen Lande wegzunehmen, welcher mit ihrem Reiche verbunden war. Im Juni schon rückten französische Heereshaufen in Hannover ein und besetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein deutsches Reichsland war und als solches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpressungen und sehr gelegen, die benachbarten norddeutschen Handelsstädte im Auge zu behalten und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die hannöverschen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tausende von ihnen schifften nach einander nach England hinüber und bildeten den Kern einer deutschen Kriegerschaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Deutschland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit, mit der diese deutschen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Deutschland selbst ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch zehn Jahre hindurch, allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte und also keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — diese Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen sind in dem heißen Kampfe gefallen und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

143. Napoleon Buonaparte, Kaiser der Franzosen, den 18. Mai 1804.

Die ersten Jahre des Consulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlstandes; die geängsteten Gemüther athmeten wieder freier auf und des ersten Consuls

Name wurde von tausend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickten viele mit Hoffnung auf ihn hin, denn in seiner Heldenkraft erschien er ihnen als derjenige, welcher nach einer sehr wilden Zeit eine neue Ordnung stiften und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menschengeschlecht festhalten könne. Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er sich alsobald alle Kräfte dienstbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brausenden Fluthen der Revolution zum Stillstande und zum Gehorsam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, dessen Endfäden in seinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit sogleich angefangen wurde, das Wesentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Gesetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte: — Anerkennung der wesentlichen Menschenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiet der unsichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke und die Vielseitigkeit der Berathung in Entwerfung der Gesetze vereinigte; — das Alles und so vieles Andere schien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muster, aufzublühen.

Was konnte dieser Mann dem gesammten Europa, was der Weltgeschichte werden, wenn er dieses hohe Bild der Edelsten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, Alles mit sich fortreißen, den Segen der Menschheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf sich geladen!

Das ist das Entsetzlichste, wenn eine so große, eine bewundernswürdige Kraft sich dem niederen Theile der menschlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn sie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen sollte, für das der Sünde die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böse Lust geweckt und stark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, statt sie in ihre Schranken zurückzuweisen und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorne Herrschaft zurückzustellen, jene stark ließ, aber sie in seinen Dienst zwang. Das ist das Geheimniß seiner unerhörten Macht, daß er das, was in der sinnlichen Natur des Menschen am heftigsten treibt, was allgewaltig ist, wenn es einmal Scham und Scheu überwunden hat; daß er die Selbstsucht in jeglicher Gestalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenlust und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenschaft, als dienende Geister um sich versammelte. Und weil die Welt lange sein Geheimniß nicht wußte und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch sein Reich zerstört werden mochte; weil sie vielmehr unbeholfen ihm nachzunahmen suchte, was er als Meister verstand, so hatte er lange Gewalt über die Welt. Nicht sein Schwert hat ihm den Sieg errungen, sondern seine unerhörte Kunst, die kraftvollste Sinnlichkeit allenthalben in seinen Dienst zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Diese Kunst bereitete ihm das niegesehene Gelingen, welches von nun an fast 10 Jahre lang seinen Riesenschritt durch die Geschichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in seiner eigenen Brust gefragt wird, aus welcher die dargethane Weise und Richtung des Handelns entsprang: so ist es dasselbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer sich pflanzte; es ist die Selbstsucht in der furchtbarsten, man kann sagen, in der großartigsten Gestalt, wie sie die Weltgeschichte jemals gesehen. Alle die außerordentlichen Kräfte seiner Natur dienten nur ihm selbst, hatten nur ihn zum Gegenstande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anstrengung.

Die große Gewalt seines Geistes und seiner bildenden Kraft, so wie die Meisterschaft seiner täuschenden Kunst, bewies er zunächst in Frankreich; durch sie gelang ihm das Schwerste, was der Einzelne über sein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrschenden Gedanken zu seinem Vortheile umzuwandeln und wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen sein eigenes Bildniß aufzudrücken."

Zuerst mußten ihm Verschwörungen, die wahrscheinlich durch seine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert französische Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängnisse oder über Frankreichs Grenzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald darnach wurde ihm durch den Senat die Würde des ersten Consuls auf zehn Jahre, und zugleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrschte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und so glänzende Beweise desselben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unersättlichen gelüstete nun zunächst nach einer Krone, und als er diese besaß, streckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach und England in dem Gefühle, daß von dem Einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertsten Feinde desselben an Frankreichs Küste aussetzte, die ihm den Untergang geschworen hatten, Pichegrü, den Eroberer Hollands, und Georges, einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieser Umstand zur Erreichung seines nächsten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anschlägen dieser Männer unterrichtet war, ließ sie nach Paris kommen, ob sie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, schuldig werden zu lassen, ein Gewinn schien. Und die Absicht gelang so trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und und Heere hoch geachtet, sich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegrü im Gefängniß erdrosselt gefunden, Moreau nach Amerika verwiesen. Und um dem alten Königsgeschlechte der Bourbons zu zeigen wie der neue Machthaber sich schon fest genug fühle, auch ihr Blut fließen zu lassen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condé, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badischen, vom Gebiete des deutschen Reiches, welches solchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonaparte's Creaturen gestellt, und noch in der Stunde seiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwald zur Vertheidigung, oder ein Priester zum Troste im Tode gewährt worden wäre, im Schlosse zu Vincennes erschossen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeschluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiser, übertragen wurde. Im elften Jahre der

Republik wurde auf den Trümmern des Königthums sein Kaiserthum errichtet. Die Stufen, welche das römische Volk seit Vertreibung seiner Könige bis zum Kaiserthume Augusts in 500 Jahren durchgemacht, hatte der schnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiserthum noch republikanische Formen und das Gerüste einer gemäßigten Verfassung. Aber, wie in Allem, in Wort und That, von nun an die Willkühr das Gesetz der Welt werden sollte, so war sie es sogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem sich das Kleinere gestalten mochte. Unter dem Scheine der eingeschränkten Verfassung folgte der Kaiser einzig seinem Willen und herrschte als unumschränkter Despot, die Menschen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche betrachtend. Die verführerische Liebe solcher Regierungsweise verbreitete sich bald auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Das eitle französische Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm und den Namen der großen Nation; das Heer, seine Stütze, fesselte er an sich, indem er ihm Alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen sollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit sie bei seinem Falle so viel zu verlieren hätten, als der Mensch selten den Muth hat wieder aus seiner Hand zu geben. Das war eine seiner furchtbarsten Herrscherregeln, daß, wer unumschränkt herrschen wollte, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelstand, dulden müsse; jene könne die Regierung durch jede Begünstigung, durch Furcht und Hoffnung, an sich fesseln und die Armen lasse die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächste Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelstandes, welcher Zeit zu geistiger Beschäftigung übrig behalte, da bilde sich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und so scharf drang sein Blick in das Wesen der menschlichen Natur, daß er erkannte, die Gewohnheit des blinden Gehorsams, der sich nur mit geistiger Blindheit vertrage, müsse früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter strenge Aufsicht genommen, auf einen engen Kreis beschränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geschäfte gerufen. Ja, selbst die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorsam gegen den Kaiser sogleich nach dem gegen das göttliche Gesetz stellen. — Im übrigen verfiel sowohl der Volksunterricht als der höhere wissenschaftliche, der schon in der Revolutionszeit gesunken war, bis zu solchem Grade, daß mehrere Menschenalter davon nachempfinden werden.

144. Der Krieg Oestreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiserkrone, ließ Napoleon auch die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien umwandeln und sich selbst zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er sagte, bestellte er in seinem Stiefsohne, Eugen Beauharnois, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt und bald darauf auch die ligurische Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville; Oestreich war sehr unzufrieden. Es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiser Alexander von Rußland, den besonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innersten empört hatte und der schon damals den Beruf in sich fühlte, Europa's Ordnung beschützen zu helfen. Beide boten dem englischen Minister Pitt eine erwünschte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenossen

gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der drei nebst Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane sollte die französische Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich selbst angegriffen werden. Diese Plane durchschnitt Napoleon nach gewohnter Weise und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erschien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem Jahre 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküsten Frankreichs versammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Diese mußten jetzt schnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürsten von Süddeutschland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das östreichische Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm stand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entschlusses und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen sollte. In seiner rechten Flanke hatte er die fränkischen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch sie glaubte er sich gedeckt. Allein eine solche Schutzwehr sicherte vor Napoleons Plänen nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken und schnitten ihn von Oestreich ab. Ueberrascht und betäubt warf er sich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anstatt, wie ein tapferer Mann, sich lieber mit dem Schwert einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einigen Reuterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres am 17. October gefangen.

Napoleon schickte aus diesem ersten Abschnitt des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann fast vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weisen des Reichs, wie er sie nannte, „ein Geschenk der Kinder an ihre Väter.“ Und zu seinem Heere sagte er, als er weiter zog: „er werde sie nun gegen die Russen führen; auch diese würden ein gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Heere seien keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten seien seine Kinder.“

Die Schlacht bei Austerlitz, den 2. December 1805. — Ohne bedeutenden Widerstand zog nun das französische Heer gegen Oestreichs Hauptstadt und besetzte sie am 11. November. Die Russen und Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück; am 2. December standen die Gegner bei Austerlitz einander gegenüber und beschlossen die entscheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben,“ sagte Napoleon, der zum erstenmale als Kaiser sein Heer in großer Schlacht selbst anführte, zu seinen Kriegern, „wenn ihr in eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick schwanken, dann werdet ihr euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen.“ Die Dreikaiserschlacht, wie Napoleon sie in seinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann; es war ein schöner, sonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergesagt hatte, geschah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrschte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des französischen Heeres nicht genugsam, und bald war die russische Schlachtordnung getrennt, zerrissen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrornen See retten; Na-

poleon ließ das Eis durch Kanonen zerschmettern und viele Russen versanken. — Es war kein schwerer Sieg gewesen, auch würde er den Krieg nicht entschieden haben, wenn nicht der Kaiser Franz, in der ersten Sorge für seine Unterthanen, schnell den Frieden abgeschlossen hätte; eine persönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroschitz, vermochte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verstärkten 12,000 Russen das wieder gesammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann gesammelt und die Baiern mit Verlust aus diesem Lande geschlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem siegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe und konnte bald Wien, im Rücken der Franzosen, befreien; Russen und Engländer waren in Neapel gelandet; Russen, Schweden und Engländer drangen durch das hannöversche Land vor, und was das Wichtigste war, auch Preußen hatte seine Heere gesammelt, um die Verletzung des Ansbachischen Landes zu rächen. — In diesem Augenblicke schloß der Kaiser Franz den Waffenstillstand und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück seiner Länder betrübte ihn zu sehr und er wähnte damals noch, ein Friede mit diesem Gegner, durch große Opfer erkauft, könnte Bestand haben; als wenn Opfer dessen Lust nach dem Ganzen zu stillen vermochten!

Der preußische Abgeordnete, Graf von Haugwitz, der gesendet war, das Gesetz des Friedens vorzuschreiben oder Krieg zu verkündigen, sah sich durch Oestreichs Entschluß in große Verlegenheit gesetzt und hielt es für angemessen, statt des drohenden Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in friedlicher Weise zu reden. Und der französische Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederern und uneigennützigeren Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das französische Volk von Niemand ab, und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas mehr verlängert haben!“ — Solche Sprache hätte der preußische Abgeordnete besser verstehen und Preußens Würde fühlend, auf frischer That, da Oestreichs Friede noch nicht geschlossen war, thun sollen, was sein König ihm befohlen hatte und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun sich entschloß. Vielleicht mochte Oestreich, wenn es Preußens Ernst sah, einen längeren Krieg dem schmählichen Frieden vorziehen. Statt dessen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Ansbach an Baiern, Neuchatel und Cleve an Frankreich abtrat und dafür Hannover erhalten sollte, worauf England keineswegs Verzicht geleistet hatte. So streute Napoleon den Samen der Zwietracht zwischen Preußen und England aus, wohl wissend, daß beide durch Verbindung mit einander stark waren.

Fünf Tage nach diesem Vertrage schloß Oestreich den Frieden zu Preßburg, den 25. December 1805. Durch diesen Frieden, der alle bisherigen an Härte übertraf, verlor Oestreich 1000 Q. Meilen Landes und an 3 Millionen Unterthanen, und zwar von den besten, die es besaß. Das treue Tyrol, welches noch in diesem Kriege seine Anhänglichkeit an das östreichische Haus bewiesen hatte, mußte nebst Burgau, Eichstädt, einem Theil von Passau, Vorarlberg und anderen Besitzungen Vorderöstreichs an Baiern; was Oestreich in Schwaben besaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oestreich einen geringen Ersatz durch Salzburg, und der Churfürst von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern

wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des Einen in die des Andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit sich bringe. So wollte es die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürstenhäuser entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menschliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er sei zum Gehorsam geboren und dieses Eine Gesetz der Natur kette ihn an den einen Herrscher so gut als an den andern, sei derselbe ein Einheimischer oder ein Fremder, sei er von Gestern oder von Heute.

Um das zerknickte deutsche Reich nur schnell seiner völligen Auflösung zuzuführen, wurde den Churfürsten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürsten von Baden, die völlige unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souverainität gegeben; der Kaiser Franz entsagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach ihr Verhältniß zum deutschen Reiche aufgelöst. Das Lehnsband und die Vasallenpflicht, so viel von ihnen auch schon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiser und Reich zusammen. Die Blöden fand man mit der Versicherung ab, wie diese souverainen Herrscher dennoch dem deutschen Staatenbunde angehören sollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in diesen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere stand noch bevor.

145. Das Ende der deutschen Reichsverfassung, 12. Juli und 6. August 1806.

Wie schon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die listige Benutzung der Friedenszeit fast gefährlicher gewesen, als der offenbare Krieg, so auch unter dem neuen Kaiser. Napoleon, so hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in sich aufgenommen, in ihm war sie gleichsam zur Person geworden und ihre furchtbaren Grundsätze lebten in ihm fort. — Das erste Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden sprach, war sein gewöhnlicher Bannspruch. Der König von Neapel hatte englische und russische Truppen in sein Land aufgenommen; da schickte er seinen Bruder Joseph und Massena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. December von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!“ Das furchtbare Wort schreckte dieses Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es sich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joseph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron kostete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten sich immer mit neuer Wuth und Kalabrien nebst den Abruzzo's mußten fast in Einöden verwandelt werden.

Zunächst traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon zu seinem Theile gegeben. Es hatte nicht das schlimmste Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für sein neues Volk mehr zu leben, als für seines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaisers Verwandtschaft, sein Schwager Joachim Mürat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der so oft

als natürliche Scheidewand zwischen dem Deutschen und Französischen genannt war, aufgestellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzogthümer Cleve und Berg; ersteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Ansbach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erste im Kiegsrathe Napoleons, bekam das Fürstenthum Neufchatel.

Zugleich mit diesen äußern Vorrüstungen wurde der Plan der innern Gestaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Französische Blätter mußten das System des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein sehr thörichtes ausschreien, welches nur Eifersucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe sei nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbestrittenen Vorrang habe und seinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleistet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit, als sie die Weltherrschaft geradezu an sich rissen; da nannten sie sich auch die Schiedsrichter der Welt und ihre Gesandten zogen mit ihren Stäben Kreise um die Könige, welche noch diesen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorsams. — Zu einem einzigen Reiche schien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es sollte, unter dem Namen eines Föderativstaates, durch eine Familienherrschaft umfaßt werden und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten sollten unter Königs- und Fürstennamen die Statthalter des großen Kaisers in Paris sein. Alexanders Welteroberung war zerfallen, weil er kein Herrschergeschlecht gestiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geschlecht zerging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu stiften, ohne ein Oberhaupt für die Familie, und weil Ludwig der Fromme, dem Plane gemäß, das Reich unter seine Söhne vertheilte. Daher ersann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrschergeschlechts, so verordnete er in dem kaiserlichen Familiengesetze, sollten im kaiserlichen Erziehungshause in Paris erzogen werden, unter des Kaisers Augen, nach seinen Grundsätzen; ohne seine Erlaubniß sollten sie sich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinschaftlicher Vater und Herr sein. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet sei, sollten sich sein Geist und seine Grundsätze auf Jahrhunderte in ihnen und ihren Nachkommen vererben, wie im römischen Senate die großen Grundsätze der Staatskunst Jahrhunderte lang von einem Geschlecht auf das andere forterbten. Aus Paris sollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn, mit dergleichen Sprache und gleichen Gesetzen, über alle beherrschten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber sollte wörtlich diese sein: „Daß sie die erste aller Pflichten dem Kaiser, die zweite Frankreich, und erst die dritte dem von ihnen beherrschten Volke schuldig seien." — Wenn so umfassende, außerordentliche Veranstaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, so kann das Wort nicht mehr als unwahrscheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nämlich in zehn Jahren die Dynastie Napoleons die älteste in Europa sein sollte." Und wenn die Geschichte einst nach Jahrhunderten das furchtbare Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tausendjähriger Ordnungen in unserm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, so wird sie dieses Wort [1]) nennen.

---

[1]) Aus dem Munde eines Advokatensohnes aus Korsika.

Als die Theile des großen französischen Bundesstaates wurden schon damals, außer Frankreich: Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Masse von 66 Millionen Einwohner genannt.

Zu dem Glanze und der Befestigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgestiegen, auch mit ihr fallen müsse. Napoleon schuf ihn dadurch, daß er zuerst in Italien und nachher in allen Ländern, die seine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für solche errichtete, die sich in der Treue und im Diensteifer für ihn besonders auszeichnen würden. Sie sollten nach der Erstgeburt forterben, nach Erlöschung des Mannesstammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch sollten Alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiser gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieses veränderungsreichen Jahres traf der letzte entscheidende Schlag auch die Verfassung des deutschen Reiches. Ihre Auflösung, die der That nach schon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgesprochen. Am 12. Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeschlossen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Berg, die letzteren viere als Großherzoge, dann die nassauischen und hohenzollerschen Fürsten, nebst noch einigen kleineren Fürsten und Grafen, sich von dem deutschen Reichsbande trennten und den Kaiser von Frankreich als den Protektor (Beschützer) ihres Bundes anerkannten. Er sollte das Recht haben, den Fürsten-Primas des Bundes, welcher in den Versammlungen den Vorsitz führen solle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu bestimmen; so daß also jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes sein mußte, sollte er auch gegen die bisherigen Brüder des deutschen Reiches geführt werden. Für solche Opfer sollten die Fürsten die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen sein, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfassung, irgend gebunden zu sein. In diesem Allen war der Bund klar und bestimmt, in allem Uebrigen dunkel und schwankend, damit des Protektors Wille Gesetz sein könne. Es war kein Bund deutscher Stämme mit einander, sondern mit Frankreich, und nicht ein solcher, der gegenseitige Rechte und Pflichten gab, sondern die Pflicht war auf Seiten der Fürsten, die Rechte auf der des Beschützers. — Auch darin schnitt dieser Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des rheinischen Bundes zugetheilt waren, mediatisirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und solchen, mit welchen sie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesversammlung sein sollte, ward dem Fürsten Primas zugetheilt, und verlor gleichfalls ihre Selbstständigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über diesen Bund nicht; das Schicksal hat ihn bald gerichtet, und die Nachwelt wird sein Andenken vielleicht aus unserer Geschichte zu verwischen suchen.

Der deutsche Kaiser, die entwürdigte Krone des alten Reiches von seinem Haupte ablegend, in dem 1006. Jahre, nachdem Karl der Große

sie auf das seinige gesetzt hat, erklärte sich zum erblichen Kaiser der östreichischen Monarchie, den 6. August 1806.

Welchen Schutz aber das deutsche Land, in Vergleich mit dem des östreichischen Hauses, von dem neuen Beschützer zu erwarten habe, davon zeugte die frische That. Zu eben der Zeit, als der französische Gesandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals seine Grenzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Festung Wesel eigenmächtig von Frankreich in Besitz genommen und zu der 25. Militairdivision geschlagen.

146. Preußens und Rußlands Krieg von 1806 und 1807.

Die Errichtung des rheinischen Bundes war sowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oestreich gemeint; frühere Bundesgenossen, so lange die Reichsverfassung gestanden, sahen beide nun in Fremde verwandelt, welche bei jedem Zwiste mit Frankreich ihre Feinde sein mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Aussicht hingehalten, es könne sich unter seinem Schutze ein nordischer Bund, nach dem Muster des rheinischen, bilden, der das nördliche Deutschland umfassen solle; jetzt wurde ein solcher Bund verworfen. Hannover sogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geschah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der französische Kaiser ein selbstständiges Volk nicht mehr neben sich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüstete König, die Ehre seines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen lassen zu dürfen, und Volk und Heer stimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland ziehen, die Bildung eines nordischen Bundes nicht hindern und Wesel nicht als französische Festung behalten sollte. Als diese Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches so raschen Entschluß forderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte. Denn in so ungünstigen Kampf begiebt sich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, als das nur halbwillige Sachsen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergestellt, und die russischen Krieger, die wirklich Hülfe leisten sollten, waren kaum an den Grenzen.

Napoleon sprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure bei dem beständigen Uebergewichte, welches der Geist des Bösen erhalte, der unabläßig geschäftig sei, seine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenossen zu stören!“ Dann zog er seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, zusammen und rückte gegen die Päsße des Thüringer Waldes. An der Nordseite desselben stand das große preußische Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, und mit Anführern, welche zum Theil uneinig unter sich waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußischen Heeres mit der Sturmesschnelligkeit der neueren französischen Kriegsweise bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erschlafft, und, weil das Gerüst von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch stand, mit desto gefährlicherem Selbstvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Brust vieler Einzelnen war kein einiger und starker Geist, der das Ganze verband. Da mußte geschehen, was auch der Furchtsamste nicht für möglich gehalten hatte, daß,

wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schicksal eines ganzen Reiches entschied.

Am 10. Oktober wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch seine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt und fiel selbst auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzosen die Pässe der Saale, und mit starker Macht umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen ab; Davoust hielt schon am 13. Oktober Naumburg besetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entstand auf der Stelle der bitterste Mangel und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeschlagenheit. So sollte das Heer streiten, in seinem Angesichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben sollen. Es war vor der Schlacht schon besiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt, den 14. Oktober 1806. — Ein Theil des preußischen Heeres unter dem Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung mit einander. Sie wurden an demselben Tage angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch seinen Fall war der Plan des Gefechtes zerüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens im Großen und der Zuversicht in der Menge nicht ersetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; sie wollte sich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheschen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieser zu derselben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn so groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht, während der Heerestheil von Auerstädt gegen Weimar zog, ein Theil des Hohenloheschen Heeres von Weimar gegen Auerstädt sich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon schon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges stand er an der Weichsel, und eine Strecke Landes mit 9 Millionen Menschen und vielen festen Städten war durch die eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, daß früher als ein Muster gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der besten Stützen des Staates morsch geworden waren, weil der Glaube, das Unverbesserliche zu besitzen, die Wachsamkeit geschwächt hatte. Dieser Glaube sollte durch das entsetzliche Unglück vernichtet, der Geist geweckt, die Kräfte erfrischt werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage gewesen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibsel des Heeres noch vollends vernichtet, wie schnell und durch wen die vielen festen Orte Preußens gefallen, zum Theil auf schmähliche Weise übergeben sind. Die Söhne jener Väter, manche Väter selbst, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schicksal hat sich als versöhnt bewiesen. Eben so wenig darf die Geschichte wiederholen, wie unwürdig und schmachvoll der französische Kaiser, in der Trunkenheit seines Sieges, von seinen Gegnern, wie unerhört sittenlos er von dem preußischen Königshause, und besonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisstücke sind nicht verloren und werden ewig ein Zeugniß ab-

legen, wie unedel, wie duraus unritterlich und aus gemeinem Stoffe gebildet, das Herz dieses Mannes war.

Die wider Erwarten schnelle Auflösung des preußischen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und grenzenlose Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieser Stadt und aus Warschau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert sei; und von Berlin aus erließ er am 21. November 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des sogenannten Continentalsystems, worin er alle großbrittannischen Staaten blokirt erklärte, allen Handel und sogar Briefwechsel mit England untersagte und alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, sogar jedes Schiff, welches nur in England einmal gewesen, wegzunehmen befahl. Durch so harte Maßregeln sollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete sich gegen das feste Land selbst. England, dem die ganze Welt offenstand, öffnete sich andere Handelswege, eroberte alle Colonien der Europäer, bebaute den eigenen Boden nun sorgfältiger und nahm die Bedürfnisse seines Schiffbaues, statt aus den nordischen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte seinen Handel stocken und verfallen sehen, und wenn es auch manche Dinge selbst zu arbeiten lernte, die es sonst von England bezog, so gab dieses doch keinen Ersatz für den Verlust des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland. 8 Febr. und 14. Juni 1807. — Die Ueberbleibsel des preußischen Heeres unter Kalkreuth und Lestocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, gesäubert von den Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner, aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte sich mit den Russen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entscheidenden, obgleich blutigen Vorfällen in Polen, zog sich der Krieg nach dem Königreich Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Februar in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigsten Schlachten. Hundert und funzig Tausend Mann wütheten in heftiger Anstrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerstörung noch furchtbarer machte. Der Kern der französischen Garden wurde hier aufgeopfert und der Sieg dennoch nicht vollständig errungen. Mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten die Russen; und die Preußen unter Lestocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten linken Flügel eintreffend, warfen mit dem rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere schrieben sich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, so urtheilten mehrere Anführer, würde die Franzosen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der russische Heerführer, General Bennigsen, glaubte seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengung nicht zumuthen zu dürfen, und zog sich nach Königsberg zurück. Auch die Franzosen wichen in ihre alte Stellung zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere sich verstärkten. Das arme preußische Land litt fürchterlich unter der Last von mehreren hunderttausend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieser Zeit sehr eifrig die Belagerung der starken Festung Danzig in seinem Rücken, des Schlüssels der Ostsee. In derselben befehligte der General Kalkreuth und vertheidigte sie bis in den Mai;

als aber jede Verbindung mit der See abgeschnitten und kein Ersatz zu hoffen war, übergab er sie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erst, da der entscheidende Augenblick schon versäumt war, griffen die Russen und Preußen die Verschanzungen des französischen Heeres an der Passarge an. Sie fochten mit bewunderswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verstärkt und durch ihre starken Schanzen beschützt, hielten die Franzosen die Angriffe aus und griffen darauf selbst an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde am 5. bis 14. Juni gekämpft, und an diesem Tage erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Vortheil auf Seiten der Russen; sie freuten sich seiner und vergaßen die Wachsamkeit, die auch dem Sieger nöthig ist. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Viktor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entschieden den blutigen Tag; die Russen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen und wendeten sich nun gegen den Gränzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 29. Juni zog Napoleon in die Gränzstadt Tilsit ein, nachdem sein Heer schon am 16. Königsberg besetzt hatte.

Der Friede zu Tilsit, den 7. und 9. Juli 1807. — Eine Zusammenkunft der beiden Kaiser aus Osten und aus Westen auf dem großen Niemenflusse führte zu einem schnellen Frieden, entschied über die Zerreißung des preußischen Staates, und bestimmte den Gang der europäischen Geschichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meister im schlauen Mißbrauche des Worts, wußte den Kaiser Alexander zu überreden, daß sein einziger Zweck der Friede des festen Landes sei und daß er sich auf demselben nur ausdehne, um die Küsten gegen den Uebermuth der Engländer zu beschützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feste Freundschaft wünsche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feststellen könnten, indem ohne sie oder wider ihren Willen kein Streit sich erheben dürfe.

Also wurde in diesem Frieden von Rußland Cataro, Ragusa und die sieben Inseln an Frankreich abgetreten und zum Ersatz 400,000 Seelen vom preußischen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von seinem Königreiche fast nichts mehr sein nennen konnte, mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte seines Reiches, mit 5 Millionen Menschen, ab. Zuerst seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig; diese wurde für eine freie Stadt erklärt, das polnische Land aber zu einem Großherzogthum Warschau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrscher Sachsens; das sächsische Haus hatte Polen schon früher beherrscht. Friedrich August, der sich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt und bald mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, war indeß König geworden und dem rheinischen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derselben bildete Napoleon das neue Königreich Westphalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannöverschen Landes, das Herzogthum Braunschweig, weil dessen Herzog die preußischen Heere geführt hatte, und das Churfürstenthum Hessen. Gegen das hessische Fürstenhaus erging gleichfalls sein Bann, daß es aufhören solle zu regieren, weil es sich immer

feindlich gegen Frankreich bewiesen und bei dem preußischen Kriege gleichfalls zweideutig dagestanden habe. Und doch hatte Hessen nur mit Bewilligung Frankreichs Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Churfürst wie ein Flüchtling aus seinem Wohnsitze getrieben. In denselben zog der neue König, ein ausländischer über deutsche Völker vom alten Urstamme der Sachsen und der Chatten, mit einer Schaar französischer Beamten zum Hohne für ganz Deutschland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei seiner Festungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, sich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelassen und mehrere der schlesischen auf ehrenvolle Weise sich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Kosel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzosen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König sei über den Niemen zurück und habe sein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz sein.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Obersten Gneisenau gesendet, schon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen starken Pfeiler sende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte sich in dieser Gegend eine Freischaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und Andere gesammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Diese Männer bewiesen, im kleinen Vorspiele des künftigen Größeren, was der deutsche Mann einst vermögen werde, wenn ihn der Zorn gegen die fremden mit voller Kraft treibe.

Nachdem die französischen Heere das übrige preußische Land geräumt hatten, behielten sie doch noch einen Theil der Festungen besetzt. Es sollte Preußen fortan keinen freien Entschluß mehr fassen können. Ueberdies erlag das Land unter den unermeßlichen Brandschatzungen, die es den Franzosen noch bezahlen mußte und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In so bedrängter Lage entwickelte das preußische Volk, an dem Beispiele seines Königs und seiner Königin sich spiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres Gemüthes bewährten, eine so würdige Gesinnung, solche Ruhe und Besonnenheit, so erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweise, und überall solche Erkenntniß des Nächsten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieser Umwandlungen das Unglück von Jena von Vielen ein Segen für Preußen genannt worden ist. An die Stelle der nach Außen gehenden Richtung, welche dem preußischen Staate früherhin den Vorwurf eines eigensüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und zwar unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an sollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes gemacht werden, und mit Freigebigkeit sorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für Alles, was die Bildung förderte. In der Verwaltung des Staates, wie in der Einrichtung des Kriegswesens, wurde mehr Einheit gebracht und Alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine selbstständigere Verfassung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten städtischen Lebens wieder geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geister entfaltete sich und wurde durch die Regierung gern befördert; viele der edelsten Männer verbanden sich, gemeinschaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß sich ein treuer, deutscher, dem fremden Verderben widerstrebender Sinn erhalte, damit, wenn einst die Stunde der Erhebung,

durch besondere Gunst des Schicksals, schlagen sollte, das Volk bereit und kräftig erfunden würde.

147. Der Spanier Beispiel.

Napoleon indessen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen seines Triumphes den Siegeswagen von dem Brandenburger Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit sich, und zu einer Brücke von Austerlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in seiner Hauptstadt. Zu solchem Glanze und zu solcher Festigkeit schien seine Herrschaft durch diesen neuen Frieden erhoben zu sein, daß sie in den Augen der Menschen wie unerschütterlich dastand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand ihren Siegeswagen aus Paris selbst zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht sein würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handlungsweise nur irgend kannte, wußte in Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, sodern gerade im Frieden auf neue Eroberungen sinnen werde; und da er eben in zwei schnellen Kriegen die Mächte in Osten besiegt und auf längere Zeit geschwächt hatte, so mochte man daraus den Schluß ziehen, daß er sich nun gegen den Westen wenden werde; aber so verrätherisch, so ehr- und treulos hatte ihn bisher noch niemand gehalten, wie er sich nun gegen Spanien bewies. Das spanische Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen und hatte darüber in dem Kriege gegen England seine Inseln und seine Seemacht verloren; zum Lohn für solche Treue sollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterlistig wußte Napoleon Streitigkeiten, die sich in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn erhoben hatten, für sich zu benutzen und brachte den alten schwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfange des Jahres 1808 seine Krone niederlegte und ihm selbst übergab; den Sohn Ferdinand aber lockte er durch die List über die Gränze nach Bayonne und zwang ihn gleichfalls zur Entsagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tod gelassen und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht so geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk sogleich seinen Bruder Joseph zum Könige in Spanien ernannte (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieses Großherzogthum später der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrungenen König. Vom Anfange der Geschichte an sind sie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande sehr wohl unterscheidendes, für König, Vaterland und Religion schwärmerisch entbranntes, Volk gewesen, und so haben sie sich auch in unsern Tagen bewiesen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künsten der neuen Kriegsweisen sind sie zwar vielfältig von den französischen Heeren in offenen Schlachten zersprengt worden, aber besiegt haben sie sich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüste Gegenden, Städte und Mauern, wohl benutzend, haben sie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt; der spanische Krieg hat Hunderttausenden von Franzosen das Leben gekostet, und viele Deutsche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier erhielten durch England eine sehr treffliche Unterstützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch

den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch seine ruhige, besonnene Kunst mit geringen Mitteln die pyrenäische Halbinsel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entschädigungen in Rußland und Deutschland ihn über die Gebirge nach Frankreich selbst riefen.

148. Der Krieg Oestreichs von 1809.

Wie Preußen im Jahre 1806 der Stimme der Ehre und dem alles Andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, das gegen die Schmach des französischen Uebermuths keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Unglück zu schmerzlich sei, so erhob sich auch Oestreich durch den gleichen Antrieb im Jahr 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm selbst unmittelbar keine Kränkung widerfahren; aber rund umher geschah das Schmähliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Deutschen war verschwunden; im Herzen Deutschlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Deutschland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte spanische Königshaus, wie wenn von nun an kein Recht mehr zwischen den Völkern gelten sollte, ohne allen Grund vom Throne gestoßen. Was konnte jetzt noch als sicher und durch Alter und Geschichte begründet angesehen werden? Dazu hatte Napoleon im Sommer 1808, ehe er selbst nach Spanien ging, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt gehalten und sein Bündniß mit diesem noch fester geknüpft. Es schien, als wollten Frankreich und Rußland sich schon einzig als die Schiedsrichter Europa's ansehen und Oestreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt gewesen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewisses Maaß hinaus ist die Geduld eine Schande. Oestreichs Entschluß zum Kriege war ein sehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oestreich schon diesesmal sehr wohl, daß nicht mehr das stehende Heer allein Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; es rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete sehr herzliche, begeisternde Worte zu seinem Volke und zu allen Deutschen; es stellte die edlen Prinzen seines Hauses selbst an die Spitze der Heere und strengte alle Kräfte seiner reichen und schönen Länder in solchem Maaße an, wie seine Geschichte noch niemals ein Beispiel gesehen hatte. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, so mußte sie jetzt kommen.

Aber wie 1806, so war auch 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung sollte erst noch Alle tief und schmerzlich durchdringen; die gemeinsame Noth sollte noch unendlich größer werden, damit sie Alle der Eigensucht entsagten, und damit die Weltgeschichte das große, seltene Schauspiel eines heiligen Krieges darstellte, wie alle Völker aus Ost und West und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einziger Mann sich erhoben.

Kein deutsches Gemüth, dem das Vaterland über Alles theuer ist, wird je vergessen können, wie es bei diesem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heere daherzog, in welchem die Krieger des rheinischen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieser Deutschen das östreichische Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtägige, blu-

tige Treffen zum Rückzuge zwang und nun in seinem Stolze verkündigte, daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien sein werde. Das waren sehr traurige Tage. Bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis zum 23. April wurde damals gestritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oestreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte und Napoleon, wie immer, die ganze furchtbare Kraft seines Stoßes nur auf einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern seiner Krieger, vorzüglich mit den Reutern, von denen er die besten bei sich hatte, bald hier bald dort erscheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen und mit demselben Haufen den einen Theil der östreichischen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er sich hier im vollen Glanze seiner Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da sah man ihn, und seine Gegenwart entschied; weder der Tag noch die Nacht sahen ihn ruhen, und wohl selten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menschen ein solches Maaß der Anstrengung und der That in dem Raum weniger Tage und Nächte zusammengedrängt sein. — Für die östreichische Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reuter die furchtbarsten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brausten die schrecklichen Reihen, dicht geschlossen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geschützt, — so erschien es den noch unkundigen Kriegern, — gegen sie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr schon vor dem Zusammentreffen besiegende, Gewalt warf ihre Reihen zu Boden und zersprengte Haufen von Tausenden bei dem ersten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieser Dinge sie im ersten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern und Eßlingen, den 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog Karl zog mit seinem noch immer starken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau nach Mähren hinab, Napoleon aber an dem rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußische, mit den schimpflichsten Schmähungen; aber eine so große, fast unbefestigte Stadt konnte einer Belagerung nicht ausgesetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das französische Heer über die Donau gegen den Erzherzog Karl, um dem östreichischen Staate den letzten Stoß zu versetzen. Am 21. und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Groß-Aspern und Eßlingen, nahe an der Stelle auf dem Marchfelde, wo einst Rudolph von Habsburg den böhmischen König Ottokar besiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken seiner eisernen Reuterschaaren und ließ durch sie an mehreren Stellen die heftigsten Stürme wagen, um die östreichische Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf seine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer, schneller und schaffender Geist in dem östreichischen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwischenraume, nach den Erfahrungen des April, seine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reuter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, so war das

Kunststück trefflich gelungen. Die Reuter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit ruhiger Fassung ließ das Fußvolk sie bis dicht an seine geschlossenen Reihen herankommen und empfing sie alsdann mit so wirksamem Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinstürzten. Dann konnten die eigenen Reuter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk selbst, die Ueberbleibsel der feindlichen Geschwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch diese Standhaftigkeit des östreichischen Fußvolks und die eben so rühmliche Tapferkeit der Reuterschaaren unter Johann von Lichtenstein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches sie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen sogar entrissen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben sehr angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere schwere Lasten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und siehe, es gelang; die Brücke riß von einander und der Angreifer stand am linken Ufer, von Wien und seinen übrigen Heerestheilen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage den 22. annehmen. Alle Anstrengung, alle seine Kunst war diesmal vergebens; seine Reuter, sein Fußvolk und sein Geschütz konnten gegen die östreichische Tapferkeit nicht bestehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marschall Massena gelungen, das Städtchen Eßlingen, dessen Mauern ihm als eine Festung dienten, zu behaupten und dadurch den Rückzug zu decken, so wäre wohl das ganze französische Heer verloren gewesen. Ja, es war dennoch verloren, — so haben nachher Viele behauptet, — wenn die Sieger sogleich auf frischer That ihren Sieg verfolgten und die Insel Lobau angriffen, auf welche Napoleon sich gerettet hatte und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donauarm wieder hergestellt sei. — Man ließ ihm die Zeit dazu, und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit seinen Todten bedeckt, und allein 3000 Kürassierpanzer lasen die Oestreicher von demselben auf.

Neue Hoffnungen waren durch diese Schlacht in Vieler Herzen aufgegangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem gesammten deutschen Volke hatten sich auch an andern Orten gezeigt. In Norddeutschland erhob sich wieder der kühne Schill und fing mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des deutschen Namens auf seine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Hessen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kassel von seinem angemaßten Throne zu vertreiben und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter deutscher Weise ein Gefolge um sich sammelnd, den Kampf für diejenige Partei führten, welcher sie selbst zugethan waren, so lebte auch in obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichste hervorbringende. Den-

noch zeigte sich der große Unterschied zwischen dieser und der früheren, noch nahe an die Tage des Faustrechts grenzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfriede und die Gesetze ruhig geherrscht, solcher Selbsthülfe ungünstig geworden war. Der Gehorsam gegen das Gesetz und die bestehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte scheitern. Schill, der seine Zeit mit einem planlosen Umherziehen im nördlichen Deutschland verloren hatte, warf sich endlich in die Stadt Stralsund. Von hier möchte er sich vielleicht nach England gerettet haben, um später durch bessere Dienste für das Vaterland die unbedachte That wieder gut zu machen, in welche er sich und so viele tapfere Männer gestürzt hatte; allein ein unberufenes dänisches Korps vereinigte sich mit den ihn verfolgenden Franzosen und Holländern. Stralsund wurde am 31. Mai erstürmt und der unglückliche Schill fiel unter den Streichen dänischer Reuter. Auch Dörnbergs Aufstand mißlang, und er mit seinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küsten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die französische Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geschleppt. Furcht und Todesangst sollten von jeder freien Regung in einer deutschen Brust zurückschrecken; und damit auch das Wort verstummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unschuldigen Mann, den Buchhändler **Palm** von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Deutschlands verbreitet hatte und den Verfasser nicht nennen wollte, erschießen lassen. Diese That hat die Gemüther in Deutschland fast mehr empört als alles andere, was früher oder später Arges durch ihn geschah, und das Schreien des unschuldig vergossenen Blutes ist nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger als die obigen Vorfälle im nördlichen Deutschland war der **Aufstand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher.** Diese kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzosen nun schon zweimal mit großem Verluste aus ihrem Lande herausgeschlagen durch dieselbe Kriegskunst starker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einst die Schweizer das stolze Ritterheer der Herren von Oestreich gedemüthigt hatten. Ganz Deutschland sah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, sich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter deutsch redenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch solche Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete sich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer starken Flotte an der Küste der Niederlande und nahmen die Insel Walchern ein. Es schien als wenn Frankreich hier eine sehr schmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal sollten alle diese Hoffnungen getäuscht werden.

Die Schlacht bei Wagram den 5. und 6. Juli und Friede zu Wien den 14. Oktober. — Napoleon hatte sich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von Neuem über die Donau gehen und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er setzte in einer schwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom und lieferte am 5. und 6. Juli die große entscheidende Schlacht bei **Wagram.** Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte östreichische Flügel focht, übersehen, und

mit unendlichem Jubel sahen die Zuschauenden, wie dieser Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte sogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des östreichischen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her war nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und so viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr sich zum Rückzug entschließen mußte. Schon 6 Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand geschlossen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botschaft für die Tyroler. Noch einmal strengten sie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an und schlugen im August den französischen Marschall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oestreich, durch solche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes schienen dem Kaiser Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen: es blieb bei den Unterhandlungen und der Friede wurde geschlossen. Während dieser Zeit konnten die Franzosen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden und dasselbe gleich einer Festung von allen Seiten einschließen und bestürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geschleppt und in der Festung Mantua als ein Missethäter erschossen. Mit unverbundenem Gesichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet und das Kreuz des Erlösers an die Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der französischen Soldaten.

Doch einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, aus dem alten Geschlechte der Welfen, rettete sich durch einen ritterlich kühnen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Grenzen Böhmens aus wagte er es, nur mit 1200 kühnen Männern, seiner schwarzen Schaar, einen Weg von 70 Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberstadt, sein eigenes Erbe Braunschweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weser nach Elsfleth sich durchzuschlagen und glücklich nach England hinüberzuschiffen. Da empfing man den welfischen Helden mit freudigem Erstaunen.

Oestreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern, den größten Theil seiner polnischen Besitzungen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland, und dann die Ueberbleibsel seiner italienischen Länder, nebst Illyrien, so daß es nun gar nicht mehr an das Meer stieß und auf der andern Seite alle Vormauern mit seinen Bergen dahin geben mußte. Dieses war noch schlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen verlor.

149. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. 1810—1812.

Durch den Wiener Frieden war Napoleon so hoch gestiegen, daß nun alle Hoffnung verloren schien, seine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befestigen und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit einem ehrwürdigen Fürstenhause gleichsam zu adeln, warb er um die Kaisertochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louise; seine bisherige Gemahlin Josephine mußte in eine Trennung willigen. Der

Kaiser Franz brachte das unermeßliche Opfer und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge," — so heißt es in einer späteren Erklärung Oestreichs, — „gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin und knüpften ein Band, welches den schwächern und leidenden Theil, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so ein Gleichgewicht herstellen sollte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elendes sein kann. Der Kaiser Napoleon hatte zu dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswerther wird, als rastloses Bestreben nach neuem Besitz. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit, daß unruhige Vergrößerungspläne es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen gab es Beweggründe genug zu dem Versuche, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie sah sich jedoch der edelgesinnte Kaiser Franz in diesem schönen, menschlichen Vertrauen betrogen! Noch in demselben Jahre, da die neue Verbindung gestiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louise, wurde der Vicekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde **Holland**, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in seines Bruders Hand zum Verderben seines Volkes sein wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts sei, als eine Anschwemmuung des Rheines, der Maaß und der Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches." Und endlich zum Beweise, daß er nun Alles könne, wonach ihm gelüste, und daß er gar keine Rücksicht mehr nehme, beschloß Napoleon plötzlich, das ganze nordwestliche Deutschland, was am Ausflusse der Weser, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsstädten, **Bremen**, **Hamburg** und **Lübeck**, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an diesen Küsten und von diesen Städten mit England getrieben werde," mußte der Vorwand dazu sein. So war Deutschland seiner Küsten und seines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche französische Reich von Deutschland gesondert hatte, war durch eine so willkührliche, bloß von der Laune gezeichnete, Länder und Flüsse quer durchschneidende Linie überschritten, daß man offenbar sah, es sei dieses nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten und ein Stück Deutschlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längst alle Schranken der Mäßigung überschreitenden, Macht einzig auch über das Leben des Stifters hinaus eine feste Dauer hätte gewähren können, die Befestigung derselben im Glauben und im innigsten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verstanden; jetzt that er, was solchem Eindruck am schroffsten entgegen war. Schon von Wien aus im Jahre 1809 hatte er den **Papst**, den allgemeinen Vater der katholischen Welt, der in dem Glauben der Völker als unverletzlich dastand,

seiner alten Hauptstadt beraubt, ihn selbst gleich einem Verbrecher gefangen wegführen lassen; und nun vereinigte er auch Rom mit seinem großen Reiche und verordnete, daß sein und aller künftigen Kaiser erstgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen solle. Für solche Thaten wurde ihm in den Herzen von Millionen geflucht; aber den eisernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich schien ihm durch 500,000 ergebene Krieger und ein Heer heimlich lauernder Horcher fest genug begründet, und so urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere ansieht.

Dennoch dauerte es nicht zwei Jahre, und der Koloß jener großen Macht war umgestürzt, und ihrem Stifter, welchen die Sieger großmüthig behandelten, wurde durch den ersten Pariser Frieden 1814 die Insel Elba an der Küste Italiens zum Sitze angewiesen, wo er, wenn der Sinn der Ruhe und Mäßigung irgend Raum in ihm hätte gewinnen können, ein unverdient ehrenvolles Leben führen konnte. Allein sein ungestümer Ehrgeiz trieb ihn im nächsten Jahre noch einmal von dort weg zur Anmaßung seiner eben verlornen Kaiserkrone, bis durch den letzten entscheidenden Schlag bei Belle Alliance oder Waterloo sein wieder aufgerichteter Thron auf immer zertrümmert und er selbst auf die einsame Insel St. Helena im großen Weltmeere verbannt wurde, wo er nach 6 Jahren qualvoller Unthätigkeit am 5. Mai 1821. sein Grab gefunden hat.

Doch, die ewig denkwürdige Geschichte des großen Völkerkampfes, durch welchen alles dieses vollbracht wurde, verdient in größerer Ausführlichkeit behandelt zu werden, damit sie für alle Zeiten der deutschen Jugend und dem gesammten deutschen Volke dastehe als eine große Erinnerung der Vergangenheit, als ein Ehrendenkmal der Männer, welche die Befreiung des Vaterlandes durch ihren Muth und ihre Ausdauer errungen, und der Tausende, welche für dieselbe ihr Leben geopfert haben; als eine Mahnung endlich, in keiner Noth des Vaterlandes zu verzagen, so lange der Sinn für Deutschlands Ehre, Freiheit und Einigkeit, so lange Tugend und Gottvertrauen in deutschen Herzen leben und alle deutschen Stämme zu gemeinsamer That verbinden.

150. Der Zug gegen Rußland.

Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit 400,000 auserlesenen Kriegern zu Fuß und 60,000 zu Roß, und mit einem Zuge von 1200 Stücken Geschütz, in das große russische Reich ein. Zwei Jahre lang hatte er zu diesem Zuge gerüstet, hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europa's gesammelt und sie mit allem Kriegszeuge auf's beste versehen; denn er gedachte diesmal weit hin in die Länder zu dringen, die sein Schwert noch nicht kannten. Der erste Angriff war gegen das russische Reich gerichtet; es ist aber gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Absicht gehabt, wenn dieses durch mehrere große Schlachten zum Frieden gezwungen worden, immer tiefer nach Asien zu ziehen und den Engländern, die er am meisten haßte, das große, reiche ostindische Land wegzunehmen. Denn wenn es nur nach seiner Lust gegangen wäre, so würde er erst an den Enden der Erde das Ende seiner blutigen Kriege gemacht haben. — Aber in diesem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte ihm Gott ein Ziel. Denn als er nun nach einer Reihe mörderischer Schlachten, — die letzte war an der Moskwa bei Mosais'k am 7. Sptbr., — bis in Moskau, die alte Hauptstadt der russischen Zaare, gekommen war, und am 14. Sep-

tember seinen düstern Siegeseinzug in ihr großes, ehrwürdiges Schloß, den Kreml, gehalten hatte; und als in den folgenden Tagen und Nächten die unermeßliche Stadt, an hundert Stellen zugleich in Brand gesteckt, wie ein blutrothes Feuermeer, von mehreren Stunden im Umfange, vor seinen bestürzten Blicken da lag; — als die gierigen Flammen zuckend zum Himmel emporfuhren, als die Luft brüllte, wie im tobenden Sturme, die Kirchen und Altäre krachend zusammenstürzten, die unglücklichen Verbrannten, Zerschmetterten, Gemordeten in letzter Todesangst jammerten, und dazwischen die nach Raub gierigen Feinde die Erde nach Schätzen umwühlten, alles Menschengefühl schändeten und den Namen Gottes lästerten; — da wendete sich das Glück von ihm und sein Schicksal nahm den Rückweg. Sein äußerstes Ziel war erreicht. Seine Heere standen zu gleicher Zeit an den beiden Enden Europa's: ein Theil an den Küsten des atlantischen Ozeans in Spanien, ein anderer mit ihm in den weiten Ebenen Rußland's, in der letzten Hauptstadt, die nach Asien zu liegt. Von nun an mußten sie von allen Enden immer enger und enger zurückweichen, von wo sie ausgegangen waren; und anderthalb Jahre, nachdem sie in ihrer größten Ausdehnung Europa in ihrer Mitte gehabt und fast erdrückt hatten, und als nur wenige Menschen noch den stillen Glauben hegten, daß eine so gar große Macht je könne gebrochen werden; — da waren sie bis in die Mitte von Frankreich zusammengedrängt, die deutschen und russischen Heere zogen in die Hauptstadt ein, und der Eroberer der Welt legte seine blutige Krone nieder.

In dem schrecklichen Brande von Moskau war der übermüthige Eroberer zuerst besiegt worden. In dieser großen Stadt, die über 300,000 Menschen zählt, hoffte er für sein Heer den nöthigen Vorrath für fünf Wintermonate zu erbeuten; und dann, in dem nächsten Frühjahre, wäre sein Zug gegen Petersburg und die Länder der Ostsee gegangen, und noch eine Hauptstadt wäre ein Raub der Flammen geworden. Aber als nun Moskau ein großer Schutthaufen war, in welchem sein Heer nur auf wenige Wochen noch Unterhalt fand, und als der hochherzige Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und den Muth seines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte am Ende des Oktober eiligst der Rückweg angetreten werden. Durch ein unbegreifliches Versehen wurde derselbe nicht, wie es hätte geschehen sollen, auf der Straße über Kaluga genommen, die der Krieg noch nicht verwüstet hatte, sondern auf der völlig zerstörten geraden Straße nach Smolensk, auf welcher von Russen und Franzosen Alles niedergebrannt und ausgeleert war. Da riß bald der drückendste Mangel ein, löste die Ordnung und brachte Muthlosigkeit in das ganze Heer. Darauf hatten die Russen gewartet. Mit den Schwärmen ihrer leichten Reuter verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe, und was nur ein Weniges zur Seite vom Zuge abwich, wurde niedergemacht. Auch stritten die Russen glücklich in größern Gefechten, und an jedem Tage gingen dem Feinde Menschen und Pferde und Geschütz verloren. Doch hielt die gemeinsame Gefahr noch immer große Schaaren der Abziehenden zusammen und von so unermeßlicher Zahl wären sicher noch Hunderttausende entkommen, wenn nicht plötzlich eine mächtige Hand Tod und Verderben über sie verhängt hätte. Früher als in dem gewöhnlichen Laufe des Jahres brach in den öden Steppen Rußland's ein grauser, verheerender Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinerlei Schutz gegen ihn; ihre Kleider waren von dem weiten Zuge zerrissen, ihre Füße zitterten nackt

durch die unabsehbaren Schneefelder; die Dörfer und Städte an den Straßen, durch welche sie zogen, waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst oder den eigenen Bewohnern zerstört; nirgend ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind; nirgend eine Hülle, die bebenden Glieder zu bedekken; kein Bissen Brots, den schrecklich nagenden Hunger zu stillen! Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer; unter ihnen arbeitete sich vielleicht noch ein Lebender hervor, den die andern mit ihren Leibern bedeckt und gerettet hatten; auch er fand in der nächsten Nacht denselben Untergang. Wen die Kälte verschonte, verdarb der Hunger. Wie mancher mochte jetzt, in dem schrecklichen Kampfe des Hungertodes, des Brotes gedenken, welches er früher in seinem Uebermuthe, als nicht fein genug für seinen Gaumen, unter die Füße getreten hatte? Wie Raubthiere stürzten sie über jedes gefallene Pferd her, rissen mit ihren Nägeln und Zähnen die Stücke des rohen Fleisches herab und schlangen sie hinunter. Ja, man hat solche gesehen, denen die Kälte und die entsetzliche Angst der Seele schon den Verstand geraubt hatten, und die am Wege im Schnee saßen und mit den Gebehrden des Wahnsinns an ihren eigenen, schon vom Froste schwarzen, Fingern nagten.

Von solchen Bildern wendet sich die Seele mit tiefem Schauder hinweg. Sie sind entsetzlicher, als die Einbildungskraft sie zu erfinden vermag. Als schreckliche Warnungszeichen gegen Uebermuth und Frevel stehen sie da, um die ungestüme Leidenschaft in des Menschen Herzen zu brechen; und für Tausende in diesen Schaaren, die nun zwanzig Jahre Europa verheerend durchzogen hatten, mochte es des höchsten Kampfes der Seele bedürfen, damit sie nicht in der vollen Sicherheit der Sünde dahin starben.

Das Jahr 1813.

151. Preußen rüstet.

Von der halben Million Menschen, welche der übermüthige Eroberer in diesen Krieg geführt hatte, kehrten kaum 30,000 Waffenfähige zurück. Durch Preußen's Grenzen war seine Macht in ihrem höchsten Glanze dorthin gezogen; jetzt sah Preußen zuerst die schimpfliche Flucht der wenigen Uebriggebliebenen, die in kläglicher Gestalt das Mitleid derer anflehten, welche sie noch vor kurzer Zeit mit dem schmählichsten Uebermuthe behandelt hatten.

Das preußische Volk erkannte die Zeichen der göttlichen Gerichte; es fühlte, daß es an der Zeit sei, die Waffen zu ergreifen; denn nun oder nimmer mußten die Fremden aus allen Grenzen des deutschen Vaterlandes vertrieben werden. Der Hülfshaufe der Preußen, der schweres Herzens mit den Franzosen gegen Rußland hatte ziehen müssen, diente jetzt zum ersten Wahrzeichen einer freien und freudigen Zeit. Sein Anführer, der General York, welcher des Königs und des Volkes Gesinnung kannte, wendete sich

an der Grenze des Königreichs Preußen von den Franzosen ab, die von seinem Heere noch großen Vortheil zu ziehen hofften, schloß mit dem russischen General Diebitsch einen Waffenstillstandsvertrag und wartete auf den Befehl seines Königs, ob er sich mit den siegreichen Russen verbinden dürfe. Es war ein kühner Entschluß des ersten deutschen Mannes, der den Augenblick erkannt, wo ein großes Beispiel gegeben werden müsse. Der König begab sich von Berlin nach Breslau in Schlesien, weil er in seiner Hauptstadt noch von einer französischen Besatzung umringt war, und erließ am 3. Februar 1813 einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten. Der König kannte sein Volk und wußte, wie kräftig in ihm der Muth für Ehre und Freiheit sich regte; darum hörte er nicht die Stimme derer, welche sich von solchem königlichen Aufgebote wenig versprachen; sie meinten eine solche Begeisterung, die den Menschen freiwillig in den Tod führe, werde in der Jugend nicht gefunden werden. Aber wie wurde das königliche Vertrauen von dem treuen Volke gerechtfertigt! Noch war es nicht ausgesprochen, daß der Krieg gegen die französischen Unterdrücker geführt werden solle, nur im Allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlandes als das große Ziel hingestellt. Aber ein jedes Herz verstand das königliche Wort und zu vielen Tausenden strömten die Jünglinge herbei, um die freiwilligen Schaaren der Reuterei und des Fußvolks zu bilden. Allein aus Berlin sammelten sich ihrer zehn tausend.

In dem neugestärkten Glauben an sein Volk sprach jetzt der König Friedrich Wilhelm am 17. März, das entscheidende Wort des Krieges gegen Frankreich aus. Nicht ohne einen großen Entschluß konnte dieses Wort ausgesprochen werden; denn noch immer war die Gefahr, welche für Preußen daraus entsprang, sehr bedeutend. Die Franzosen hatten in Preußen und Polen noch acht Festungen mit 65,000 Mann besetzt; ein Theil ihres Heeres war noch an den Ufern der Elbe gelagert; unzählbare Schaaren sammelte der unermüdete Gewalthaber in Frankreich, und die Russen waren durch den blutigen Feldzug des vorigen Jahres auch nicht wenig zusammengeschmolzen. Aber Preußen konnte sehr bald seine volle Kraft entwickeln.

Schon früher hatte der König und seine, in Sachen des Krieges und Friedens erfahrenen, Diener im Stillen die besten Maßregeln genommen, um schnell gerüstet zu sein, wenn die Stunde der Befreiung schlagen werde. Sie hatten, weil das kleine Land kein großes Heer halten konnte, immer nur einen Theil der jungen Mannschaft in den Waffen geübt und bald wieder in die Heimath entlassen, und neue berufen, und wieder entlassen; und so waren überall waffenkundige Männer verbreitet, welche schnell in Haufen zusammengezogen werden, oder die Lehrer der noch nicht Geübten sein konnten. Es war vor Allen der ausgezeichnete General Scharnhorst, der, auf des Königs volles Vertrauen gestützt, klug und geräuschlos diese Vorbereitungen getroffen, auch in der Stille für Waffenvorräthe gesorgt hatte, und auf dessen Rath jetzt der König die Bewaffnung des gesammten preußischen Volkes anordnete, indem außer dem stehenden Heere auch die Landwehr und zur Vertheidigung des eignen Heerdes der Landsturm errichtet wurden. Dadurch wurde die Grundlage der vortrefflichen neuen preußischen Kriegsordnung gelegt, welche als eine der großartigsten Schöpfungen der neueren Zeit betrachtet werden kann.

Zu dem gesammten Volke redete der König an demselben Tage, da er Frankreich den Krieg ansagte, in einem allgemeinen Aufrufe also:

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte, gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleon's Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

So königlich sprach Friedrich Wilhelm zu seinem Volke. Sein Wort entflammte die Begeisterung, die schon sich entzündet hatte, zu dem herrlichsten Feuer, so daß das gesammte Volk, ohne Murren und Zagen, lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung, als den einer neuen Knechtschaft fassen wollte. Die Jüngeren aber, welche mehr als nur Geduld und Entsagung in dem Gefühle ihrer Kräfte trugen, brannten vor Eifer, nur bald und schnell gegen den Feind ziehen zu können. Ganz Preußen war eine Waffenstätte; alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische; Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, solche, die nie in ihrem Leben den Gedanken gehegt hatten, jemals eine Waffe führen zu sollen, Geschäftsmänner, Gelehrte, reiche Besitzer von Gütern oder Waarenlagern; ja selbst Jungfrauen, im Männerkleide; Alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Da traten Menschen hervor, die ganz still und unscheinbar in ihrem täglichen Berufe gelebt hatten, nichts Außerordentliches war an ihnen zu sehen gewesen, und mancher, der größere Reden zu führen gewohnt war, hatte gleichgültig auf sie herabgesehen. Aber jetzt, im Augenblick der That, erhoben sie sich und zeigten den großen, frommen Muth in ihrer Brust. Weib und Kind, und Habe und Gut verlassend, traten sie freudig in die Reihen der gemeinen Krieger, und viele sind als theure Opfer der Befreiung gefallen!

Es waren nicht die Krieger allein, nicht die Männer in der Kraft ihrer Jahre, es waren auch Greise und Kinder, und vor Allen die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut, und wenn er keins hatte, die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die silbernen Ringe aus ihren Ohren; und edle Jungfrauen hat es gegeben, die, weil sie nichts zu bringen hatten, in Thränen klagten, bis ihnen der Gedanke kam, ihr langes schönes Haar abzuschneiden, um mit dem Preise desselben ihre Schuld an das Vaterland zu lösen.

Diese herrliche begeisterte Zeit riß selbst den gemeinen Sinn mit sich fort. Sie erhob die Herzen in solchem Grade, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß die Wildheit der Leidenschaften, daß Sinnlichkeit und Eigennutz, und was sonst in getümmelvollen Zeiten die Banden der geselligen Ordnung zu lösen pflegt diesmal keine Herrschaft gewinnen konnte. Ein jeder fühlte, daß er durch Zucht und Ordnung den höheren Beistand verdienen müsse, der zur Abwendung der großen Gefahr noch immer nöthig war. Ein Feind sollte besiegt werden, der durch die Verführung des geschminkten Lasters größeres Unheil gestiftet hatte, als durch seine Waffen; ein solcher Sieg konnte nur in Glauben und in Zucht gewonnen werden. — Dieses Bewußtsein sprach sich gleich von Anbeginn in allen Anordnungen im Großen und Kleinen aus. Wo die neugebildeten Haufen zum Feldzuge ausrückten, geschah es mit Gottesdienst und Gebet. Als das schlesische Armeekorps von Breslau auszog, wurde ein großer Gottesdienst auf freiem Felde gehalten, der Kaiser von Rußland und der König, die zugegen waren, und sämmtliche Truppen baten knieend Gott um seinen Schutz, und so wie der Segen durch den Geistlichen gesprochen war, zog jedes Regiment mit klingender Musik ab in's Feld, nach Sachsen hinzu. Und als das York'sche Korps am 28. März Berlin verlassen sollte, war vorher Gottesdienst im Lustgarten. Eine herrliche Morgensonne verkündete den Anfang einer Reihe von Siegestagen: sie erhob sich über das königliche Schloß in dem Augenblick, als der Prediger die Segensworte sprach: „Der Herr erhebe sein Antlitz über Euch!" Der Eindruck dieses erhebenden Augenblicks prägte sich unauslöschlich den Herzen der Krieger ein.

Die Erinnerung großer Anstrengungen ist eine segensreiche Erweckung für die Völker auf Jahrhunderte. Darum war es eine hohe Gunst des Schicksals, die dem preußischen Volke vergönnte, mit seinem Beispiele dem ganzen deutschen Vaterlande voran zu leuchten. Es lag als das erste auf dem Wege, den von nun an der Weltbezwinger rückwärts ziehen sollte.

152. Napoleon's Rüstungen.

Der Kaiser Napoleon hatte die Ueberbleibsel seines, aus Rußland zurückziehenden Heeres, nachdem er noch glücklich über die Berezina entkommen war, eilend in einem Schlitten verlassen und reiste Tag und Nacht, bis er in der Nacht des 18. December's ganz still in Paris einfuhr. Er brachte seinen treuen Parisern das 29. Bülletin mit, worin er den Verlust von vielem Gepäck und von 30,000 Pferden eingestand, das Heer aber doch noch stark genug angab, um die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen zu halten. Damit indeß der Verlust wieder ersetzt würde, befahl er die Aushebung von 350,000 Mann, und als Preußen's Kriegserklärung nach Paris kam, von noch andern 180,000. Und so sehr war das französische Volk an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es willig seine Söhne hergab, damit noch einmal so viel Hunderttausende auf die Schlachtbank geführt würden. Zu aller Welt Erstaunen zog schon nach wenigen Monaten die junge Mannschaft, wohl gerüstet und in den nöthigsten Handgriffen der Waffen geübt, über den Rhein, und auch der Muth und Eifer fehlten ihr nicht, ihres Kaisers Ruhm mit allen Kräften zu behaupten. Die kriegerische Ehre treibt dieses Volk zu großen Anstrengungen, und es soll auch dem Feinde nicht verkleinert werden, was ihm an Ehre gebührt. Aber, wer mit ruhigem, klarem Auge die Lebhaftigkeit der Rüstungen in Frankreich und Preu-

ßen zugleich angesehen hätte, er würde dennoch einen großen Unterschied erkannt haben. In Frankreich war nur der Diensteifer solcher geschäftig, die ihrem Herrn gefallen wollten, die von ihm Belohnung oder Tadel zu erwarten hatten. Wen sein Dienst nicht dazu verpflichtete, kümmerte sich nicht um dieses Treiben, und das Gemüth hatte keinen Theil daran. — Wie anders war es in Preußen! Da war es ein ganzes Volk, welches rüstete, da war es das Alter und die Jugend, die mit voller Seele, ein jeder an seinem Theile, halfen. Da war nicht der Befehl eines gefürchteten Herrschers, sondern das Wort eines geliebten Königs, der nur dem allgemeinen Wunsche und Eifer seines Volkes die Richtung bestimmt hatte. Nicht um das Bild kriegerischer Ehre, mit Blut und Flammen gezeichnet, sondern um Volksehre und Volksfreiheit, für Alles, was ein Volk groß, edel und glücklich macht, galt der Kampf. Mit frommen Thränen wurde der Sieg erfleht, und wachend wie träumend schwebte er, wie die glänzende Morgenröthe eines neuen Tages, vor der Seele des Kriegers im Feldlager, so wie derer, welche indeß die Heimath bewahrten.

Das französische Heer hatte in Rußland seine Reuterei und sein Geschütz mit der Bespannung verloren, und beides war schwerer zu ersetzen, als das Fußvolk. Napoleon befahl daher eine Aushebung von 40,000 Pferden in seinem Reiche, und um die Reuter schnell zu üben, mußte die aus 16,000 Mann alter Reuterei bestehende, über ganz Frankreich verbreitete, Gensdarmerie Anführer für die neuen Geschwader hergeben; für die Bedienung des Geschützes aber wurden 30,000 Mann aus den schon geübten Seesoldaten genommen. Wird hinzugerechnet, daß Napoleon damals auch noch aus Italien 50,000 Mann an sich ziehen konnte, und daß selbst die Fürsten des Rheinbundes ihre Hülfsheere stellen mußten, so wird es begreiflich, wie er schon wieder im Monat April mit mehren Hunderttausenden nach Sachsen in's Feld rücken konnte und mit den Verstärkungen, die immer und immer nachzogen, in dem Sommer beinahe mit einer halben Million Menschen den Krieg geführt hat.

Ihn selbst hatte das schnelle Gelingen seiner Anstalten von Neuem so zuversichtlich gemacht, daß er von keinem Frieden hören wollte. Oestreich gab sich viele Mühe, ihn zu vermitteln, und wenn sein hochfahrender Sinn nur etwas hätte nachgeben wollen, so hätte er wenigstens noch alle Länder bis an den Rhein für Frankreich behalten können. Aber der Hochmuth verblendete sein Herz, damit ganz Europa ganz frei würde und Deutschland seine Brüder am andern Rheinufer wieder die seinigen nennen könnte. Seinem Stolze dünkte es unerträglich, die Herrschaft der Welt aus den Händen zu geben. Er wähnte, sie immer noch behaupten zu können; denn die Gewalt des Gemüthes, wenn es für Freiheit und Tugend entzündet ist, verstand er nicht zu berechnen. Darum erschien ihm die Begeisterung der Besseren in Deutschland wie ein leeres Haschen nach Luftgebilden der Gedanken, und der gewaltige Zorn des ganzen Volkes wie ein Fieberrausch, der bald verrauchen werde, wenn Gut und Blut zum Opfer gebracht werden sollten. So lange nur Kräfte gegen ihn stritten, welche er kannte, überwältigte er sie mit der kalten Ueberlegenheit seines Verstandes und der Uebermacht seiner Heere; wie viele dabei zu Grunde gingen, war ihm gleichgültig. Als aber die Geister erwachten und die Herzen erglühten, da faßte er sein Zeitalter nicht mehr und mußte fallen. — Am 31. März, als einige Tage vorher die Kriegserklärung von

Preußen in Paris angekommen war, ließ er in einer Zeitung daselbst schreiben: „Wenn auch die Feinde auf dem Montmartre vor Paris ständen, so werde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben;" und gerade nach einem Jahre, am 31. März 1814, rückten die deutschen und russischen Heere in Paris ein, und zwei Tage darnach, den 2. April, erklärte der Senat von Frankreich den Kaiser Napoleon seiner Krone verlustig.

153. Die ersten Kriegsvorfälle.

Mit den Ueberbleibseln des französischen Heeres und einigen neu gesammelten Haufen hatte sich der Vicekönig Eugen unter den Mauern von Magdeburg gelagert, den übrigen Lauf des Elbstromes mußte er frei geben. Den Ausfluß desselben aber und das wichtige Hamburg hätten die Franzosen gern behauptet; der General Morand wendete sich mit 4000 Mann, mit denen er die Küsten von Mecklenburg und Pommern besetzt gehalten hatte, dahin; aber drei kühne Anführer, Tettenborn, Czernitscheff und Dörnberg, verfolgten ihn mit ihren leichten Schaaren und ließen ihn am rechten Elbufer nicht festen Fuß behalten. Er mußte über den Fluß nach Bremen zu weichen. Alles Volk im nördlichen Deutschland jubelte laut, wohin die Befreier kamen. Der edle Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der erste nach dem König Friedrich Wilhelm, sagte sich von den französischen Banden los sprach das großherzige Wort: „Er werde sich mit Gottes Hülfe der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein!" Die Bürger Lübeck's und Hamburg's frohlockten und bereiteten sich, das Geschenk der neuen Freiheit mit eigenen Kräften vertheidiger zu helfen. Den General Morand aber, welcher wieder vorzurücken wagte, suchte Dörnberg mit 2000 Mann hinter den Mauern von Lüneburg auf, griff ihn am 2. April herzhaft an, erstürmte die Stadt und tödtete den Anführer selbst. Seine Haufen wurden niedergemacht oder gefangen und zwölf Kanonen erbeutet. Mit dieser Waffenthat eröffnete der General Dörnberg den zweiten Feldzug.

Um dieselbe Zeit versuchte der Vicekönig Eugen, mit seinen 30,000 Mann von Magdeburg aus schnell gegen Berlin hervorzubrechen; er verließ sich darauf, nur schwächere Haufen auf seinem Wege zu finden. Aber ohne Zaudern rafften die Generale Wittgenstein, Bülow und York die nächsten Truppen zusammen und warfen sich, wenn auch schwächer an Zahl, am 5. April bei Möckern mit solchem Ungestüm auf ihn, daß er alsbald den Gedanken, nach Berlin zu gehen, aufgab und mit beträchtlichem Verluste nach Magdeburg umkehrte. Bei diesem Treffen hatte das neue preußische Fußvolk die erste Waffenprobe mit dem französischen gehalten und ohne viel Schießens mit dem Kolben wacker drein geschlagen. Das deuchte ihnen männlicher und sie glaubten, es führe schneller zum guten Ende. Eugen aber hielt sich von nun an ruhig hinter den Wällen der Festung, bis sein Herr und Meister im Felde erschien.

Als ein großer Theil der neuen, französischen Heereshaufen diesseits des Rheines versammelt war, reisete Napoleon von Paris ab und traf am 25. April Abends in Erfurt ein. Von da wendete er sich gegen die Saale, und die vorgeschobenen Reuterhaufen der Verbündeten zogen sich hinter diesen Fluß zurück. Die Heere kamen einander näher und es entstand nun die Spannung der Gemüther, welche dem entscheidenden Kampf vorhergeht, wo dem Krieger vieles als erlaubt erscheint, was die friedliche Ordnung des Lebens zerstört. Da zeigte sich den Bewohnern Sachsens bald der Unterschied

zwischen dem Geiste, der das verbündete, und dem, der das französische Heer beseelte. Ernst und fest, in ruhiger Zuversicht des Gemüthes, erschienen ihnen die Preußen und flößten allenthalben ein tiefes Gefühl der Achtung ein; den Russen sah man die kalte Entschlossenheit an, mit welcher sie ihren Platz unerschütterlich behaupten bis in den Tod. Alle forderten nichts Ungebührliches, und weder beim Vorrücken, noch selbst beim Rückzuge, wurde das Eigenthum verletzt, obwohl Sachsen nicht als befreundetes Land gelten konnte. Selbst die verschrieenen Kosacken waren leicht zufrieden, wenn sie das Nöthige erhielten, und milderten auch dadurch den Schrecken ihres Namens, daß sie sich allenthalben als große Freunde der Kinder bewiesen, in deren Nähe ihre rauhe Natur selbst kindlich und mild zu werden schien. Wie entartet zeigte sich dagegen, gleich beim Eintritt in das ihnen verbündete sächsische Land, das neue französische Heer. In dem ältern war noch eine äußere Zucht gewesen, welche vielen Ausbrüchen der Rohheit in den Gemeinen einen Zügel anlegte, wenn auch die Anführer im Großen viele Ungerechtigkeiten verübten. Jetzt aber, vielleicht um den jungen Soldaten Lust am Kriege einzuflößen, sahen die Befehlenden gleichgültig auf ihre Ausschweifungen hin. Das Dorf, in dessen Nähe sie ihr Nachtlager hielten, wenn auch der Kaiser selbst seine Wohnung darin hatte, war am andern Morgen anzusehen, als von einer Räuberbande verheert. Da waren die Thüren und Fenster ausgebrochen, die Schränke und Kisten zerschlagen und ausgeleert, die besten Geräthe zu den Feuern geschleppt und verbrannt. Und von vielem Glücke hatte ein solcher Ort zu sagen, wenn er nicht dazu durch Unvorsichtigkeit oder Muthwillen gänzlich ein Raub der Flammen wurde. Es ist ein entsetzliches Wort, welches die französischen Anführer als die einzige Rechtfertigung hinwarfen, wenn bittere Klagen über die unerhörten Ausschweifungen ihres Heeres vor sie kamen; es war nur das eine Wort ihres Kaisers, welches er einst den flehenden Bürgern in Jena, die um das Ende der Plünderung ihrer Stadt mit Thränen vor ihm standen, mit gefühllosem Achselzucken erwiederte: „Das ist der Krieg!“ („C'est la guerre!“)

154. Die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen, am 2. Mai 1813.

Am 29. April, als Napoleon an den Ufern der Saale angekommen und nun bald im Angesichte der Feinde war, bestieg er sein Pferd und ist auch bis zum Abschluß des Waffenstillstandes, fünf Wochen lang, nicht wieder in den Wagen gestiegen. Das war immer das Zeichen von großer Kriegsarbeit, da er die Gegenden und Stellungen überschauen, die Züge anordnen, aus den rauchenden Dörfern und dem Geschützesdonner in der Ferne die Richtung der Gefechte beurtheilen, oder selbst in der Nähe den Angriff leiten wollte. Dann war sein Gemüth aufgeregt, und sein Auge wurde glänzend, wenn die Schlacht brüllte, und unter ihm die Erde von dem Krachen des Geschützes und dem Hufschlag der Pferde erzitterte. Das deuchte ihm der rechte Wohlklang seines Lebens.

Von der andern Seite war das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, auch schon auf dem Kampfplatze eingetroffen; es stand in der Gegend von Pegau; die Preußen waren unter dem Befehle der Generale Blücher, York und Kleist. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm befanden sich selbst in der Mitte ihrer Krieger.

Das französische Heer setzte nach einigen kleinen Gefechten über die Saale und rückte auf verschiedenen Wegen vorwärts, um sich in den Ebenen von Leipzig zu vereinigen. Dort wollte Napoleon eine große Schlacht liefern, denn er war an Zahl viel stärker als seine Gegner. Am ersten Mai, als er von Weißenfels weiter zog, traf er auf den Anhöhen bei dem Dorfe Poserna russisches Geschütz und Reuterei, welche ihm den Weg streitig machen wollten. Es war der General Winzingerode, der hierhin vorgeschickt war, um durch einen Angriff die eigentliche Stärke der Franzosen, und ob ihr Hauptheer wohl dieses Weges ziehe, zu erkundigen. Der französische Marschall Bessières, General-Oberster der Garden, ritt eben mit den Plänkerern vor, um den Angriff zu leiten; da riß ihn eine Kanonenkugel, von den Höhen herabgeschossen, entseelt vom Pferde. Der Fall eines der ersten Anführer hätte die jungen Soldaten erschrecken können; der Leichnam wurde daher mit einem weißen Tuche bedeckt, und niemand redete weiter von der Sache. So war es die Sitte im französischen Heere; der Tod war ein so bekannter Gast, daß seiner nicht lange gedacht wurde; und wen er einmal weggemähet, der wurde, wenn er nicht ein sehr bedeutender Mann gewesen, in dem Sturme der Begebenheiten bald vergessen.

Napoleon's Heer zog weiter nach Lützen zu. Er selbst nahm hier sein Nachtlager, und erkundigte sich am nächsten Morgen sehr angelegentlich nach der großen Lützner Schlacht vor fast zweihundert Jahren, in welcher die Schweden gegen Wallenstein stritten; noch wußte er nicht, daß er an diesem Tage hier auch eine Schlacht halten sollte, nahe bei denselben Feldern, wo Gustav Adolph fiel. Als er nun aber aufgebrochen war und weiter nach Leipzig zog, schallte ihm auf einmal ein heftiger Geschützesdonner, rückwärts in seiner rechten Flanke, nach.

Die Preußen und Russen hatten Napoleon's Absicht, vor allen Dingen erst Leipzig zu gewinnen und sie von der Elbe abzuschneiden, wohl durchschaut; und weil sie ihm sein altes Spiel nicht lassen wollten, da er sich immer sein Schlachtfeld selber wählte, so beschlossen sie, ihn unerwartet am 2. Mai auf dem Zuge anzugreifen, während er glaubte, sie könnten erst am folgenden Tage zur Schlacht fertig sein. Um Mittag dieses Tages drangen sie plötzlich mit aller Kraft gegen die Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rhana und Kaja, die der Marschall Ney noch besetzt hatte, heran. Auf einer Anhöhe hinter Groß-Görschen hielten der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, den Gang des großen Kampfes zu beobachten. Ihr Anblick begeisterte die Krieger zur höchsten Tapferkeit. Zuerst erstürmte der unerschrockene Blücher mit seinen Preußen Groß-Görschen, und um die andern Dörfer erhob sich bald ein mörderischer Kampf. Den Franzosen war das Schlachtfeld günstig, denn die dicht neben einander liegenden Dörfer und die Wiesen, von Hecken und Gräben durchschnitten, boten ihrem Fußvolke, worin ihre Stärke war, allenthalben feste Stellungen an; die zahlreiche und treffliche Reuterei der Verbündeten dagegen hatte wenig Gelegenheit, den Kampf entscheiden zu helfen. Dennoch siegte überall die ungestüme Tapferkeit der Preußen und Russen; die meisten Dörfer wurden mit Sturm genommen und die Franzosen wichen zurück. In diesem Augenblicke kam Napoleon, der mit seinen Garden und andern Haufen vom Wege nach Leipzig umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde an. Unaufhaltsam trieb er seine Schaaren den angegriffenen Flecken zu. Er selbst ritt an die Reihen, sprach ihnen zu und setzte sich dem feindlichen Feuer mehr als

jemals aus, denn er wußte wohl, daß an dem Ausgange dieser Schlacht der Muth seines Heeres und die Behauptung von Deutschland hing. Von neuem wurde mit der höchsten Erbitterung um die Dörfer gestritten, so daß bald der eine, bald der andere Theil in ihrem Besitze war. Oft konnte nur die Hälfte eines Dorfes erobert werden und die Gegner kämpften zwischen den Häusern und Gärten, und in den engen Wegen, mit Schwertern und Bajonetten, Mann gegen Mann. Da galt es, ein tapferes Herz in der Brust zu bewahren, wenn die Streitenden über blutende Leichen wegschreiten mußten und die Sterbenden laut in das Schlachtgewühl hineinjammerten. Da konnte nur das Gefühl, **für eine gerechte Sache zu streiten,** den Anblick des so entsetzlichen Jammers ertragen lassen. Aber eben diesen Schild hatten die Preußen und Russen zum Schutze ihres Herzens und ließen sich die Wuth des Feindes nicht irren. Zum vierten Male griffen sie ihn mit gesammelter Kraft an; es waren vorzüglich die preußischen Garden, welche des Feindes Hauptstellung, die Höhen hinter Rhana, nach Kaja zu, stürmten. Diesem Stoße konnte er nicht widerstehen, sein Mittelpunkt wankte und mehrere Bataillone warfen, von Schrecken überwältigt, die Gewehre weg und flohen. Sie haben sich bis Weißenfels und Naumburg zerstreut. Das war der Augenblick, da Napoleon, wie ein Augenzeuge berichtet, mit grimmiger Miene die Meldung solcher Flucht anhörte und einen scheuen Blick auf seine Begleiter warf, der zu fragen schien: „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?“ — Aber bald faßte er sich wieder, und wie er immer durch blitzschnellen Entschluß seine Gegner aus der Fassung zu bringen gesucht, so ließ er jetzt seinen Artillerie-General Drouot achtzig Stücke Geschütz auf einen Fleck versammeln, um durch ein unwiederstehliches Feuer die Reihen der tapfern Feinde niederzuschmettern. Für solche entscheidende Augenblicke mußte immer seine zahlreiche Garde-Artillerie in Bereitschaft sein. Zugleich mußten sechszehn Bataillone der Garde auf die Höhen hinter Kaja vordringen. Das Geschütz wüthete, gleich als hätte ein feuerspeiender Berg sich geöffnet gegen Menschen, die ihm nur eine unerschrockene Brust entgegensetzen konnten. Ganze Rheihen wurden zu Boden gestreckt; einige der Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden; zugleich wurde die rechte Flanke der russischen Schlachtordnung von dem Vicekönig Eugen, der eben mit 30,000 Mann frischer Krieger von Markrannstädt herangekommen war, hart gedrängt. Napoleon trieb, in hastiger Siegesbegierde, immer vorwärts und ließ im Mittelpunkte unaufhörlich aus sechzig bis achtzig Kanonen feuern. Und dennoch wichen die Russen und Preußen, obwohl von dem heißen Tage sehr ermüdet, nur langsam Schritt vor Schritt zurück und hielten standhaft jeden Fleck fest, der irgend zu halten war, bis zum Einbruche der Nacht. Die Franzosen konnten nicht einmal bis in die Stellung vordringen, die sie am Morgen, beim Anfange des Treffens, inne gehabt hatten, denn die Preußen behaupteten sich unerschütterlich in Groß-görschen.

Tiefe Dunkelheit bedeckte schon das blutige Feld; man sah nur den Blitz des Geschützes, wenn noch einzelne Stücke abgefeuert wurden; an drei Orten stiegen die Flammen der brennenden Dörfer auf; Napoleon befand sich hinter den Vierecken seiner Garde; — da donnerte plötzlich, im dumpfen Gerassel, eine Lienie Reuterei von der rechten Flanke her bis dicht an die Vierecke heran. Wenn sie noch zweihundert Schritte vordrang, so war der Kaiser mit seinem Gefolge, welches erschrocken auseinander prellte, gefangen.

Es war der nie rastende Blücher, der durch neun Reutergeschwader einen Anfall auf den rechten französischen Flügel machen ließ, um dem Feinde das ruhige Bewußtsein der Kraft zu zeigen, welches noch in ihrer Brust sei. Und obwohl der Angriff wegen der Menge französischen Fußvolks und eines Hohlweges, der in der Dunkelheit Verwirrungen erzeugte, keine weiteren Folgen hatte, so war doch die Hauptabsicht erreicht, denn die Franzosen wagten nicht, auch nur einen Schritt weiter vorzugehen, sondern blieben die ganze Nacht, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen.

Die Verbündeten hatten wie Löwen gekämpft; die Russen bewiesen, wie der preußische Schlachtbericht ihnen das Zeugniß gibt, daß sie auf Deutschland's Boden mit demselben Muthe zu streiten verstanden, der ihnen in ihrer Heimath den Sieg errang, und die Russen wiederum bezeugten, daß das preußische Heer ihre hohe Bewunderung erworben habe. Von nun an stand ihr Vorsatz noch fester, den Waffenbruder, der mit so edler Begeisterung für seine Freiheit kämpfte, nimmer sinken zu lassen, sondern auf Tod und Leben mit ihm zusammen zu halten; und welche Gefühle die Herzen des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaisers Alexander bewegten, das zeigte die ruhige, feste Zuversicht, die von nun an alle ihre Schritte leitete. Durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf von der Kühnheit und Todesverachtung dieser jungen preußischen Krieger, die zum ersten Male auf dem Kampfplatze erschienen waren; es wurde der Glaube immer fester, daß solche Begeisterung für die gerechteste Sache am Ende gewiß den Sieg erringen werde. Dieser erste Kampf war ein Ehrenkampf, und als solcher war er gewonnen. Denn ungeachtet der französischen Uebermacht hatten die Verbündeteten kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren; und nirgends war, selbst bei dem heftigen, alle Sinne betäubenden, Geschützes- und Gewehrfeuer des Feindes, eine Unordnung oder Flucht gesehen worden. Ihr Heer betrug in der Schlacht nur 70,000 Mann, und die Franzosen hatten 120,000. Von beiden Seiten waren zusammen wohl 30,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde gefallen. Mit solcher Todesverachtung fochten die Preußen, Hohe und Niedere, daß mehrere der Anführer, unter ihnen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, den Heldentod starben, und die ersten Generale, Blücher und Scharnhorst, verwundet wurden.

Am nächsten Morgen erwartete Napoleon von Neuem angegriffen zu werden. Allein die Verbündeten Herrscher bedachten, daß ihr tapferes Heer in der mörderischen Schlacht viel gelitten habe und noch zu klein sei gegen das feindliche, von welchem nicht einmal alle Schaaren im Gefecht gewesen waren. Wenn sie sich über die Elbe in die feste Stellung bei Bautzen zurückzogen, so konnten sie viele Verstärkungen an sich ziehen und ihrem Heere einige Ruhe verschaffen. Ein zweiter Angriff an der jetzigen Stelle wäre nur dann nothwendig gewesen, wenn der gesunkene Muth des Heeres auf jede Gefahr durch eine neue Schlacht hätte gehoben werden müssen; aber so stand es nicht um die Herzen der Krieger. Keines war gebeugt, und keines zitterte vor dem Feinde. Das Herz ist noch gesund! so sprachen manche Verwundete, welche mit Ehren hätten zurücktreten können, und wollten ihren Platz in der Schlachtreihe nicht verlassen; — und dieses Wort offenbarte die Stimmung des ganzen Heeres. Es wurde daher der Rückzug über Borna und Altenburg an die Elbe beschlossen und mit

der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Bei Meißen setzten die Preußen, bei Dresden die Russen über die Elbe, und am 8. Mai Morgens verließen der Kaiser Alexander und der König von Preußen Dresden.

155. Die Schlacht bei Bautzen oder Wurschen, am 20. und 21. Mai 1813.

An diesem selben Tage, den 8. Mai, rückte Napoleon in Dresden ein und schickte sogleich einen Abgeordneten an den König von Sachsen, nach Prag, um ihn zur Rückkehr in seine Hauptstadt aufzufordern. „Wenn er sich dessen weigere, auch seine Festung Torgau und alle seine Truppen nicht zu Napoleon's Verfügung stellen wolle, so werde Sachsen als ein erobertes Land behandelt werden.“ Zur Bedenkzeit wurden dem Könige nur sechs Stunden gestattet; und die Sorge wegen Napoleon's Drohungen, der den größten Theil seines Landes schon besetzt hatte, überwog jede andere Rücksicht. Der König wagte es nicht mehr, wie er früher gewollt, sich an Oestreich anzuschließen, sondern verstärkte das französische Heer mit 12000 Sachsen und kehrte am 12. Mai nach Dresden zurück. Napoleon ließ zu seinem Einzuge einen festlichen Empfang bereiten, und als er nun an seiner Seite einritt und am äußersten Stadtthore die Abgeordneten des Stadtrathes ihrer warteten, zeigte er auf den König und sprach: „Hier seht ihr euren Retter. Hätte er sich weniger als treuer Bundesgenosse bewährt, so würde ich Sachsen als ein bezwungenes Land betrachtet haben. Nun sollen meine Heere nur durchhin ziehen und ich will es gegen alle Feinde beschützen.“ — In dem Augenblicke, da er dieses sprach, wurde die sächsische Stadt Bischofswerda, jenseits der Elbe, nachdem die Russen sie verlassen hatten, von den Franzosen ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt. Die französischen Berichte aber logen mit frecher Stirne, es sei von den Russen geschehen.

Tages vorher, den 11., war das französische Heer über die, in Eile wieder hergestellte, Elbbrücke gegangen. Sieben Stunden lang saß Napoleon auf einer Bank der Brücke und ließ Franzosen, Italiener und die Haufen der Bundesfürsten vor sich vorüberziehen. Solche Schauspiele waren ihm die köstlichsten, und mit diesem Heere wollte er nun die Verbündeten zum zweiten Male aufsuchen, die eine feste Stellung bei Bautzen und Hochkirch bezogen hatten. Sie hatten sich bis auf beinahe 100,000 Mann verstärkt, er aber konnte ihnen wieder 160—170,000 entgegenstellen. Den Marschall Ney und den General Lauriston ließ er von Hoyerswerda her den Gegnern in die rechte Flanke gehen, um ihre Stellung unwirksam zu machen. Diese merkten das Vorhaben und schickten ihnen einige tapfere Haufen unter York und Barclay de Tolly bis Königswartha entgegen. Unerwartet überfielen diese eine italienische Abtheilung von 9000 Mann, rieben sie fast gänzlich auf, so daß, was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Wälder flüchtete, und eroberten auch ihre Kanonen mit den Pulverwagen. Als nun aber das ganze Heer des Marschalls herankam, zogen sich die Preußen und Russen nach einem tapfern Kampfe zu dem Hauptheer zurück, weil sie nicht stark genug waren, es allein mit ihm aufzunehmen.

Am folgenden Tage, den 20. Mai, erzwang Napoleon durch ein blutiges Gefecht auf den Höhen von Burk und bei Bautzen den Uebergang seines Heeres über die Spree; er verlor sehr viele Leute dabei, und die Verbündeten zogen sich in der größten Ordnung in ihre Hauptstellung bei

Gleinau, Kreckwitz und bis zum Gebirge. Die Russen hatten den rechten und linken Flügel, die Preußen unter Blücher den Mittelpunkt inne. Zwar hatte diese Stellung ihre Festigkeit schon verloren, seit ihnen Ney in der rechten Seite und fast im Rücken stand; allein sie ohne Kampf zu verlassen, schien dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm ihrer unwürdig zu sein. Sie wollten den übermüthigen Feinden wenigstens zeigen, daß die Festigkeit ihres Heeres nicht in den Schanzen, sondern in der Brust jedes Kriegers beruhe; daher nahmen sie den Kampf an. Napoleon's Schlachtplan war, daß seine Marschälle Oudinot und Macdonald den linken Flügel der Gegner zuerst angreifen sollten, damit sie ihre Aufmerksamkeit dahin richten müßten, der Marschall Ney, nach seiner ersten Bestimmung, ihre rechte Flanke noch mehr umginge; und dieser Anschlag mußte ihm wohl gelingen, weil er so viel Tausende mehr hatte. Am nächsten Morgen, den 21. Mai, vor Tagesanbruch, war er schon auf, und der Angriff auf den linken russischen Flügel, unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg und dem General Miloradowitsch, gab das Zeichen der Schlacht. Hier an einem waldigen Bergrücken, wurde auf's Heftigste mit dem Geschütze hinüber gefeuert und die Scharfschützen suchten einander Vortheile abzugewinnen; aber die Russen hatten sehr gut gewählte Anhöhen besetzt und wiesen die beiden Marschälle, welche sehr viel Menschen verloren, blutig zurück. Auch in der Mitte kam es bis Mittag zu keinem Hauptangriff in der Nähe; Napolen wartete, bis Ney die Punkte erreicht haben würde, welche er ihm bestimmt hatte. Dieser war mit großer Heftigkeit vorgedrungen, hatte den russischen Feldherrn Barclay de Tolly zum Rückzuge genöthigt und den Gleiner Windmühlenberg, so wie das Dorf Preititz, erobert. Der Augenblick war gefährlich, denn Preititz lag fast im Rücken des Bundesheeres; aber Blücher schickte sogleich den General Kleist dorthin zur Hülfe und die Preußen erstürmten das Dorf wieder. Da sah Napoleon, daß es noch nicht genug sey, solche Krieger unerwartet an der schwachen Seite anzugreifen; er mußte daher neue Kolonnen zu Hülfe nehmen, die bisher, in einem tiefliegenden Grunde versteckt, gewartet hatten. An ihre Spitze stellte er seinen besten Feldherrn, den Marschall Soult, den er aus Spanien zu sich gerufen hatte; und in dem Augenblicke, da die Preußen durch die Unterstützung des rechten Flügels ihre Mitte geschwächt hatten, mußte Soult diese mit Ungestüm angreifen. Unabsehbare, dunkle Schaaren des Fußvolks wälzten sich gegen die Höhen von Kreckwitz, die der Schlüssel der preußischen Stellung waren, hinan; zugleich ließ Napoleon hier wieder, wie bei Lützen, eine Menge Geschütz auf einen Fleck zusammenfahren und ein fürchterliches Feuer erheben. Blutig wurde um diese Höhen mit dem Bajonette gestritten und die Franzosen verloren außerordentlich viel Menschen; endlich blieben sie durch ihre große Menge Meister derselben. Jetzt mußten die verbündeten Herrscher entweder Alles daran setzen und mit letzter Kraft und gewiß sehr vielem Blute die verlornen Höhen wieder erstürmen, oder die Schlacht abbrechen, weil ihre Stellung nun gar zu unvortheilhaft geworden war Und dieselben Gründe, welche sie, ohne geschlagen zu sein, bei Lützen zum Rückzuge bewogen, thaten es auch hier. Noch war der Augenblick nicht gekommen, da es rathsam war, das Aeußerste zu wagen; noch war viel neugerüstetes Volk aus Preußen und Rußland nicht zur Stelle, und vor allen Dingen mußte die Stellung dicht neben Oestreich behauptet werden, dessen Beitritt zur gerechten Sache sehr bald zu erwarten

war; seine Rüstung war ihrer Vollendung nahe. Aus diesen Gründen befahlen die beiden Herrscher ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen und den Kampfplatz zu verlassen; und es geschah nach 3 Uhr Nachmittags, bei hellem Tage, mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an keine Verfolgung wie nach einem Siege, denken konnten, nicht ein Stück eroberten und in der ganzen Schlacht sehr wenige Gefangene machten. Napoleon hatte sich auf einen Hügel bei Niederkayna begeben und überschaute, auf einer Trommel seiner Garden sitzend, das Schlachtfeld; mit hastiger Eile trieb er seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen; allein die leichte Reuterei der Russen und Preußen, die den Rückzug deckte, hielt die schönste Ordnung, und er mußte zufrieden sein, daß die Feinde ihm nur den Wahlplatz überlassen hatten. Er hatte diesen Gewinn theuer genug erkauft, denn er verlor in diesen Tagen mehr als 20,000 Mann, während die Verbündeten in Allem kaum 12,000 einbüßten.

156. Der Waffenstillstand, vom 4. Juni bis 17. August 1813.

Die verbündeten Heere zogen sich nach Schlesien zurück und Napoleon folgte ihnen eifrig. Sobald sich aber sein Vortrab nur etwas zu nahe an ihren Nachzug wagte, so wandte sich dieser um, und dann setzte es blutigen Kampf. Napoleon, unwillig, daß seine Generale von einer zurückweichenden Armee nicht mehr Gefangene einbrachten, übernahm selbst den Befehl des Vortrabes und griff am 22. Mai Abends bei Reichenbach den Nachtrab der Verbündeten an. Aber seine Reuter wurden schnell zurückgeworfen und eine Kanonenkugel schmetterte dicht neben ihm selbst die Generale Kirgener und Labruyère und den Marschall Duroc, seinen vertrautesten Gefährten, nieder. Des Letzteren Verlust schmerzte den sonst gefühllosen Mann, der wenige Freunde in seinem Leben gehabt hat, tief; dieser war noch vielleicht der einzige, der zu ihm ein freies und offenes Wort redete, weil er sein Jugendgenosse gewesen war.

Am 26. legte Blücher den nachrückenden Franzosen ebenfalls einen Hinterhalt von Reuterei unter Ziethen bei Haynau; und als nun, nach der Abrede, die Windmühle von Baudmannsdorf als Wahrzeichen in Flammen aufloderte, da stürzten die 3000 Reuter mit lautem Hurrah hinter der Höhe hervor und in die französischen Vierecke hinein; diese wurden niedergehauen, zersprengt, zu Boden geritten, dreihundert Gefangene und elf Kanonen erbeutet. Der Oberst von Dolfs, der diese tapfern Reuter führte, fiel mit Ruhm bedeckt, mitten unter den Feinden.

Napoleon sah wohl, daß der Muth der Feinde noch nicht gebrochen war; er bot einen Waffenstillstand an, und als die Verbündeten sich dazu willig zeigten, um nach dem blutigen Monat Mai den Heeren einige Ruhe zu geben, wurde er den 4. Juni auf sechs Wochen geschlossen. Die Franzosen verließen Breslau wieder, das sie bereits eingenommen hatten, und behielten nur einen kleinen Theil Schlesien's besetzt; — ehemals schloß Napoleon einen solchen Vergleich nie, ohne Festungen und große Landstriche dadurch zugewinnen. Den einzigen Gewinn hatte er diesmal nur durch Zufall, an der Besetzung Hamburg's.

Im Anfange Mai's als Napoleon in's Feld zog, war auch der Marschall Davoust mit 14,000 Mann gegen Hamburg vorgerückt, welches nur von einem schwachen Haufen unter dem General Tettenborn besetzt war.

Zwar hatten sich die Bürger der Stadt, voll Eifers für die Sache der Freiheit, eben selbst gerüstet, allein zur Vertheidigung einer so großen Stadt gehörte eine viel stärkere Besatzung. Man hoffte auf den Beistand der Dänen, welche dicht an Hamburg, in Altona, standen, und von der andern Seite auf die Schweden, die von ihrem Kronprinzen in Pommern und Mecklenburg gesammelt waren. Und wenn es auf den guten Willen der einzelnen Anführer, wie der Krieger von beiden Völkern, angekommen wäre, so würden die Hamburger an ihnen einen trefflichen Beistand gefunden haben; ja einzelne Haufen wagten es sogar, ohne höheren Befehl, gegen die Franzosen mit zu fechten, als diese die Elbinseln angriffen. Aber die Berechnungen der Staatsklugheit vereitelten, was in dem Gemüthe der Völker so klar und warm sich ausdrückte. Schweden wollte **Norwegen** haben, und hatte sich von Rußland und England den Besitz dieses Landes schon als Preis des Beistandes ausbedungen; Dänemark wollte diese Hälfte seines Reiches nicht fahren lassen und wendete sich darüber in diesem, für Hamburg entscheidenden, Augenblicke auf die Seite der Franzosen. Die unglückliche Stadt wurde das Opfer der Eifersucht dieser beiden Völker. Die Schweden zogen sich aus Hamburg zurück, General Tettenborn wurde nach der Bautzener Schlacht aber abgerufen, und die Dänen, welche am 30. Mai in die Stadt eingerückt waren, ließen an demselben Tage die Franzosen ein. Viele muthige und freigesinnte Männer von der Hamburger Bürgergarde, welche tapfer gefochten hatten, wanderten aus und wendeten sich nach Mecklenburg, um dereinst, bei besserm Glücke, auch ihre Vaterstadt wieder befreien zu helfen, die nun in den Händen harter Befehlshaber, Davoust, Vandamme und Hogendorp, blieb. Hätte sie noch acht Tage länger vertheidigt werden können, so daß sie am 8. Juni noch frei war, so wäre sie es nach den Bedingungen des Waffenstillstandes geblieben und hätte eines der schrecklichsten Jahre ihrer Geschichte nicht erduldet. In seiner Erbitterung über ihren Freiheitsmuth legte ihr Napoleon eine Strafe von 48 Millionen Franken auf, — einer einzigen Stadt so ungeheure Summe! — Das Geld wurde, so viel man erzwingen konnte, zusammengepreßt, ehrliche Leute in's Gefängniß geworfen, die angesehensten und besten Bürger gezwungen gleich den Taglöhnern an der Befestigung der Stadt, dem Niederreißen ihrer eigenen schönen Gartenhäuser, dem Umhauen ihrer Obstbäume, dem Aufwerfen von Schanzen, zu arbeiten; und dabei mußten sie den Hohn und den Uebermuth der verhaßten Fremdlinge ertragen, das Härteste was einem ehrliebenden Manne widerfahren kann!

Am zweiten Pfingsttage kam die Nachricht des Waffenstillstandes nach **Berlin**. Da zeigte es sich an der wogenden Menge, die auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und vor den Thoren versammelt war, welcher Sinn in dem preußischen Volke lebte, und wie wenig die bisherigen Rückzüge den entschlossenen Muth gebeugt hatten. Berlin war nicht mehr geschützt durch das verbündete Heer, welches nun an der Oder stand, es lag den Angriffen des Feindes, der schon weit über die Spree hinaus war, fast unbewehrt offen, wenn der Krieg fortdauerte. Und dennoch wurden bei der Nachricht, das er nun ruhe, die Gesichter niedergeschlagen, statt sich zu erheitern, und die Furcht bemächtigte sich Aller, daß jetzt vielleicht durch einen Frieden mit dem listigen Feinde ein halber, unentschiedener Zustand hervorgebracht und das Vaterland doch nicht mit einem Male frei werde. Und wie in Berlin, so war die Stimmung im ganzen preußischen Lande und in

ganz Deutschland, wo nur in einer Brust ein deutsches Herz schlug. — Es fanden sich in diesen Tagen der Waffenruhe nicht wenige Jünglinge und Männer, die mit frischem, kräftigem Blut den Feldzug und alle seine kalten Nachtlager auf rauher Erde, alle Züge in Schnee und Regen und brennender Sonnenhitze, gesund bestanden hatten, die aber jetzt der Unmuth über die Ruhe, welche ihnen wider ihren Willen aufgedrungen war, in harte Krankheit niederwarf.

Der König beruhigte sein Volk durch eine Erklärung über den Abschluß des Waffenstillstandes. „Er ist angenommen," sagt er darin, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch das Ziel erreichen!"

Rastlos wurde fortgewirkt, gewaffnet geübt, gekleidet und Verwundete geheilt; Männer, Frauen, Kinder, wer sich einer Kraft und eines gesunden Herzens bewußt war, half zu dem großen Werke. Ach, ein Mann, der diese herrlichen Bewegungen vorzüglich vorbereitet hatte, der vor Allen den Tag der vollen Freiheit zu sehen verdiente, — die Morgenröthe hatte er gesehen, — er starb in diesen Tagen des Waffenstillstandes. Es war der in der Schlacht bei Lützen verwundete edle Scharnhorst. Seine Wunde nicht achtend, wollte er noch immer ordnen und schaffen, aber sie verschlimmerte sich, und bald ahnete er den schlimmen Ausgang für sich. Aber selbst die letzten Tage seines Lebens sollten dem Dienste der Freiheit gewidmet sein; er ließ sich nach Prag bringen, seine Wunde dort heilen zu lassen, in der That aber, um Oestreich's gerechte Theilnahme an dem großen Kampfe beschleunigen zu helfen. Und er hat noch gewirkt, geredet, mit seines Geistes ruhiger Kraft die Unentschiedenen gestärkt. Allein in diesen Anstrengungen starb er in Prag den 28. Juni. Er war ein rechter deutscher Mann, tief und ernst, klar und ruhig, das Kleine wie das Große umfassend, sich selbst aber gänzlich vergessend, wenn es das Ganze und Allgemeine galt.

Solcher Männer Wirken und Schaffen konnte nicht ohne Frucht bleiben. Zugleich unterließ Napoleon nichts, um durch neue Zeichen seines bösen, leidenschaftlichen Sinnes den Zorn aller Guten immer mehr zu entflammen. — Der Major Lützow mit seiner Freischaar, die aus muthigen Jünglingen aller Stände bestand, hatte sich in den Rücken des französischen Heeres bis tief in Sachsen, ja bis an die Grenze von Franken, gewagt und dem Feinde durch Aufhebung kleiner Züge von Soldaten, Geschütz und Zufuhr manchen Schaden zugefügt. Napoleon war sehr erbittert auf die kecke Schaar. Nach einem Artikel des Waffenstillstandes sollten die Lützower bis zum 12. Juni über die Elbe zurückgekehrt sein; aber erst am 14. erhielt ihr Anführer die amtliche Nachricht von dieser Bedingung und konnte sie daher zu der festgesetzten Zeit nicht erfüllen. Darüber aufgebracht befahl Napoleon: „diese Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden;" und am 17. Juni des Abends wurden sie, während des Waffenstillstandes, als sie sorglos daherzogen, um über die Elbe zurückzugehen, plötzlich bei dem Dorfe Kitzen nicht weit von Leipzig, von der feindlichen Reuterei, die sie geleiten sollte, hinterlistig angefallen. Die kleine Schaar wurde leicht aus

einander gesprengt, viele niedergehauen, verwundet, gefangen, und nur ein Theil mit dem Anführer schlug sich durch. Von den andern jedoch, die zerstreut oder gefangen waren, sind auch die meisten, zum Theil durch die Hülfe der deutschgesinnten Einwohner, entkommen.

Obwohl solche und andere Zeichen keineswegs eine Rückkehr zur Mäßigung und Gerechtigkeit in Napoleon's Grundsätzen bewiesen, so wollte dennoch der Kaiser von Oestreich noch einen ernstlichen Versuch zur Friedensvermittelung machen; es wurde ein Friedenscongreß nach Prag verabredet, und der Kaiser Franz begab sich selbst nach Gitschin in Böhmen, um in der Nähe zu sein. Vertrauensvoll schlossen sich Rußland und Preußen an Oestreich und nahmen seine Friedensvermittlung an; Napoleon that es auch mit Worten, aber es war ihm nicht Ernst. Sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß eine andere Macht mit selbstständiger Würde ihm die Forderungen der Billigkeit vorhielt; und noch weniger konnte er den Gedanken fassen, von seinen großen Eroberungen auch nur Etwas zu verlieren, Polen abzugeben, Deutschland freizulassen, und den Rhein als die Grenze seiner Herrschaft anzuerkennen. Daher suchte er nur die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; seine Gesandten kamen später nach Prag, erhoben Schwierigkeiten um Nebendinge, stritten darum, ob man mündlich oder schriftlich unterhandeln solle, und obgleich der Waffenstillstand noch bis zum 17. August verlängert wurde, so kam doch nicht das Mindeste zu Stande. Ihm war es nur darum zu thun, unterdeß die vielen Schaaren an sich zu ziehen, die aus Frankreich unaufhörlich herbeiströmten. Nun erst waren die Wirkungen der, im Winter befohlenen, Rüstung recht zu sehen. Fußvolk und Reuterei, Geschütz und Wagen, täglich zogen sie in langen Reihen bei Mainz und Straßburg und andern Orten über den Rhein, nach Sachsen hinzu. Es sammelte sich wieder um ihn ein Heer von 350,000 Kriegern, und außerdem hatte sein treuer Helfer, der Vicekönig Eugen, in Italien 60,000 Mann zusammengebracht, welche dieses Land gegen Oestreich vertheidigen sollten, wenn es zum Bruch käme; Baiern aber mußte 30,000 Mann unter dem General Wrede von seiner Seite an der östreichischen Grenze aufstellen. Davoust stand bei Hamburg mit 20,000 Franzosen und 12,000 Dänen, und 80,000 Franzosen hielten die Festungen Danzig, Zamosk, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Erfurt besetzt.

Da endlich das Maaß der Rede und der Geduld erschöpft war, sagte auch Oestreich dem unbeugsamen Manne den Krieg an. In einer freien offenen Erklärung zeigte der Kaiser Franz, wie ihn Ehre und Pflicht in die Waffen rufe, wie er nur das Wohl des europäischen Gemeinwesens im Auge habe und den Geist der Zeit, so wie Oestreich's Bestimmung, klar erkenne. Vor allen Dingen freute sich ein jedes deutsche Herz über die Worte, die der Kaiser Franz über Preußen redete. „Preußen's Schicksal," sagte er, „liege ihm vor Allem am Herzen, Preußen's Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung aber als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oestreich die wichtigste und schönste der Preußischen Provinzen (Schlesien) angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!"

Solche Worte waren ein Wohlklang in den Ohren derer, die das

Vaterland wahrhaft liebten. Die beiden ersten Mächte Deutschland's standen so schön durch große Zwecke vereinigt da, und das alte habsburgische Haus fühlte den kaiserlichen Beruf in sich, Preußen, früher seinen Nebenbuhler, in seinen alten Rang unter Europa's Mächten wieder einsetzen zu helfen. Solche Treue und Einigkeit der Ersten versprach dem deutschen Vaterlande eine glückliche Zukunft.

Napoleon wartete unterdeß mit Ungeduld in Dresden auf die Erklärung Oestreich's; noch immer mochte er die Hoffnung hegen, es durch seine listigen Künste in Unthätigkeit zu erhalten. Am 15. August langte endlich sein Abgeordneter, der Graf von Narbonne, von Prag zurückkehrend, an, und Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister Maret den wichtigen Augenblick. Mit großen Schritten sah man die drei auf dem Rasen vor dem marcolinischen Gartenhause, in welchem Napoleon wohnte auf und nieder gehen, letzteren nachdenklich, mit auf den Rücken gelegten Händen, in der Mitte der beiden andern. Das Gefolge blickte aus der Ferne scheu zu dem gefürchteten Herrscher hinüber, an dessen Lippen nun das Leben vieler Tausende hing. Die meisten hatten wenig Freude an diesem Kriege, denn er brachte nicht, wie viele der früheren, viel Gewinn mit wenig Gefahren, sondern gar wenig Vortheil und viel harte Arbeit. Plötzlich blieb Napoleon stehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als stieße er den angebotenen Frieden unwillig von sich. Wieder Krieg! tönte es halblaut und erschrocken von Munde zu Munde. Napolon aber ging mit funkelnden Augen durch den Saal der Marschälle, stieg in den Wagen und fuhr den Weg über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu.

157. Widеranfang des Krieges.

Die Verbündeten hatten ihre Heere so sehr verstärkt, daß sie den Franzosen an Zahl überlegen waren. Oestreich's Beitritt, anfänglich mit 120,000 Mann, welche bald auf 200,000 anwuchsen, gab ihnen dieses Uebergewicht; und sie bedurften desselben auch, weil sie von verschiedenen Seiten her, im großen Umkreise, gegen die Franzosen anrücken mußten, Napoleon aber von seinem Mittelpunkte aus mit demselben Haufen bald hier, bald dort, die Entscheidung geben konnte. Folgendergestalt waren die Heere vertheilt:

1) Der Kronprinz von Schweden, der mit 24,000 seiner Krieger auch auf dem Kampfplatze erschienen war, erhielt den Oberbefehl in Norddeutschland und sollte mit einem Heere von 120,000 Mann Berlin und die Mark Brandenburg beschützen. Nebst den Schweden hatte er die preußischen Heeresabtheilungen unter Bülow, Tauentzien, die russischen unter Winzingerode und Woronzow, und die des General Wallmoden unter sich. Letzterer war mit 25,000 Mann, aus Russen, Engländern, Hannoveranern, Mecklenburgern, der russisch-deutschen Legion und den Lützowern bestehend, gegen den Marschall Davoust und die Dänen an der mecklenburgischen Grenze aufgestellt.

2) Der General Blücher befehligte das schlesische Heer von 95,000 Mann und hatte die erste preußische Heeresabtheilung unter York, und die russischen unter den Generalen Sacken, Langeron und St. Priest mit sich. Der Erste seines Generalstabes war der General Gneisenau, dessen Name von nun an mit immer größerem Ruhme im preußischen Heere genannt werden sollte.

3) Das Hauptheer der Verbündeten in Böhmen, großentheils aus Oestreichern bestehend, aber durch die preußische Heeresabtheilung unter Kleist und die russische unter Wittgenstein, und durch die russischen Garden unter dem Großfürsten Constantin verstärkt, stand unter dem Befehl des östreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, eines Mannes, der mit Kriegserfahrung und Tapferkeit die Ruhe und Milde der Sinnesart vereinigte, welche ihn zum Befehlshaber eines gemischten Heeres geschickt machte. Dieses Heer war 230,000 Mann stark.

Der Verbündeten Stellung und Vertheilung war nach einem meisterhaften Plane geordnet. Denn gegen welches der drei Heere sich Napoleon auch wendete, immer waren ihm die beiden andern im Rücken und in der Flanke. Drang er von Dresden und der Lausitz gerade gegen Schlesien mit seiner stärksten Macht vor, so zog sich Blücher zurück und lockte ihn vielleicht bis an die Oder; aber unterdeß kam das große verbündete Heer schnell von der Seite aus Böhmen herbei, nahm in seinem Rücken Dresden weg, und dann war er wie in einem Netze gefangen. Fuhr er gleich mit seiner Hauptmacht zur Rechten an der Elbe nach Böhmen hinein, so drang Blücher seinerseits vor, folgte ihm und machte gleichsam seinen Nachtrab in den Engpässen der böhmischen Gebirge, und Napoleon kam zwischen zwei Feuer. Oder drittens, Napoleon ging selbst mit Uebermacht links gegen den schwedischen Kronprinzen und Berlin; aber dann machte dieser es eben so, wie die schlesische Armee, zog sich zurück, gab freilich einen Augenblick Berlin preis, aber unterdeß eroberte das große böhmische Heer Dresden und Leipzig und alle Vorräthe der Franzosen in Sachsen, und diese konnten es dann nicht lange mehr in Deutschland aushalten.

So groß und ruhig angelegt hatte sich Napoleon den Plan der Verbündeten wohl nicht vorgestellt. Er hoffte vielmehr immer noch, nach seiner alten Weise, auf glückliche Zufälle und vorzüglich auf Fehler seiner Gegner, und in dem Sinne sahen auch die meisten seiner Gefährten und Anhänger die Lage der Dinge. Im blinden Vertrauen auf ihres Herrn und Meisters blitzschnelle Kriegskunst trösteten sie sich mit dem Gedanken, den sie oft prahlend wiederholten: „Die Feinde werden Fehler machen, wir werden auf sie fallen und sie zerschmettern."

Die Klügern freilich rechneten nicht so, sondern riethen dringend die Stellung an der Elbe zu verlassen, die in ihrer rechten Seite von Böhmen her so gefährlich bedroht werde. Der Marschall Oudinot schrieb an Napoleon unter andern diese Worte: „Wenn er alle seine Besatzungen aus den Festungen ziehe, sie mit seiner Armee vereinige, sich alsdann an den Rhein zurückziehe, die abgemattetsten Truppen in gute Cantonnirungen verlege, die übrigen eine zweckmäßige Stellung nehmen lasse, so könne er noch immer den Verbündeten die Friedensbedingungen vorschreiben." — Aber solches Wort der Vernunft und Mäßigung war dem heftigen Manne, der sich über Alle erhaben dünkte, eine Thorheit; sein hartnäckiger Trotz sollte unsere Rettung werden, so war es im Rathe der Weltregierung geordnet.

Um sich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu lassen, wollte er mit aller Kraft auf das schlesische Heer fallen und es einzeln schlagen; und damit unterdeß die Oestreicher nicht aus Böhmen hervorkämen, hatte er am Eingange der Gebirge bei Gießhübel den Marschall Gouvion St. Cyr mit 40,000 Mann hingestellt. Zu gleicher Zeit sollte der Marschall Oudinot mit 80,000 Mann schnell gegen Berlin ziehen und es wegnehmen.

Wenn das Alles gelang, so war freilich der Vortheil auf seiner Seite. Aber der alte kluge Feldherr in Schlesien war wohl auf seiner Hut; als er nach mehreren Gefechten vom 18. bis 23. August merkte, daß die französische Hauptmacht ihm entgegenstehe, — es war in der Gegend von Löwenberg am Boberflusse, — so nahm er die Schlacht nicht an, sondern zog sich, dem vorausbestimmten Plane gemäß, nach Jauer zurück. Und Napoleon, der unterdeß eilige Nachricht erhalten hatte, daß das schwarzenbergische Heer gegen Dresden heranziehe, durfte ihn nicht verfolgen; am 23. August ging er mit seinen Garden und mit seiner 6. Heeresabtheilung in Eilmärschen auf dem Wege nach Dresden zurück.

158. Das Treffen bei Groß-Beeren, am 23. Aug. 1813.

An eben diesem Tage traf der tapfere General Bülow bei Groß-Beeren die Franzosen auf ihrem Zuge nach Berlin und verdarb ihnen die Fahrt durch einen harten Streich. Schon auf zwei Meilen waren sie nahe gekommen; ja Napoleon hatte schon öffentlich angekündigt, am 24. werde Oudinot in Berlin sein, und die französischen Commissäre lauerten, mit dem Verzeichniß aller der Dinge, die sie der Hauptstadt erpreßen wollten, begierig auf diesen Einzug. General Reynier hatte auf Oudinot's Befehl am 23. Groß-Beeren weggenommen; die Straße nach Berlin war erbrochen, am nächsten Morgen gedachte er triumphirend in die schöne Hauptstadt einzuziehen. Aber nicht einmal eine Nacht hindurch sollte der verwegene Feind solche Hoffnung hegen und in so gefährlicher Nähe bleiben dürfen. Ehe der Abend hereinbricht, unter dichten Regengüssen, dringt Bülow, obwohl er schon von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl zum Rückzuge auf Berlin erhalten hatte, auf seine eigene Gefahr mit seinen tapfern Preußen auf Groß-Beeren ein, während der Kronprinz mit den Russen und Schweden in Schlachtordnung stehen bleibt. Mit hellem, freudigem Kriegsgeschrei geht es auf den Feind, der sich so großer Dinge vermessen hat. Im Regen brennen die Gewehre nicht los, aber das Geschütz donnert, und die Schwerter sausen, und der starke Landmann kehrt seine Waffen um und schlägt mit der Kolbe drein. Solchen Ungestüm des Angriffs kann der Feind nicht aushalten. In Unordnung fliehen die Haufen aus dem Dorfe, bringen auch die folgenden mit in die Flucht, und Alles zerstreut sich draußen in Busch und Sumpf und in die düstere Haide, wo die Nacht sie in ihren Schutz nimmt. — Auch der General Tauentzien hatte mit geringer Macht auf dem äußersten linken Flügel bei Blankenfelde, von frühem Morgen an, die Angriffe des Generals Bertrand ausgehalten und tapfer zurückgeschlagen. — Nun sah der französische Marschall wohl, daß er es mit einem sehr entschlossenen Feinde zu thun habe; er wagte es nicht, sich weiter in eine Hauptschlacht einzulassen und zog sich eilig bis an die Elbe zurück. Er hatte 26 Kanonen und mehrere tausend Gefangene verloren. Ein unermeßlicher Jubel erscholl bei dieser Siegesnachricht in Berlin, wo Alles in ernster Stille der großen Entscheidung gewartet hatte, und Tausende von Menschen strömten zu Fuß und mit schwerbeladenen Wagen nach dem Schlachtfelde, die Krieger zu erquicken und die Verwundeten nach Berlin zurückzuführen, um ihrer sorgsam zu pflegen. — In derselben Zeit, am 27. August, schlug auch der tapfere Greis Hirschfeld den französischen General Girard, der mit dem Kern der Magdeburger Besatzung ausgefallen war, um dem Einzuge in Berlin mit beizuwohnen, bei Lübnitz und Hagels-

berg in die Flucht, so daß er sich nur mit einem Drittheil seiner Mannschaft eilig in die Festung zurückzog.

159. Die Schlacht an der Katzbach, am 26. Aug. 1813.

In Schlesien hatte Napoleon, als er nach Dresden umwendete, mit 80,000 Mann seinen Marschall Maldonald zurückgelassen, um den Preußen und Russen die Spitze zu bieten. Aber nicht sobald merkte Blücher, wen er gegen sich habe, als er auch wieder vorwärts ging; denn seinem Feinde lange Ruhe zu lassen, war nicht in seiner Weise. Eben war der Marschall Macdonald beschäftigt, über die Pässe der Katzbach zu setzen, indem er seinerseits vortheilhafte Angriffe zu machen gedachte. Man ließ ihn ruhig herüber, um ihn zu desto größerem Verderben in die Schluchten und Hohlwege in seinem Rücken zurückzuwerfen; und als es nun dem alten Feldherren Zeit dünkte, da rief er seinen Kriegern zu: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun Kinder, frisch vorwärts!" Und mit lautem Hurrah antworteten die muthigen Haufen, und bald entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Es war zwischen Brechtelshof und Groitsch am 26. August Nachmittags 2 Uhr. Den rechten Flügel führte Sacken, das Mitteltreffen York, und den linken Flügel Langeron. Es war ein furchtbares Regenwetter, der Erdboden mit Schlamm bedeckt, oder von Fluthen überschwemmt; die Flüsse und Bäche brausten schäumend von den Bergen herab und die ganze Gegend war wie mit einem düstern Schleier verhüllt. Aber in solchem Zorne der Elemente wurde der Zorn in der Krieger Brust nur noch heftiger entflammt. Das Fußvolk drang mit dem Bajonett, die Reuter mit ihrem Schwert gegen die Reihen der Feinde; der Feldherr selbst, von Jünglingsfeuer erfüllt, zog das seinige, als er den günstigen Augenblick zu einem Reuterangriffe in die Flanke des Feindes bemerkte, und sprengte den Schaaren voran. Dieser Angriff entschied. Der Feind konnte nicht widerstehen; seine Glieder lösten sich und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber nun waren in ihrem Rücken die Flüsse über ihre Ufer getreten und die Brücken fortgeschwemmt, es erhob sich ein schreckliches Drängen und Treiben; viele wurden in die Wässer gesprengt oder von ihrem eigenen Fuhrwerk und den Hufen der Pferde zerquetscht, viele gefangen, Geschütz und Gepäck auf jedem Schritte erbeutet; eine ganze Division unter dem General Puthod, die den Preußen und Russen in den Rücken ziehen wollte, wurde bei Löwenberg niedergehauen oder gefangen genommen. Schrecken und Verwirrung kam über alle Franzosen, die noch in Schlesien oder an der Grenze waren, und das große Macdonald'sche Heer war einem zerstreuten, flüchtigen Haufen gleich, der ohne Rast und Ruhe verfolgt wurde, bis er das schlesische Land gänzlich verlassen hatte. Da vergönnte der preußische Feldherr seinem Heere Ruhe und ertheilte ihm das wohlverdiente Lob. „Schlesien ist befreit," sprach er, „Eurer Tapferkeit, brave Krieger des russischen und preußischen Heeres, verdanke ich das Glück, ein schönes Land den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Trotzig trat euch dieser Feind entgegen; mit Blitzesschnelle aber brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor; ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor, eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und Katzbach hinunter. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamme habt ihr die Nächte zugebracht. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen, Mangel an Nahrung und Kleidung habt ihr gekämpft;

dennoch murrtet ihr nicht, und verfolgtet unverdrossen den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Krieger. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde! Hundert und drei Kanonen, zweihundert und funfzig Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Wagen, 18,000 Gefangene mit vielen hohen und niedern Anführern, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen! Lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken!"

Von dem Tage der Katzbacher Schlacht an hieß der greise Feldherr bei seinem Heere der General Vorwärts. In dieses Eine, kräftige Wort legte der Krieger das Gefühl und den Entschluß, der in eines jedem Brust war, zu siegen oder zu sterben; und dieses Wort übertrug er auf den Führer, der seinem Gemüth am nächsten stand, und in dessen starker Seele dieser eine Wahlspruch alles andere beherrschte. Nur Vorwärts gegen den Feind! — so ertönte es in aller Herzen; und diese gebietende Stimme hat das große Ganze zur Einheit verbunden, welches durch Gehorsam allein nicht zusammengehalten wäre; sie hat alle Fehler, die der Verstand hie und da in seinen Berechnungen beging, wieder gut gemacht; und sie endlich bezeichnet den Sieg, den in dieser großen Zeit das Gemüth über die Kunst davon getragen hat.

Der König wußte die Stimme des Volkes, welche selten irrt, wohl zu deuten, weil er selbst ein volksthümliches Herz in seiner Brust trug; er ernannte seinen Feldherrn bald darauf zum Feldmarschall seiner Heere, und erhob ihn später zum Fürsten von Wahlstadt [1]).

160. Die Schlacht bei Dresden, am 26. und 27. August 1813.

An dem gleichen Tage mit der Schlacht an der Katzbach, und an dem folgenden, wurde bei Dresden zwischen beiden Hauptheeren hartnäckig gekämpft. Aber die Vorsehung wollte nicht, daß es hier schon jetzt zu einer letzten Entscheidung kommen sollte. Der Fürst Schwarzenberg und die drei verbündeten Herrscher selbst waren mit dem großen Heere über die Gebirge, die Sachsen von Böhmen trennen, vorgerückt, hatten die Franzosen aus ihrer Stellung bei Gießhübel vertrieben und langten am 25. August vor Dresden an. Die Stadt war während des Waffenstillstandes stark verschanzt und hatte ein Heer zur Besatzung; dennoch hätte sie vielleicht im Sturme

---

[1]) Wahlstadt ist eine Probstei, welche auf dem schlesischen Schlachtfelde liegt, und in alter Zeit von der heiligen Hedwig zum Andenken des Herzogs Heinrich von Niederschlesien erbaut ist, der hier im Jahre 1241 in einer großen Schlacht gegen die Mongolen fiel. — Die russischen Soldaten unter Blücher's Befehle verehrten den alten Feldherrn, gleich seinen Preußen; sie hatten ihm den Beinamen „der kleine Suwaroff" gegeben. Die Kosaken aber ehrten ihn, nach ihrer Art, noch höher; es hatte sich das Gerücht unter ihnen gebildet; er sei eigentlich ein Kosak, am Don geboren, und durch besondere Schicksale als Kind aus seinem Vaterlande weggeführt.

Als einst Blücher's Thaten in seiner Gegenwart gerühmt wurden, sagte er: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit."

genommen werden mögen, wenn der Angriff um einen Tag früher geschehen konnte. Allein die Seitenwege in den Gebirgen, die ein Theil des Heeres eingeschlagen hatte, waren so ungangbar, daß zwanzig und mehrere Pferde eine einzige Kanone kaum über die Berge schleppen konnten, daß die Zufuhr stockte und die Hunderttausende von Menschen den bittersten Mangel litten. Durch alles dieses geschah es, daß das Bundesheer sich erst am 25. August Abends vor Dresden vereinigen konnte. Am 26., Morgens um 9 Uhr, war auch Napoleon in der Stadt, und eine große Heeresmenge wogte ihm in fortwährenden Zügen über die Elbbrücke nach. Seine Erscheinung war ganz unerwartet, man hatte ihn tief in Schlesien geglaubt. Er unterredete sich einige Augenblicke mit dem Könige von Sachsen und ordnete dann die Vertheidigung der Stadt an. Schon war der große Garten mit preußischen Jägern besetzt, die aus den Gebüschen herausfeuerten und einen Pagen nahe bei ihm verwundeten. Der Hauptangriff aber geschah erst am Nachmittage um 4 Uhr, von allen Anhöhen herab, die auf dem linken Elbufer in der Entfernung einer kleinen Stunde die Stadt umringen. Auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen bildeten sich sechs große Angriffszüge, deren jedem funfzig Kanonen vorangingen; festen Schrittes kamen sie von den Hügeln herab, sammelten sich in der Ebene und erhoben ein entsetzliches Feuer gegen die französischen Verschanzungen, die zugleich von den stürmenden Schaaren des Fußvolks angegriffen wurden. Einige tapfere östreichische Bataillone eroberten wirklich eine Schanze mit acht Stücken und drangen bis dicht an die Stadtmauer vor; aber es waren ihrer zu wenige, sie konnten ihren Platz nicht behaupten, und zu gleicher Zeit schickte Napoleon, unter dem Schutze seiner Batterien, aus mehreren Thoren starke Abtheilungen von Fußvolk und Reuterei zum Ausfalle hervor. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten, und selbst in die Stadt flogen Kugeln und Granaten und tödteten mehrere Einwohner. Aber das Bundesheer, welches zugleich gegen Schanzen und Mauern und starke Heereshaufen fechten mußte, konnte seinen Zweck nicht erreichen und mußte sich in seine erste Stellung auf den Anhöhen zurückziehen. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende.

Diese ganze Nacht hindurch zogen unaufhörlich frische französische Züge von dem andern Elbufer in Dresden herein, und am nächsten Morgen 7 Uhr brachen sie aus ihren Verschanzungen hervor. Napoleon wollte das große verbündete Heer mit Gewalt aus der Nähe seines Hauptwaffenortes vertreiben und wieder über die böhmischen Gebirge zurückwerfen. Er hatte den Kern seines Heeres hier versammelt, und selbst die Garden, welche nur in entscheidenden Augenblicken gebraucht wurden, mußten am Kampfe Theil nehmen. Sein Schlachtplan war dieser: Während er den rechten Flügel und den Mittelpunkt der feindlichen Ordnung durch ein starkes Feuer des schweren Geschützes in Aufmerksamkeit hielt und immer die Miene annahm, als wolle er hier vordringen, zog der König von Neapel mit vielem Fußvolk und der besten Reuterei des Heeres auf der Straße nach Freiberg hinaus, um den linken östreichischen Flügel anzugreifen. Dieser war nicht eng genug mit dem Hauptheere zusammengeschlossen, der Plauensche Grund lag zwischen ihnen; auch fehlte es hier an hinreichender Artillerie und fast gänzlich an Reuterei; und während nun der Regen in Strömen vom Himmel herab stürzte und alle Aussicht verdeckte, gelang es den Franzosen, unbemerkt bis nahe heran, ja in den Rücken der Oestreicher zu kommen. Und nun stürzte die schwere Reuterei auf einmal, wie ein vernichtender Strom, von

mehreren Seiten zugleich auf die östreichischen Regimenter, unter denen mehrere neugeworbene, des Krieges noch unkundige waren. Als sie ihre durchnäßten Gewehre gegen die furchtbaren geharnischten Reuterschaaren abdrücken wollten, versagten sie. Da blieb ihnen nichts, als Gefangenschaft oder Tod und es wurden hier über 12,000 Mann mit ihren Generalen Mezko und Seczany, zu Gefangenen gemacht. Als sie nach Dresden hineingebracht wurden, sah man es den ermatteten Kriegern leicht an, daß sie mehr von Entbehrung und Hunger und dem Ungestüm der Elemente bezwungen waren, als von den Reutern. Seit mehreren Tagen hatten sie keinen Bissen Brodes genossen, und die von dem unaufhörlichen Regen fast verzehrten Kleider hingen nur noch in Fetzen um ihre erstarrten Glieder, während ihre nackten Füße im Schlamme wateten. Viele rissen Stücke rohes Fleisch von den gefallenen Pferden und verzehrten sie; die theilnehmenden Bewohner Dresden's indeß erquickten sie, so gut sie vermochten.

Unter denen, die in diesen Tagen ihren Tod empfingen, war auch der französische General Moreau, früher von Napoleon nach Amerika verwiesen, jetzt aber zurückgekehrt, um mit seiner Kriegserfahrung, im Gefolge des Kaisers Alexander, zur Befreiung Europa's und seines Vaterlandes mitzuhelfen; denn er verfluchte den Ehrgeiz, welcher die Welt von einem Kriege athemlos in den andern trieb. Am 27. um Mittag, den Tag nachher, als er im Hauptquartier angekommen war, da er nur wenige Schritte von dem Kaiser Alexander hielt, wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Ein Augenzeuge in der Nähe Napoleons erzählt darüber Folgendes: „Zahllose Handpferde, die man auf der Höhe, Napoleon gegenüber, gewahr wurde, deuteten an, daß dort das Hauptquartier der Alliirten sei. Die Souveräne fanden sich also abermals einander gegenüber. Mittlerweile schoß eine Batterie, die im Grunde aufgestellt war, nicht mehr mit derselben Thätigkeit. Der Kaiser schickte hin, sie wieder anzufeuern. Sogleich machte die Batterie ein Lauffeuer, und schon bei den ersten Salven bemerkte man auf dem Hügel eine große Bewegung; es mußte irgend eine wichtige Person bei den Alliirten getroffen sein." — Das war also Moreau gewesen. Mit der Kaltblütigkeit eines Kriegers, der dem Tode schon oft in's Angesicht gesehen hat, ließ er sich, ohne einen Schmerzenslaut, die Beine abnehmen, starb aber dennoch zu Laun in Böhmen am 2. September. Er war ein gerader und biederer Mann, der Freiheit mit ganzer Seele ergeben und der Kriegskunst vollkommen kundig. Er hätte verdient, die Freiwerdung Europa's zu sehen. Dennoch ließ ihn die Vorsehung an dem ersten Tage, da er auf dem Schlachtfelde des großen Krieges erschien, fallen, vielleicht, damit uns Deutschen offenbar würde: nicht mit eines Fremden noch so trefflicher Kriegskunst, nicht durch die Berechnungen der Klugheit, sondern durch das Feuer und die Kraft des treuen, kühnen, auf Gott vertrauenden, Gemüthes könne einzig dieser Kampf entschieden werden.

Der Mangel an Zufuhr und Unterhalt, so wie die Niederlage des linken Flügels, wodurch die Hauptstraße nach Freiburg abgeschnitten war, bewogen die verbündeten Herrscher, ihr Heer nach Böhmen zurückzuführen. Dazu kam die Nachricht, daß der General Vandamme mit einem ausgewählten Haufen von der andern Seite her über Pirna eilig heranziehe, um die zweite Hauptstraße gleichfalls zu versperren. Napoleon's Absicht war auf die Vernichtung des großen Bundesheeres gerichtet; in den unwegsamen, öden Bergklüften eingesperrt, sollte es durch Hunger und Noth ver-

derben oder sich gefangen ergeben. Und wahrlich, die Gefahr war nicht gering! Aber sein Anschlag wendete sich zu seinem eignen Schaden.

161. Das Treffen bei Kulm, am 29. und 30. Aug. 1813.

Den General Vandamme selbst trieb sein ungestümer, ehrgeiziger Sinn und die Hoffnung, sich durch eine außerordentliche That den Marschallstab zu verdienen, kühn vorwärts. Er hätte eine arge Entscheidung herbeiführen können. Aber im Eingange des Töplitzer Thales stieß er am 29. August auf den General Ostermann mit 8000 russischer Garden, einer Heldenschaar, die sich ihm wie eine undurchdringliche Mauer in den Weg stellte. Er selbst hatte 30,000 Mann der besten französischen Krieger und kämpfte den ganzen Tag gegen die 8000; aber sie wichen ihm nur eine kleine Strecke, Schritt vor Schritt, ohne zu wanken noch sich zu lösen, obwohl schon nach wenigen Stunden die Hälfte von ihnen todt oder blutend da lag, und ihrem Anführer, dem tapfern Ostermann, durch eine Kanonenkugel der Arm fortgerissen wurde. Das war der Ehrentag der russischen Garden. Der König von Preußen selbst war es, der ihren Muth zu solcher Auszeichnung entflammte; er war dem großen Heere nach Böhmen vorangeeilt, den Rückzug zu sichern, und sah nun mit dem kriegsgeübten Auge die große Gefahr, die hier bereitet wurde. Er sagte den Russen, wie das große Kriegsheer noch nicht aus dem Gebirge herabgestiegen sei und wie ihr eigener Kaiser in Gefahr schwebe, wenn sie nicht ihren Platz behaupteten. Auf sein königliches Wort eilte auch das östreichische Dragonerregiment, Erzherzog Johann, welches zufällig dieses Weges zog, und auf die Theilnahme an einer Schlacht nicht angewiesen war, dennoch mit in den Kampf. Zehn Stunden hatte die tapfere Schaar ohne Brod und Futter zurückgelegt; aber beim Anblick der dringenden Gefahr achten sie nicht Hunger noch Ermattung und rücken eiligst in die vordersten Reihen. Und Vandamme wird glücklich aufgehalten. — Dennoch stand er noch immer an einem gefährlichen Platze für das verbündete Heer; er mußte mit jeder Gefahr von da vertrieben werden. Daher wurde er am 30. von Neuem durch die Russen und zwei östreichische Abtheilungen, die in der Nacht herangezogen waren, angegriffen. Nach acht traurigen Tagen brach die Sonne zum ersten Mal durch das düstere Gewölk, und in ihrem Angesichte wurde der entscheidende Kampf gekämpft. Vandamme hatte sich schon auf den Höhen von Kulm und Arbesau sehr vortheilhaft aufgestellt, und wollte von dem günstigen Platze nicht weichen. Der steile Geiersberg schützte seine rechte Flanke und von der Nollendorfer Gebirgsstraße herab erwartete er Hülfe durch Marmont, St. Cyr oder Mortier, welche dem großen Bundesheere gefolgt waren und an der andern Seite der Berge nur wenige Stunden entfernt standen. Das furchtbare Brausen der Schlacht erfüllte bald die Felsen und Höhen und die steilen Schluchten des Gebirges mit tausendfachem Wiederhall. Bis Mittag hielt Vandamme unerschütterlich Stand, so hart er auch bedrängt war; siehe, da erscheint plötzlich auf den Höhen und in den Wäldern in seinem Rücken, von wo er sehnsuchtsvoll die Hülfe erwartet, die preußische Heerschaar unter Kleist und zieht drohend herab. Ein kühner, im glücklichen Augenblicke erdachter, Zug quer durch das Gebirge auf Nollendorf brachte sie unerwartet an diesen entscheidenden Platz, in den Rücken des Feindes [1]). Ihr Anblick

---

[1]) Es war der nachherige General Grolman, damals im Generalstabe des Kleist'schen Corps, welcher diesen Weg angab. Ein genaues Studium der

wirkte wie ein Donnerschlag auf die Franzosen. Jetzt war nicht mehr der Gedanke des Sieges, sondern nur der Rettung, in ihnen und mit verzweifelndem Ungestüm stürzten sie sich auf die Spitze der anrückenden Preußen, ehe sich diese in eine Schlachtreihe ordnen konnten. Da geschah es, daß ein Theil der Reuterei wirklich durchbrach und entkam. Bald aber schlossen sich die Preußen wieder, die Nachrückenden füllten die Lücken; und indem nun von der andern Seite die Oestreicher und von der dritten die Russen tapfer zusammendrängten, wurde Vandamme zwischen so kräftigen Armen erdrückt. Die drei verbündeten Völker wetteiferten an diesem Tage in heldenmüthiger Tapferkeit; und so glänzend war ihr Sieg, daß von dem ganzen, ausgesuchten Heere nur zerstreute Haufen sich durch das Gebirge retteten, 8 bis 10,000 Mann mit den Generalen Vandamme und Haxo gefangen wurden, fast eben so viel Todte das Schlachtfeld bedeckten, und alles Heergeräth, einundachtzig Kanonen, viele hundert Wagen, zwei Adler und drei Fahnen den Siegern in die Hände fielen. Außerdem wurden einhundert und zwölf preußische Kanonen, die ohne Bespannung auf dem Gebirge standen, gerettet.

Dieser Schlag traf den unwilligen Napoleon sehr hart. Er lobte den Muth seines Heerführers, schalt aber seine Unklugheit. „Einem geschlagenen Feinde, sagte er, müsse man eine goldene Brücke bauen, oder einen stählernen Schlagbaum entgegensetzen; den stählernen Baum zu bilden, sei Vandamme nicht stark genug gewesen.“ — Wäre diesem indeß sein Vorhaben gelungen, er würde ihn mit den höchsten Ehren belohnt haben. Nun aber erhielt der tapfere Kleist von seinem Könige den Ehrennamen „Kleist von Nollendorf.“

Fast zu gleicher Zeit, da diese Thaten unter ihren Augen geschahen, erhielten die verbündeten Herrscher die Boten von den Siegen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, und auch der englische Marschall Wellington hatte aus Spanien einen Sieg bei Vittoria und mehrere andere gemeldet. Da ordneten sie am 3. September bei Töplitz ein feierliches Dankfest an und lobten und priesen mit ihren Schaaren Gott für seine große Hülfe.

162. Die Schlacht bei Dennewitz, am 6. Septemb. 1813.

Napoleon wollte den erlittenen Verlust auf einer andern Seite durch größeren Gewinn ersetzen. Sein kühnster Feldherr, der Marschall Ney, den er den Fürsten von der Moskwa genannt hatte, sollte an Oudinot's Statt mit einem verstärkten Heere Berlin erobern. Es gelang dem Marschall Ney wirklich, den Kronprinzen von Schweden durch Querzüge über seine wahre Richtung zu täuschen und die Preußen unter Bülow und Tauentzien plötzlich mit aller Macht am 6. September bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk, anzugreifen. Es war ein heißer Tag für die 40,000 Preußen; sie mußten die heftigsten Angriffe eines ganzen Heeres fast einen ganzen Tag lang aushalten, ehe ihnen die Russen und Schweden zu Hülfe kommen konnten; und dennoch hatten sie schon den Sieg errungen, als jene ankamen. Da galt es, gleich den 8000 Russen bei Kulm, und wie eben diese Bülow'sche Schaar schon bei Groß-Beeren gethan hatte,

---

Kriegszüge des siebenjährigen Krieges hatte seinem treuen Gedächtnisse diese, bei der Gefangennehmung des Fink'schen Corps wichtig gewordene Straße eingeprägt; im entscheidenden Augenblicke tauchte die glückliche Erinnerung wieder empor.

nicht die Menge und nicht die Wuth der Feinde zu achten und nur den Einen Gedanken in der Brust festzuhalten, daß ein jeder von ihnen erst als Leiche daliegen müsse, ehe die Franzosen den Weg zur Hauptstadt betreten dürften. Das haben die tapfern Männer ehrlich gehalten. Wenn sie ein Dorf oder einen Hügel, oder auch nur die Gasse eines Dorfes verloren hatten, so stürzten sie sogleich wieder unerschrocken gegen die andringenden Haufen und achteten ihr Feuer nicht, sondern trieben sie mit ihren Bajonetten im Sturmschritt zurück. Der erbitterte Feind kam in solchen Zorn über ihren Widerstand, daß er sich sogar an den Leichnamen der Gefallenen und an den Verwundeten rächte, wenn es ihm gelang, einen verlornen Platz auf einen Augenblick wieder zu gewinnen. Und wenn er einen Todten fand, der das eiserne Kreuz auf seiner Brust trug, so durchstießen ihn wohl zehn in ihrer Wuth noch mit ihren Bajonetten. Die französischen Anführer selbst strengten die äußersten Kräfte an, den Sieg an sich zu reißen; Ney wagte sich so in's Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges getödtet wurde und er nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft entging; Oudinot griff selbst, an der Spitze seiner Haufen, das preußische Fußvolk an; und Reynier blieb lange Zeit wie einer, der den Tod sucht, unter dem Feuer der preußischen Scharfschützen. Aber alles ihr Zürnen und Eifern brach sich an dem eisernen Muthe dieser tapfern Krieger. In blutiger Arbeit und fast übermenschlicher Anstrengung eroberten sie nach einander die Dörfer Nieder-Gersdorf, Rohrbeck, Dennewitz und Gölsdorf, schlugen erst des Feindes rechten Flügel, dann durchbrachen sie seine Mitte, zuletzt brachten sie auch den linken Flügel zum Weichen. Ein Viertheil der Preußen lag todt oder verwundet auf der Wahlstatt, aber hoher Ruhm deckte ihre Wunden und das Vaterland wird ihre Namen in allen Zeiten mit Dankbarkeit nennen. Und als nun am Abende die funfzig schwedischen und russischen Bataillone mit 6000 Reutern und einhundert und zwanzig Stücken Geschütz, die in einem Zuge drei Meilen zurückgelegt hatten, zur Hülfe herbeikamen, und als die ersten Reuter ansprengten und das fliegende Geschütz in den Feind hineindonnerte, da wurde seine Flucht vollkommen. Da war kein Aufhalten mehr; die Reuter ließen die Fliehenden nicht zu Athem kommen. 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, funfzig Kanonen und viele andere Siegeszeichen gingen am Tage der Schlacht und auf der Flucht bis an die Elbe verloren; und solche Muthlosigkeit war in das französische Heer gekommen, daß ganze Haufen die Waffen von sich warfen und sich auf den Weg nach Frankreich zurückwendeten. Der Marschall Ney selbst schrieb nach der Dennewitzer Schlacht an den Befehlshaber in der Festung Wittenberg: „Er sei nicht mehr Herr seiner Kriegsschaar; sie versage ihm den Gehorsam und habe sich in sich selbst aufgelöst.“ — Der General Bülow aber wurde von seinen Kriegern fortan „der Glückliche“ genannt, und er hat diesen Ehrennamen auch in der Folge bewährt; er verdiente ihn durch den glücklichen Scharfblick, mit welchem er im entscheidenden Augenblicke das Richtige erkannte, und die Kühnheit, mit welcher er das Erkannte zur Ausführung brachte. Von seinem Könige erhielt der Feldherr den Namen Graf Bülow von Dennewitz.

Nach solchen wiederholten Niederlagen seiner Feldherrn konnte Napoleon nicht mehr daran denken, neue Angriffe zu machen: ja, wenn die Stimme der Vernunft und Mäßigung bei ihm Gehör gefunden hätte, so mußte er einsehen, daß er sich nicht einmal mehr lange in Sachsen vertheidigen

könne. Aber sein Geist war verdunkelt, von Zorn und Rache ganz erfüllt; und wie ein unglücklicher Spieler in der Verzweiflung sein ganzes Vermögen auf einen Wurf setzt, so wollte Napoleon nun Alles gewinnen oder Alles verlieren und nicht vom Platze weichen.

Den Monat September hindurch war er fast immer auf dem Wege zwischen Dresden und der Lausitz auf einer, und dem böhmischen Gebirge auf der andern Seite, um entweder dem schlesischen Heere einen Vortheil abzugewinnen, oder das große Heer in Böhmen im Zaume zu halten. — Aber sie hüteten sich beide wohl, am ungünstigen Orte zu streiten, sondern blieben standhaft, wenn er heranzog, in solcher Stellung, daß er keine große Schlacht wagte. Dieses viele Hin- und Herziehen aber, in schlimmer Herbstwitterung, ermüdete seine Soldaten aufs Aeußerste, so daß sie den Krieg verwünschten, der ihnen früher eine Lust gewesen war.

Fast auf allen Seiten war er eingeschlossen und nur eine schmale Straße über Leipzig war noch zu seiner Verbindung mit Frankreich übrig. Auch sie blieb nicht mehr frei; einzelne kühne Anführer von leichten Streifschaaren beunruhigten unaufhörlich seinen Rücken. Da war der östreichische Oberst Mensdorf, der mehrmals Leipzig berannte; der General Thielmann, der, den sächsischen Dienst verlassend, der deutschen Sache seinen Arm weihete und kühne Streifzüge nach Weißenfels, Lützen, Naumburg und Merseburg unternahm; da war der russische General Czernitscheff, der mit seinen schnellen und verwegenen Kosaken sogar bis Kassel vordrang, den westphälischen König am 28. September aus dem üppigen Wohlleben seiner Hauptstadt verjagte und mit vieler Beute beladen wieder nach der Elbe zurückkehrte.

163. Das Treffen bei Wartenburg, am 3. Oktober 1813.

Doch diese kühnen Neckereien, so rümlich sie für die verbündeten Waffen zeugten und so schädlich sie auf die Länge den Franzosen wurden, entschieden das Schicksal des Krieges nicht schnell genug. Das arme sächsische Land litt fürchterlich unter der Last der großen Heere. Dem jugendlich rastlosen Greise Blücher wurde die Unentschiedenheit der Dinge zuerst und am meisten zuwider und er beschloß, dem Nordheere, welches schon bei Dessau eine Brücke und mehrere Versuche zum Elbübergang gemacht hatte, das Beispiel zu geben und die Hand zu bieten. Durch eine kühne, unerwartete und sehr schnelle Wendung stand er plötzlich, da man ihn bei Bautzen glaubte, bei Jessen an der Elbe, ließ in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober, während in seinem Lager, die Feinde zu täuschen, Musik und Tanz erscholl, zwei Brücken über die Elbe schlagen, und am andern Morgen zog schon das schlesische Heer auf's linke Ufer hinüber. Es war kühn genug, zwischen zwei feindlichen Festungen Torgau und Wittenberg. — Eben war der französische General Bertrand mit 20,000 Mann in diese Gegend gerückt und hatte eine sehr feste Stellung bei Wartenburg besetzt. Kaum war er hier in Ordnung, so sah er die Preußen, die er nicht erwartete, auf sich losrücken, und eben so unerwartet trafen diese hier eine so starke französische Macht. Aber zögern war nicht in ihrer Art; auf der Stelle griff der tapfere York, der voranzog, des Feindes starke Stellung hinter den Elbdämmen an und es entstand ein sehr blutiges Gefecht. Der Raum zwischen der Elbe und den mehrfachen Dämmen, welche sich in einem Halbkreise, vom Feinde stark besetzt, vor den Augen der Angreifenden ausdehnten, war mit

dichtem Weidengestrüppe bedeckt, und in dem sumpfigen Boden sank der Fuß fast bei jedem Schritte tief ein. Es war ein kühnes Wagestück bei solchen Hindernissen der Natur gerade im Angesicht der feindlichen Feuerschlünde zu stürmen; allein dem Kühnen gelingt auch das Außerordentliche; der überraschte Feind, der seine Stellung für unangreifbar mochte gehalten haben, mußte mit einem Verluste von tausend Gefangenen und dreizehn Kanonen eiligst weichen. Aber auch die Sieger hatten harten Verlust erfahren, besonders litten einige Regimenter schlesischer Landwehr von der Brigade des tapferen General-Majors von Horn, die hier zum ersten Male Gelegenheit fanden, zu beweisen, daß sie im heftigsten Kartätschenfeuer, dicht an den Reihen des Feindes, in kühner Todesverachtung den besten Linientruppen um nichts nachstehen wollten. Der General York war hingerissen von Freude über solche Auszeichnung; „den besten Grenadieren soll man von nun an die Landwehren an die Seite setzen," rief er voll Bewunderung aus, und es war der Tag von Wartenburg der Ehrentag für die Landwehren bei dem schlesischen Heere. Der neugeschaffene, nunmehr vollkommen erprobte Heerestheil hatte sich an diesem Tage in Besitz des Ranges gesetzt, den er in der Kriegsordnung der kommenden Jahrhunderte einnehmen wird.

Auch das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zu derselben Brigade von Horn gehörte, hatte sich besonders ausgezeichnet; ohne einen Schuß zu thun, durchwatete es im heftigsten Kugelregen den Morast vor des Feindes Verschanzung und erstürmte diese. Als nun, nach errungenem Siege, das Fußvolk vor dem General York vorüber in's Lager rückte, da sagte er, als jenes Bataillon heran kam; „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregiment?" Ja, rief ein Soldat vom rechten Flügel des ersten Zuges. Da nahm der General den Hut ab, und sein Gefolge mit ihm, und blieb unbedeckt, bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. — Zum Andenken dieses wichtigen Tages, welcher in den ganzen Lauf des Krieges einen raschern Umschwung brachte, gab der König später seinem Generale den Namen York von Wartenburg.

Blücher zog nach Düben und vereinigte sich mit dem Nordheere, das ebenfalls bei Dessau über die Elbe gegangen war. — Zu gleicher Zeit setzte sich das große Heer aus Böhmen in Bewegung, ließ Napoleon in Dresden rechts liegen und zog durch die Pässe des Erzgebirges nach den Ebenen von Sachsen hin zu. Das Hauptquartier desselben war am 5. Oktober zu Marienberg.

164. Die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht.

Nun konnte Napoleon sich nicht länger in Dresden halten. Die großen Heere drohten, sich in seinem Rücken zusammenzuschließen und ihn von Frankreich gänzlich zu trennen. Am 7. Oktober brach er auf und der König von Sachsen folgte ihm. In Dresden selbst blieb ein Heer von 28,000 Mann unter dem Marschall Gouvion St. Cyr zurück, und dieser Umstand beweiset zur Genüge, daß Napoleon die Elbe noch nicht zu verlassen dachte. So groß war noch immer sein Trotz auf das alte Kriegsglück, das durchaus sich wieder zu ihm wenden sollte, und so groß war die Geringachtung seiner Feinde, daß er sich freute, sie nun alle zusammen in der großen Ebene um Leipzig zu haben. Da gedachte er noch einmal wie ein Wetterstrahl zwischen ihnen hin und her zu fahren, ihre Blößen auszuspähen, und

einen nach dem andern zu schlagen, zu zersprengen, zu vernichten, und im Triumphe nach seinem Lieblingssitze in Dresden zurückzukehren.

Der nächste Schlag sollte dem zudringlichen schlesischen Heere gelten. Wenn Blücher sich überfallen ließ, so mußte er der Uebermacht erliegen; wenn er sich fürchtete und in der Besorgniß für Berlin, das nun fast ohne Schutz zur Seite lag, eilig über die Elbe zurückging, dann kam das große aus Böhmen hervorbrechende Heer in's Gedräng. Napoleon glaubte, trefflich gerechnet zu haben und einen oder den andern Gewinn sicher davon zu tragen; aber wie fand er sich betrogen, als er am 10. Oktober in Düben ankam und nicht den General Blücher, sondern statt seiner die Nachricht fand, derselbe habe sich nicht etwa seitwärts über die Elbe, sondern rückwärts hinter die Saale gezogen, um gleich wieder auf dem Platze zu sein, wenn das große böhmische Heer bei Leipzig ankomme. Da blieb freilich kein anderer Rath übrig als selbst nach Leipzig zu ziehen und alle Kräfte um diesen Mittelpunkt zu vereinigen. Ehe dieses aber bewerkstelligt und alle seine Haufen gesammelt werden konnten, brachte Napoleon vier langweilige Tage in Düben, einer kleinen sächsischen Stadt, zu. Das war dem ungestümen Manne die ärgste Pein, daß er den Krieg nicht mehr in seiner Gewalt hatte, sondern abwarten mußte, was die Feinde beschließen würden. In diesen Tagen hat man ihn, der sonst immer eilig und hastig getrieben war, geschäftslos vor einem großen Tische sitzen sehen, mit einem Bogen weißen Papiers vor sich, auf welchen er, in Gedanken versunken, große Frakturbuchstaben malte. Auch wurde es ihm immer mehr fühlbar, daß viele der Führer seines Heeres, des unaufhörlichen Kriegslebens müde, und nach dem Genusse der Ruhe auf ihren Gütern in Frankreich verlangend, zum Theil auch durch die Strapazen in den Feldlagern aufgerieben, sich nach dem Frieden sehnten und nicht mehr mit der alten Spannkraft und Willensergebenheit seine Befehle vollführten.

Leipzig war durch die unaufhörlichen Durchzüge und die in der Nähe herumschweifenden Freischaaren, die keine Lebensmittel hinzuließen, bereits sehr ausgesogen; da traf am 29. September die Marmont'sche Heeresabtheilung vor der Stadt ein, und nun begannen die Verheerungen der Umgegend in noch höherem Maaße. Die Viehheerden, welche diese Haufen auf ihrem Wege von Meißen her den Landleuten geraubt hatten, trieben sie auf die Kohlfelder um Leipzig und warfen ihnen die unausgedroschenen Garben aus den Scheunen vor. Die Dörfer waren in wenigen Nächten wüsten Stätten gleich, die Häuser erbrochen, Schränke und Kisten geplündert, die Thüren und das Hausgeräth zu Wachtfeuern verbraucht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten in die Stadt oder in die Wälder, nur wenige blieben zurück, ihre leeren Häuser vielleicht vor dem gänzlichen Untergange zu retten. — Diese Verwüstungen wurden um so ärger, je mehr Schaaren des großen französischen Heeres sich um Leipzig versammelten.

Am 12. und 13. Oktober langte auch der Marschall Augereau von Naumburg her an, welcher 15,000 alte Krieger, besonders Reuter aus Spanien, herbeiführte. Auf diesen Heerhaufen setzte Napoleon noch eine große Hoffnung, und am 14. Oktober um Mittag traf er selbst in Leipzig ein. Der größte Theil seines Heeres war bei Wachau, anderthalb Stunden südöstlich von Leipzig, gelagert und erwartete hier den Fürsten von Schwarzenberg mit der Hauptmacht, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Schon waren seine Reuter zur Stelle und ließen den Franzosen an

eben diesem Tage bei Liebertwolkwitz ihre Gegenwart fühlen. Der König Murat hatte sich an die Spitze von sechs alten Regimentern gesetzt, die aus Spanien gekommen waren, und wollte den Verbündeten noch einmal die alte Tapferkeit der französischen Reuterei zeigen. Aber er traf auf eben so tapfere Reuter, die wohl noch fester in ihren Sätteln saßen. Die preußischen, östreichischen und russischen Geschwader tummelten sich mit ihm so gewaltig herum, daß nach drei harten Stürmen sein ganzes Reuterthum wie Spreu auseinander stob und er selbst in die größte Gefahr gerieth; denn wenig fehlte, so wäre er selbst gefangen worden. Nur von einem Diener begleitet war er bei der Flucht der Seinigen zurückgeblieben, und ein preußischer Offizier, der ihn wild verfolgte, rief ihm schon zu: „Halt, König, halt!" Aber des Königs Begleiter, auf den jener in seinem Eifer nicht achtete, stieß ihm seinen Degen durch den Leib, daß er entseelt vom Pferde sank; so wurde Murat gerettet.

Das französische Heer bestand damals, nach einer aufgefangenen Liste, noch aus 208,000 Mann von 350,000; die Uebrigen hatte der Krieg bis dahin schon weggerafft. Wenn die Besatzung von Dresden davon gerechnet wird, so waren bei Leipzig also 180,000. Diese stellte Napoleon am 15. Oktober rund um die Stadt herum auf, denn eine Schlacht war nun unvermeidlich. Es war noch immer ein starkes und ausgesuchtes Heer; die Feigsten unter ihnen waren schon in den vorigen Monaten zurückgegangen, die Schwächlichen hatten die Mühseligkeiten der Tagemärsche, die Kälte der Nächte, Regen und Wind und Hunger, und die Krankheiten fortgerafft. Es war ein starker Kern übrig geblieben, der keine Gefahr scheute und der jetzt, von erbitterten Feinden überall angegriffen, wohl wußte, daß nur in der entschlossensten Tapferkeit Rettung zu finden sei. Dabei war ihre Zuversicht auf ihren Herrn und Meister noch immer so groß, daß sie, wo sie in großen Haufen versammelt waren und ihn nur unter sich wußten, auf einen gewissen Sieg hofften; denn in der Vereinigung hat sich dieses Volk immer unüberwindlich gehalten. Wer ihre Schaaren, in unabsehbaren Zügen, Reihe an Reihe, in diesen Tagen durch Leipzig und daran vorüber ziehen sah, noch alle mit guten Waffen versehen, der mochte wohl zittern für Deutschlands Befreiung. Und wahrlich, die tapfern Heere der Deutschen und Russen haben viel Blut und manches junge, blühende Leben opfern müssen, ehe sie das große Ziel erreichten.

Napoleon suchte sein Heer durch mancherlei Künste des Ehrgeizes noch mehr zu entflammen; denn der Ehrgeiz mußte bei diesen Kriegern ersetzen, was ihnen an tugendhafter, frommer Begeisterung fehlte. Er ernannte neue Anführer, nahm Beförderungen vor, theilte Orden und Ehrenzeichen aus und gab mehreren Regimentern, die noch keine Feldzeichen hatten, die Adler. Das war eine große kriegerische Feierlichkeit im französischen Heere und stets der Vorbote großer Begebenheiten. Solche Regimenter waren zu den gefährlichsten Unternehmungen bestimmt, damit sie sich sogleich der Kriegszeichen würdig bewiesen.

Dagegen redete an diesem selben Tage der Fürst Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, so zu seinen Kriegern:

„Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt; bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen! Preußen! Oestrei-

cher! Ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Staaten, für die Unsterblichkeit eurer Namen!"

„Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibet ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!"

165. Die Schlacht bei Leipzig, am 16., 18. und 19. Oktober 1813.

Das französische Heer war so um Leipzig gelagert, daß es die Stadt auf allen Seiten in der Entfernung von anderthalb Stunden vertheidigte; nur bei Lindenau, an der Abendseite, von wo Napoleon keinen Hauptangriff erwartete, stand der General Bertrand mit dem vierten Heerhaufen nur eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

In der Nacht ließ der Fürst Schwarzenberg drei große weiße Raketen gegen den dunkeln Himmel aufsteigen, um dem schlesischen Heere an der andern Seite von Leipzig, das verabredete Zeichen zu geben; und siehe, bald darauf leuchten gegenüber im Norden vier rothe Raketen als Antwort empor, und die Herzen freuten sich der brüderlichen Zeichen.

Der 16. Oktober.

Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch der 16.; aber als nun bald nach 9 Uhr, auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen, der Donner des Geschützes sich erhob, und das Feuer gegen den Himmel blitzte, da theilten sich die Wolken; der Himmel wurde heiter und die Sonne beschien den ganzen Tag hindurch das blutige Schlachtfeld. So schrecklich war aber das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im wörtlichen Sinne erbebte und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Es waren von Seiten der Franzosen in diesen Tagen zusammen wohl 600 Kanonen in ihrer grausigen Arbeit, und von den Verbündeten gewiß 800 bis 1000. In Leipzig, welches in dem Mittelpunkte solcher Zerstörung lag, hörte man das Toben der großen Heere gegen einander, und von seinen Thürmen herab sah man das Feuer und den Rauch auf allen Seiten, aber an dem ersten Tage noch nicht die Reihen der Schlachtordnungen selbst in der Nähe.

Auf drei Seiten war hauptsächlich der Kampf. Der größte im Südosten der Stadt, bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, wo das große verbündete Heer kämpfte; dann im Westen, bei Lindenau, zwischen Bertrand und dem östreichischen General Giulay, und drittens in Nordwesten, nach Möckern und Lindenthal zu, zwischen Blücher und dem Marschall Marmont. Dieses war eine Schlacht für sich und wird die Schlacht bei Möckern genannt.

Fürst Schwarzenberg hatte auf seiner äußersten linken Seite, jenseits der Pleiße, den General Meerveldt gestellt, der den rechten französischen Flügel in der Flanke angreifen sollte; hier stand der Fürst Poniatowski mit seinen Polen, die noch einmal mit großer Tapferkeit für Napoleon kämpften. Die Mitte der großen Schlachtordnung hatten die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist; den rechten Flügel die Oestreicher unter Klenau; und alle diese Heeresabtheilungen rückten am Morgen zum Angriff vor. Der General Kleist nahm links Markkleeberg weg, der Prinz von Würtemberg drang im Mittelpunkt mit den Russen und Preußen in

Wachau ein, die Oestreicher unter Klenau besetzten rechts den Kolmberg bei Liebertwolkwitz; die ganze französische Schlachtreihe wich zurück und Napoleon selbst mit den Garden kam so nahe an das feindliche Feuer, daß mehrere aus seinem Gefolge durch Kanonenkugeln getödtet wurden. Aber so, nach einem einzigen Sturme, den Sieg gewonnen zu geben, war nicht in Napoleon's Weise. Still in das Schlachtgetümmel hineinschauend hatte er in seinem Mittelpunkte, rechts und links hinter Wachau, zwei starke Angriffshaufen aus dem Kerne seines Fußvolkes, seiner Reuterei und seines Geschützes gebildet, und als es ihm nun die rechte Zeit dünkte bald gegen Mittag, ließ er diese gewaltigen Schlachtkeile hervorbrechen. Ihr Angriff, durch ihn geordnet, unter seinen Augen, war so stürmisch, daß die Verbündeten die Dörfer verlassen und sich in die Linie zurückziehen mußten, von wo sie am Morgen den Angriff begonnen hatten. Die Franzosen gewannen sogar mehrere Anhöhen jenseits der Dörfer, erstürmten die Schäferei Auenhain, drangen gegen das Dorf Güldengossa vor, und eroberten auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten die sogenannte Schwedenschanze, eine Anhöhe, welche weit umher die Gegend beherrscht. Der Sieg schien sich entschieden auf Napoleons Seite zu neigen; schon war der rechte und linke Flügel des Bundesheeres fast von der Mitte der Schlachtordnung abgerissen, und Napoleon sendete 3 Uhr Nachmittags eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen und ließ in Leipzig alle Glocken läuten. Das war ein trauriger Klang für die deutschen Herzen derer in der Stadt! — Bald aber wurden sie wieder aufgerichtet; denn der Kanonendonner schwieg nicht etwa, oder entfernte sich weiter von der Stadt, sondern er wüthete mit gleicher Heftigkeit fort und kam an manchen Stellen sogar wieder näher. Mit dieser glücklichen Wendung verhielt es sich also:

Von dem Kirchthurme zu Gautsch, von welchem man das ganze Schlachtfeld überschaute, nahmen die dort aufgestellten Offiziere des Fürsten Schwarzenberg schnell die Gefahr der Ihrigen wahr und meldeten sie dem Feldherrn; er erkannte, daß der Augenblick entscheidender That gekommen sei. Hier, wo alle Heere versammelt waren, wo das erzürnte Europa vereinigt seinem Feinde im Angesicht stand, durfte diesem auch nicht der mindeste Vortheil gestattet werden. Auf des Feldherrn Wort bricht der starke östreichische Rückhalt unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg von seinem Orte auf; die Kürassiere von Albert und von Lothringen, von Franz, Ferdinand und Sommariva, dringen auf mühsamen Wegen über die Pleiße heran und werfen sich auf den einen französischen Schlachthaufen, der rechts von Wachau vorgedrungen war. Sie treiben ihm stürmend zurück, und die Verbindung des linken Flügels mit dem Mittelpunkte ist hergestellt. Der tapfere Kleist, der mit seinen Preußen Markkleeberg gegen alle Angriffe behauptet hat, kann gegen 5 Uhr durch östreichische Kampfesbrüder abgelöst werden, um nach so blutiger Arbeit wieder Athem zu schöpfen.

Auf der andern Seite war indeß der linke Schlachtkeil Napoleons, den stürmischen Murat an seiner Spitze, schon bis Güldengossa gekommen und suchte mit Gewalt dieses wichtigen Dorfes Meister zu werden. Wenn es gelang, so war das Bundesheer dennoch zerrissen und sein Mitteltreffen in das sumpfige Thal der Gösel gesprengt. Und schon sind die feindlichen Haufen bis in die Mitte des Dorfes gekommen; schon hat daneben ein gewaltiger Reutersturm der französischen Kürassiere eine Batterie von sechs und zwanzig Stücken überwältigt und die Bedeckung niedergehauen;

nur noch einige hundert Schritte sind die Reuter von dem Hügel entfernt, auf welchem die Monarchen von Rußland und Preußen die Schlacht überblicken, der sumpfige Teich bei Güldengossa liegt nur dazwischen; — da giebt der Kaiser Alexander seinen donischen Leibgardekosaken, unter dem Grafen Orlow-Denissow, die seine Begleitung in den Schlachten ausmachen, den Befehl zum Angriffe. Mit lautem freudigen Schlachtruf sprengen sie mit den Lanzen gegen die geharnischten Reuter daher, rasselnd treffen die Geschwader auf einander; aber der Feind hält den mächtigen Stoß nicht aus. Seine Haufen werden gebrochen, die verlorenen Geschütze bis auf zwei wieder erobert. Dem Anführer des französischen Angriffs, Lautour-Maubourg, dem besten Reuterführer in Napoleons Heere, wird bei diesem Sturme ein Schenkel zerschmettert. — Die Gefahr war überstanden, der Feind hatte die errungenen Vortheile wieder verloren. Indeß war es 5 Uhr Nachmittags geworden und der Tag neigte sich. Da setzte der eifrige Murat noch einmal zum Sturme gegen Güldengossa an; noch einmal erbebte die Erde von dem Donner des Geschützes, so daß die in den gewölbten Kellern des Ritterguts in Güldengossa verborgenen Einwohner glaubten von dem entsetzlichen Krachen müsse der Boden unter ihren Füßen zerreißen; aber der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg mit seinen russischen Grenadieren, und die Preußen unter Pirch und Jagow, schlugen den Angriff heldenmüthig zurück. Es war das letzte Aufbrausen der Schlacht auf dieser Seite des Schlachtfeldes. Zu derselben Zeit hatten auch die Oestreicher nach hartem Streite die Schäferei Auenhain wieder erorbert; die Nacht brach herein und machte dem Kampfe ein Ende.

Nach zehnstündiger, blutiger Arbeit standen die Heere auf dieser Seite fast, wie bei Anbruch des Tages, nur behielten die Franzosen auf ihrem linken Flügel die Schwedenschanze in ihrer Gewalt, dagegen blieben die Preußen und Oestreicher auf der andern Seite im Besitz der Hälfte des Dorfes Markkleeberg.

Der Schlachtplan der Verbündeten war auf großen Gewinn angelegt gewesen; der wurde freilich nicht erlangt, und in sofern hatte Napoleon Vortheil genug von dem blutigen Tage. Es war die Absicht gewesen, ihn von dem Rückzuge nach der Saale abzuschneiden; eine östreichische Abtheilung war nach Weißenfels vorgeschickt; General Giulay sollte Lindenau erobern; General Meerveldt mit dem linken Flügel an der Pleiße hinab gegen Leipzig vordringen und dem Giulay'schen Corps die Hand reichen. Wenn das Alles gelang, und wenn zugleich Blücher von Nordwesten bis Leipzig vorrückte, so war das französische Heer abgeschnitten und verloren. Aber Giulay focht den ganzen Tag vergeblich gegen Bertrand in Lindenau; der stark verschanzte Ort wurde einen Augenblick erobert, aber von den Franzosen bald wieder gewonnen, und die Oestreicher mußten sich zurückziehen. Dem General Meerveldt ging es noch schlimmer. Er machte viele Versuche, um über die Pleiße vorzudringen und die Polen aus Dölitz, Lößnig und Connewitz zu vertreiben; aber theils der sumpfige Boden, theils die hartnäckige Gegenwehr der Feinde, vereitelten sein Vorhaben; und als er endlich 5 Uhr Abends mit einem Haufen dennoch in Dölitz eingedrungen war, langte in demselben Augenblicke ein Theil der Garde hier an, welche Napoleon den Polen zu Hülfe schickte. Die eingedrungenen Oestreicher wurden von allen Seiten angegriffen, dem tapfern Anführer sein Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst, als er stürzte, gefangen genommen. Das war

Napoleon ein glücklicher Zufall; er beschloß, den General Meerveldt am folgenden Tage zum Vermittler bei dem Kaiser Franz zu gebrauchen, ob er ihn etwa von den übrigen Verbündeten trennen könne.

Aber was auch Napoleon durch das Gefecht bei Lindenau und die Gefangennehmung Meerveldt's mochte gewonnen haben, das hatte er an eben diesem Tage dreifach bei Möckern gegen Blücher verloren. Gerade als er seinen Sieg zu früh in Leipzig verkündigte, als die Glocken läuteten und das Herz der Seinigen sich an dem trügerischen Klange ergötzte, fuhr Blücher mit einem harten Streiche durch seine voreilige Rechnung. So geschwind hatte er den alten Helden nicht auf diesen Feldern erwartet, obwohl er ihn sonst schon rasch und immer schlagfertig erprobt hatte; nun war er bald nach Mittag zur Stelle und ließ den Marschall Marmont mit aller Macht in Möckern durch York, und in Groß- und Klein-Wiederitzsch durch Langeron angreifen. Die Orte waren weit aus einander, und Sacken, mit dem dritten Heerhaufen, mußte sich als Reserve zwischen Beide stellen, daß er zur Hülfe für Beide bereit stand.

Eine große Erinnerung bezeichnete diese Felder, es waren dieselben, auf welchen einst Gustav Adolf den harten Tilly, den Zerstörer Magdeburg's, schlug.

Den härtesten Kampf hatten die Preußen in und bei Möckern. Hier hatte der Marschall seine beste Kraft vereinigt und funfzig Stück Geschütz aufgepflanzt, die in den preußischen Reihen furchtbar wütheten. Dreimal schon war das Dorf im Sturm genommen worden und drei Mal wieder verloren. Eine große Anzahl trefflicher Männer, besonders von den Anführern, waren schon gefallen und hatten die Erde mit ihrem Heldenblute gefärbt; es war der blutigste Tag des Krieges für die tapfere York'sche Heerschaar. Aber sie wankte nicht. Immer von Neuem drangen die Haufen gegen das brennende Dorf und gegen die Massen der Feinde neben demselben; sie achteten nicht des Todes, der ihnen aus den feindlichen Feuerschlünden entgegenblickte und der zugleich seine schon gehaltene blutige Ernte vor ihren Augen ausbreitete. Aber ihre Zahl schmolz furchtbar zusammen und es war noch nicht der letzte Rückhalt, die Brigade des Generals Horn vorhanden. Feldherr Blücher sandte in dem bedenklichen Augenblicke an den General Sacken Befehl, zur Hülfe nach Möckern herbeizurücken; allein es war ein weiter Weg von seinem Orte bis dahin und das Gefecht war so hart an einander, daß York wohl sah, er müsse es mit eigenen Kräften zu einem glücklichen Ende führen, noch ehe die Freunde heran seien. Daher eilte einer seiner Adjutanten zum General Horn, der in der freien Ebene stand, und meldete ihm den Augenblick dringender Gefahr. „Nun," sprach der tapfere Horn, „so wollen wir einmal ein Hurrah machen!" Und mit lautem Hurrah, im beständigen Laufe, ließ er sein Fußvolk auf die feindliche Infanterie und ihre Batterien links vom Dorfe mit dem Bajonette eindringen. Zu gleicher Zeit kamen die brandenburgschen und meklenburgschen Husaren um das Dorf herum, den Batterien in den Rücken. Ehe sie dreimal feuern konnten, waren die Kanonen genommen und die feindlichen Reihen wichen bestürzt zurück. Ihre Bestürzung war durch das Auffliegen mehrerer Pulverwagen in ihrer Mitte vermehrt worden, welche von den Preußen in Brand geschossen waren. Die letzteren stießen in ihrem Vordringen auch auf Napoleon's Garde-Mariniers, auf welche er großes Vertrauen gesetzt hatte. Allein auch sie vermochten dem ungestümen Angriff nicht zu wider-

stehen, und zu ihrem Verderben kamen in diesem entscheidenden Augenblicke die lithauischen Dragoner von hinten, stürzten sich in die Vierecke hinein und hieben und ritten nieder, was ihnen im Wege war. Jene Garde-Bataillone sind an dieser Stelle vernichtet worden. Nun war nichts mehr, was die vordringenden Reihen aufhalten konnte; sie blieben in ihrem Siegeszuge, bis die Franzosen über die Partha geworfen waren; und als die Russen unter Sacken in der Dämmerung eilig herankamen, hatte die tapfere Preußenschaar den Sieg schon errungen und dem Feinde an funfzig Kanonen und mehrere andere Siegeszeichen abgewonnen. — Auch Langeron hatte mit seinen Russen indeß tapfer um Groß- und Klein-Wiederitzsch gekämpft und die Dörfer nebst dreizehn Kanonen im Sturme erobert. Marmont aber fand sich am Abende mit seinem sehr hart geschlagenen Heerhaufen bis dicht an Leipzig hinangedrängt.

Jetzt ruhte rings umher der Donner der Schlacht und die furchtbaren Feuerschlünde kühlten sich schweigend ab. Statt ihrer loderten tausend große und kleine Feuer im weiten Kreise um Leipzig durch die schwarze Nacht empor. Acht Dörfer und Städtchen schlugen in Flammen zum Himmel auf: Eutritzsch, Lindenau, Markkleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz, Seiffertshain, Gröbern und Wachau; dazwischen brannten die unzähligen Wachtfeuer der großen Heere, die auf dem engen Raume weniger Stunden zusammengedrängt waren. Viele Tausende schliefen auf diesen Feldern den festen Todesschlaf, viele Tausende kämpften mit herben Schmerzen und erflehten sich den Tod als eine Gnade statt ihrer Martern; — das war das Werk des Einen, an dessen eisernem Gemüthe der Jammer der Menschheit ungehört vorüberzog und der auch jetzt entschlossen war, noch kein Ende des Mordens zu machen.

Zwar versuchte Napoleon an dem folgenden Tage von Neuem die Künste der List, um die Verbündeten zu trennen, oder einen Stillstand der Waffen zu erhalten, der ihn aus seiner schlimmen Stellung befreiete. Aber was er auch durch den Grafen Meerveldt, den er an den Kaiser Franz abschickte, vorbringen ließ, es fand keinen Eingang, denn man kannte seinen starren Sinn wohl, der nur Zeit gewinnen wollte. Wenn es ihm wirklich um Schonung des Menschenblutes zu thun war, wie er sagte, so durfte er nur jetzt, am 17., auf dem Wege abziehen, den er zwei Tage nachher betrat, nachdem er von seinem Heere noch 50,000 Mann unnütz geopfert hatte. Er hatte nun doch durch die Schlacht am 16. genugsam erkannt, daß er das tapfere, große Bundesheer nicht schlagen werde. Er selbst hatte keine Verstärkung mehr zu erwarten; was er besaß, war in den Kreis mit ihm zusammengedrängt, in welchem er stand. Die Verbündeten dagegen hatten noch viele Hülfe im Rückhalt. Von Mitternacht her zog der Kronprinz von Schweden heran und trieb den General Reynier mit seinem kleinen Haufen, größtentheils aus Sachsen bestehend, vor sich her; von Morgen aber kam Bennigsen mit einem neuen Russenheere, und von Mittag Kolloredo mit einer östreichischen Abtheilung. Dennoch konnte sich Napoleon's Trotz nicht entschließen, vom Platze zu weichen, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung für ihn übrig war. Und hätte er noch dabei die Raschheit des Entschlusses gezeigt, wodurch er sonst oft gesiegt hatte! An diesem Tage, den 17., mußte er angreifen, er, der alle seine Kräfte versammelt hatte, gegen die Feinde, die ihre Verstärkungen erst am Abende, oder am Morgen des 18. erhalten konnten. Statt dessen brachte er den Tag mit vergeblichen Unterhandlungen

hin. Dazu verführte ihn sein Glaube an die alte Kraft seiner listigen Rede, womit er früher größere Siege erfochten hatte, als mit dem Schwerte.

Der 18. Oktober.

Bennigsen und Kolloredo waren am 17. Abends bei dem großen Heere angekommen; der Kronprinz von Schweden traf zur selben Zeit zu Breitenfed, anderthalb Stunden nördlich von Leipzig, ein. Das große Netz konnte nun überall von Mitternacht, Morgen und Mittag noch enger zusammengezogen werden, nur nach der Abendseite über Lindenau blieb den Franzosen ein Ausweg nach den Ufern der Saale und von dannen an den Rhein.

Der große Tag brach an, da der angemaaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte. Europa stand zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Grenzen das ferne Asien und wo sie den atlantischen Ocean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier um Leipzig versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen auch die Oestreicher unter Klenau und eine preußische Abtheilung unter Ziethen befehligte; von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleon's Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des östreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Fürsten Poniatowsky, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Schaaren hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16. so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheyda genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines, nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn.

Mit dem Schlage 8 Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oestreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angriffshaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Kolloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen jenseits, und behaupteten sie, trotz Oudinot und der Garden, die den Polen zu Hülfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und standen nach

Mittag vor Napoleon's Mittelpunkte, Probstheyda. Da war heute der härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen aller Art aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stand mit seinen Garden so, daß er jeden Augenblick Hülfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehmmauern umgeben; diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preußischen Abtheilungen unter Prinz August und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Haufen trieb Murat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von Neuem; aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten eben so wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen, frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheyda, nachher ein Kreuz aufgerichtet. — Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um ½ 5 Uhr befahlen sie das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinen Haufen von Lindenau nach der Saale zu ziehen; das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses Alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen die Generale Klenau und Ziethen, unter Bennigsen's Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Theil der französischen Stellung vertheidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher, von Russen unterstützt, gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probstheyda liegt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beschützen; da kamen aber das Nordheer und Blücher gegen ihn und ließen ihm nicht Rast noch Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangedrängt war. — Früh Morgens nemlich hatte der Feldmarschall Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Partha gehen und den Marschall Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl," sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die

größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern so eben den blutigen Strauß bestanden hat." — Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze, nun vereinigte, Heer von 100,000 Mann auf einen weiten Umwege bei Taucha über die Partha setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so viel Tausenden über eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faste er rasch seinen Entschluß und ging mit den unverzagten Russen gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durch's Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinsank, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weitern Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönfeld zurück, und als sie von den Reutern verfolgt wurden, traten das sächsische Husaren- und das Uhlanen-Regiment zu diesen über. Das war das erste Wahrzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme besiege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige sächsische und würtembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen gingen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Um Mittag nämlich drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönfeld, welches dicht an der Partha liegt und von Marmont hartnäckig vertheidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz, endlich, zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig zurück. — Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheere angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf hinausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reuterei der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congreve'schen Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reuter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen aus einander stoben. Da half kein Widerstreben und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Theile seiner Garde zu Hülfe schickte; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe gingen verloren, und erst in Sellerhausen wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin, nach dem Willen ihres Königs, geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Trotz nun gar zu klar an den Tag legte, das er nur Freude an Kampf und Zerstörung habe. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu den Verbündeten

hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten, und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über die Nachricht, schickte sogleich seine Gardereuter unter Nansouty, die entstandene Lücke zu füllen; und dieser mit schneller Wendung und vielem Geschütz, bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow in die offene Flanke fallen; zugleich mußte der kühne Ney mit seinem Fußvolke den General Bülow in Paunsdorf angreifen. Einen Augenblick glückte es ihm auch, die Preußen wieder aus dem Dorfe zu drängen, und Nansouty war schon in den Zwischenraum zwischen dem Heere des Kronprinzen und des Generals Bennigsen eingedrungen. Es war wiederum einer von den großen Feldherrn-Entschlüssen Napoleon's, daß er in einem Augenblicke großer Gefahr, wo ein minder starker Charakter nur noch an Vertheidigung gedacht hätte, zum kräftigsten Angriffe überging. Allein auch diesmal sollte die Anstrengung seiner Krieger die Wendung seines Geschickes nicht abwehren. Die Oestreicher unter Bubna, die in der Nähe stehen, nehmen nicht sobald die Absicht wahr, als sie sich eiligst schwenken und dem verderblichen Stoße kühn entgegenwerfen; und von der andern Seite feuerte selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie, von dem Kronprinzen von Schweden dazu aufgefordert, in die französischen Reihen, weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte; zugleich schleuderte eine Congreve'sche Raketen Batterie ihre furchtbaren Geschosse in die Reihen der Reuter. Da mußten die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen. Paunsdorf wurde von den Preußen wieder besetzt.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Die letzten Stahlen der Abendsonne beleuchteten einen freudigen und dankbaren Kreis von Menschen um die drei Herrscher auf ihrem Hügel in des Schlachtfeldes Mitte. Dahin hatte der Feldmarschall Schwarzenberg die Anführer des Heeres berufen, um wegen des morgenden Tages zu rathschlagen. Es war ein feierlicher Augenblick und eine jede Brust von unaussprechlichen Gefühlen gehoben. Von allen Seiten eilten die Boten des Sieges herbei, während noch der furchtbare Donner ertönte und hinter den Streitenden an hunderttausend Krieger des Rückhalts standen, die noch nicht gekämpft hatten und die da wünschten, die Sonne möge verweilen, damit auch sie ihren Theil am Ruhme dieses Tages gewinnen könnten!

Napoleon dagegen erwartete mit Sehnsucht die Nacht, die seine noch übrigen hartbedrängten Haufen aus der Hand der ungestümen Feinde erretten sollte. Er hatte viel Raum verloren und sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammen gedrängt, das in seiner Spitze Probstheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hin lief. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Muthe und großer Ordnung den schweren Kampf bestanden, — dieser Ruhm soll auch dem Feinde nicht geschmälert werden; — wäre einer der Schenkel dieses Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war Alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloser Troß von Wagen Pferden und Gepäck, den ganzen Tag hindurch, hinter dem Bertrand'schen Heerhaufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menschen und Sachen

aller Art hiergewesen, kann leicht ermessen, wer bedenkt, daß Alles, was seit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutschland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehülfen, die Schaar der Kommissäre mit ihren Helfershelfern, das Geschütz mit der Munition, so wie die Wagen und Geräthe der Heereshaufen und die der Einzelnen, — daß dieses Alles nun in dem Einen Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengedrängt war. Jetzt zogen diese Gäste ab, und ihr Reich hatte ein schreckliches Ende genommen; die Herzen derer, die sie ziehen sahen, frohlockten. Gerade an diesem Tage vor sieben Jahren waren die ersten Franzosen unter Davoust in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehülfen, dem Marschall Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgetheilt, dieser diktirte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem, von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüthes erschöpften, Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Siegesfreude, Zorn, düsterer Unmuth, was mochte Alles in diesen Tagen das heftige Gemüth erschüttert haben! Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schooße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte und welches durch die brennenden Dörfer und unzählige Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. — Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wundersamer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. — Dann erhob er sich und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein.

Der 19. Oktober.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereingezogen und für Alle nur Ein, nicht breiter, Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich in einander und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinaus drängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam; dann die besten der übrigen französischen Corps; die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen Franzosen sollten die Stadt vertheidigen, so lange es möglich sei. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen, und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Um 8 Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Colonen zum Angriffe

heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch banger und sie strömten in solchem Getümmel nach dem Einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen 10 Uhr, die Stadt verlassen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr; der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; Napoleon mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Randstädter Steinwege reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln, an der Seite des Gewühles, fortdrängen. Da zog Fußvolk und Reuterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehheerden, im wildesten Getümmel, mit Drängen und Stoßen und Geschrei, bunt durcheinander, und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und ordnungslosen Strome mit fortschieben lassen. In derselben Stunde des 19. Oktober des vorigen Jahres hatte Napoleon den Kreml in Moskau verlassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern, die abziehenden Haufen in noch verzweifeltere Flucht, die Widerstandleistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt selbst hätten beschießen lassen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider; sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch bald. Der Prinz von Hessen-Homburg, — wiederum einer aus diesem tapfern Fürstengeschlechte, — stürmte mit Preußen gegen das äußere Grimmasche Thor und eroberte es, aber ein Schuß zerschmetterte seine rechte Schulter; es war das Königsberger Landwehrbataillon, an dessen Spitze er eindrang und welches das erste in Leipzig's Mauern war; aber es hatte noch lange zu kämpfen, ehe es in die innere Stadt kommen konnte. Unterdeß stürmte auch Bennigsen gegen das Hospital- und Sandthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Allein der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Um ½ 12 Uhr drangen die ersten Preußen unter dem General von Borstell, der hier, wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, das Glück hatte, die letzte Entscheidung zu geben, in die innere Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschlossenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um diese selbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, über den Elster-Mühlgraben, in die Luft gesprengt; — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleon's Befehl, in dem er den Feind an der Verfolgung verhindern wollte, oder durch Furchtsamkeit und Voreiligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angiebt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Rettungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch

einen Ausweg zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Flusse um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowsky, den Napoleon vor drei Tagen zum französischen Marschall gemacht hatte, ertrank in dem Flusse; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Reynier und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehengeblieben, war eine unübersehbare Menge, auf der Allee allein standen ein hundert und fünf Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen über drei hundert, mit tausend Wagen, erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufen, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat.

Nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapfern Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner, in die nun errettete Stadt ein. Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Augenblick, als sich die Drei nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschland's und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg ein großer Wendepunkt in der Weltgeschichte, und zugleich, daß er kein Werk menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jetzigen Geschlechte kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen, nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten, den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Urheber so großer Wohlthat.

166. Der Rückzug über den Rhein und der Schluß des Jahres 1813.

Schon vor der Leipziger Schlacht war Baiern durch den Vertrag zu Ried zu dem großen Bunde getreten und schickte seinen Feldherrn Wrede mit einem guten Heereshaufen, zu welchem auch Oestreicher und Würtemberger stießen, nach den Maingegenden hin, um vielleicht den rückziehenden Franzosen den Weg über den Rhein gar zu versperren, damit Deutschland mit einem Male ihrer Aller Untergang würde. Wrede wendete sich gegen Hanau und Frankfurt. Von der andern Seite verfolgte auch das große Bundesheer die Fliehenden, und York hatte ihnen noch am 21. Oktober bei Freiburg an der Unstrut einen beträchtlichen Verlust zugefügt. Vor ihnen aber und nebenher zog Czernitscheff und andere leichte Haufen, gleichsam als ihr Vortrab, und fingen alles weg, was sich nur etwas von dem großen Zuge entfernte. Da gingen nun auf dem Wege von Leipzig nach Erfurt und von da an den Rhein noch sehr viel Geschütz und Gepäck, alle die Menschen verloren, die aus Entkräftung mit dem flüchtigen Heere

nicht fortkommen konnten; denn so schnell und eilig zog dieses, daß der weite Raum von Leipzig bis Frankfurt schon in elf Tagen zurückgelegt war. Die ganze Straße, in einer Breite von zwei Stunden zu beiden Seiten, glich einem platt getretenen Felde, mit Trümmern von Wagen und Gepäck, mit Leichnamen von Menschen und Thieren und mit niedergebrannten Häusern bedeckt. Denn auf diesem letzten Zuge durch Deutschland's Gauen, — dem letzten, hoffentlich, für alle Jahrhunderte, — ließen die erbitterten Feinde noch einmal aller ihrer Wuth den Zügel schießen.

Mit 70—80,000 Mann kam Napoleon in der Gegend von Hanau an und fand den kühnen Wrede, der ihm mit etwa halb so viel Menschen in den Weg trat. Wenn ihn dieser nun aufhielt, bis das große Bundesheer heranrückte, so war sein gänzlicher Untergang gewiß. Das wußte Napoleon, und deßhalb mußte seine Garde, die noch am besten in Ordnung war, alle ihre Kräfte aufbieten, den Durchweg zu bahnen. In dreitägigen, blutigen Gefechten, vom 29. bis 31. Oktober, wurde bei Hanau und in der Stadt selbst gestritten. Dem viel größeren Heere mußte es wohl gelingen, sich eine Oeffnung zu erbrechen, aber es erlitt doch noch einen beträchtlichen Verlust an Menschen und Heergeräth, und mußte so zuletzt noch erfahren, daß nun kein Stamm der Deutschen mehr sei, der nicht mit dem vollen Zorne seines Blutes gegen die Fremden aufstehe und ihnen keine Rückkehr in das Vaterland gestatten werde. — Der tapfere baierische Feldherr selbst war am 31., als er an der Spitze der östreichischen Grenadiere Hanau wieder erstürmte, durch eine Kugel in den Unterleib schwer verwundet worden; doch genas er zur großen Freude seiner Krieger, bald wieder und konnte sich von Neuem an ihre Spitze stellen.

Am 2. November sah Napoleon die Ufer des Rheines zum letzten Male; das Heer zog ihm eilig über die Mainzer Brücke nach; nur auf den Bergen bei Hochheim blieb Bertrand in Verschanzungen stehen. Das durfte nicht verstattet werden, daß diesseits des Rheines noch ein Franzose festen Fuß behalte; am 9. November ließ ihn der Fürst Schwarzenberg, der am 4. mit seinem Hauptquartiere in Frankfurt eingetroffen war, durch Giulay angreifen und gleichfalls nach Mainz hineinwerfen. In Frankfurt fanden sich auch die drei verbündeten Herrscher wieder zusammen und rathschlagten über den weiteren Krieg.

Die letzten Monate dieses Jahres waren für das große Bundesheer eine Zeit wohlverdienter Ruhe; an vielen einzelnen Stellen in seinem Rücken jedoch ertönte noch der Kanonendonner. Die Franzosen hatten noch zwölf Festungen in Deutschland und Polen mit starken Besatzungen inne; denen wurde mit Ernst zugesetzt, so daß der letzte Tag des Jahres schon die Hälfte von ihnen den Feinde entrissen sah. Am 11. November streckte der Marschall Gouvion St. Cyr in Dresden mit 35,000 Mann, die Kranken in den Lazarethen mit eingerechnet, das Gewehr; am 21. ergab sich Stettin mit 7000 Mann; am 26. Danzig mit 15,000; fast um dieselbe Zeit Modlin und Zamosk, und am 26. Dezember Torgau mit 10,000 Mann. — Nun waren an der Oder noch Küstrin und Glogau übrig, die sich erst im März und April des folgenden Jahres ergaben; und an der Elbe Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, in Thüringen die Citadelle von Erfurt. Die drei letztern wurden erst durch den Pariser Frieden den Franzosen abgenommen; Wittenberg aber erstümte der tapfere

Tauentzien in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 und erhielt davon den Ehrennamen: „Tauentzien-Wittenberg."

Den größten Verlust aber erlitt Napoleon noch im Jahre 1813 dadurch, daß ihm die beiden Seitenwehren Frankreich's, Holland und die Schweiz, entrissen wurden. Es war ein Zeichen guten Entschlusses im Rathe der Verbündeten, daß sie nicht säumten, ihm diese Flecke rasch vorweg zu nehmen. Der tapfere General Bülow, der gleich von dem Leipziger Schlachtfelde mit gewohnter Schnelligkeit gegen Holland zog, fand es fast unbewehrt, erstürmte, ohne mit Belagerungen Zeit zu verlieren, mit seinen selbst durch den Winterfeldzug nicht zu ermüdenden Preußen Doesburg, Arnheim und mehrere andere Städte, und die Holländer, der französischen Knechtschaft müde, standen auf, wohin seine Krieger kamen, und halfen die Feinde vertreiben. Vor Ende des Jahres war Holland frei. Im Januar des neuen Jahres erstürmten die Preußen unter Bülow auch noch die wichtige Festung Herzogenbusch und erbeuteten achtzig Kanonen.

Ebenfalls war die Schweiz schon bis zu dieser Zeit durch Schwarzenberg's linken Flügel besetzt, das Juragebirge überstiegen und die wichtige Stadt Genf eingenommen. Das war trefflicher Gewinn. Von diesen Bergen herab, die wie eine große Festung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien daliegen, stand dem Bundesheere der Weg nach Italien gegen den Vicekönig, so wie in das Herz von Frankreich offen. Links konnte die große Stadt Lyon am Rhone-Flusse bedroht werden und rechts, an der Aube und Seine hinab, ging ein furchtbarer weiter Landstrich, als offene Heerstraße, nach Paris.

Wie viele kühne und treffliche Thaten wären aus allen Unternehmungen des Jahres 1813 noch zu nennen, wenn einer jeden ihr Recht widerfahren sollte! Wie viel wäre zu erzählen von dem ganzen Kriege, den der General Wallmoden an der mecklenburgischen Gränze gegen Davoust und die Dänen bestand, während der Monate, da die großen Heere in Sachsen fochten; wie er ein größeres und geregelteres Heer durch kühnes Necken und drohende Bewegungen immer gespannt erhielt, den eigenen Schaden verhütete, und dann plötzlich, als Davoust den General Pecheux mit 10,000 Mann über die Elbe schickte, um sich nach Magdeburg durchzuschleichen und Napoleon in Sachsen zu verstärken, dieses Corps am 16. September im Görde-Walde in der Lüneburger Heide einholte und gänzlich auf's Haupt schlug; wobei sehr tapfere Thaten geschahen und auch eine Jungfrau, die lange unerkannt in den Rheihen der Männer gefochten hatte, den ehrenvollen Schlachtentod starb; wie endlich, um die Zeit der Leipziger Schlacht, der General Tettenborn nur mit wenigen Reutern einen schnellen Zug gegen Bremen unternahm und durch kühne Ueberraschung auch diese alte, frei und deutsch gesinnte Stadt der fremden Herrschaft entriß. — Das Alles muß aber ausführlicheren Geschichten dieser Begebenheiten überlassen bleiben, damit wir für die großen Kriegsthaten der nächsten Jahre, auf des Feindes Grund und Boden selbst, auch noch Raum gewinnen.

Das Jahr 1814.

167. Der Einfall in Frankreich.

Die erste Stunde des neuen Jahres sah das furchtbar geschärfte Schwert des Krieges wiederum aufgehoben und bereit, auf das Haupt derjenigen niederzufallen, die es lange nur gegen andere geschwungen und nicht in ihren eigenen Gränzen gefühlt hatten. Hätte Napoleon das französische Volk durch seine Kunst des Truges und der Täuschung nicht so in Fesseln gehalten, das Volk würde seine gefahrvolle Lage erkannt und bei Zeiten den harten Machthaber zum Frieden gezwungen haben. Sie wußten nicht, daß 300,000 ihrer Krieger in dem vorigen Feldzuge begraben oder gefangen waren, und daß nun aus ganz Europa beinahe eine Million Menschen gegen sie in die Waffen trat. Noch ein Mal ließen sie sich von ihrem Kriegsfürsten und von ihrem eigenen Hochmuth bethören. „Ganz Europa," sprach er in seinem Stolze, „ziehet gegen uns, aber seine Kräfte übersteigen meine und Frankreich's Kräfte nicht. Das Unglück soll mich seinen Angriffen gewachsen finden!" — und als einige verständige und muthige Männer aus der gesetzgebenden Versammlung es wagten, ihm mit Gründen der Mäßigung den Frieden anzurathen, wurde er auf's Aeußerste erbittert, jagte die ganze Versammlung auseinander und sprach im trotzigen Eifer, am 1. Januar des neuen Jahres, von seinem Throne herab, diese vermessenen Worte: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfassung so gefällt; verlangt Frankreich eine andere Verfassung, so mag es sich einen andern Herrscher suchen. Was ist der Thron? Ein mit Sammet überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreich's. Ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. — Ihr wollt den Frieden. In drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein!"

So sprach der stolze Mann, der keine Weltregierung über sich und keine Demuth im eigenen Herzen kannte, am 1. Januar 1814. An diesem Tage gerade ging der Mittelpunkt der verbündeten Heere unter dem rastlosen Blücher bei Caub über den Rhein; und als der letzte Tag der Frist von drei Monaten, die sich Napoleon selbst gesetzt hatte, der 31. März, die Erde beschien, rückten die verbündeten Herrscher, die Gott nicht mit Worten versucht, sondern seinem alleinigen Willen den Ausgang überlassen hatten, in Paris ein und das Reich des Vermessenen hatte ein Ende. — Jene hatten ihm den Frieden noch ein Mal angeboten; sie wollten ihn auf dem Throne Frankreich's anerkennen und ihm ein größeres Reich lassen, als die französischen Könige besessen hatten; aber er gedachte in seinem Herzen immer noch der süßen Zeit, als er die Weltherrschaft fast schon in seiner Hand hielt und der Glanz seiner Waffen über ganz Europa strahlte. Sich so beschränken zu lassen, daß er nun alle Zeit in Ruhe und Frieden still sitzen müsse, war ihm ein verhaßter Gedanke.

Da sahen die Herrscher und Völker Europa's wohl, daß zwischen ihnen und ihm nur das Schwert der Richter sein könne, und rüsteten sich mit neuem Eifer. Sie durften schon auf ihre Zahl vertrauen, weil zugleich die

Gerechtigkeit mit ihnen war. — Die russischen Heere, die im Felde standen, betrugen wenigstens 200,000 Mann; die preußischen 160,000; Oestreich hatte am Rhein, in Italien und als Rückhalt 230,000. Wellington stand mit 80,000 Engländern, Spaniern und Portugiesen schon auf französischem Boden. Das deutsche Reich endlich, durch glückliche Eintracht wiederum einem Ziele zustrebend, stellte gleichfalls 150 bis 160,000 Mann in's Feld. Sie waren in acht Heerhaufen abgetheilt; 36,000 Baiern unter Wrede machten den ersten aus; der zweite stand unter dem Herzoge von Braunschweig und bestand aus 23,000 Hannoveranern, Braunschweigern, Oldenburgern, Mecklenburgern und denen aus den Hansestädten. Der dritte, 23,000 Mann aus den sächsischen Ländern, hatte den Herzog von Weimar zum Anführer. Den vierten, aus 14,000 Hessen bestehend, führte ihr Churprinz selbst. Der fünfte, von 10,000 Mann aus dem Bergischen Lande, aus Waldeck, Lippe, Nassau, Koburg, Meiningen, Hildburghausen und Strelitz, wurde vom Herzoge von Sachsen-Koburg befehligt. Den sechsten führte der Prinz von Hessen-Homburg; er war von Darmstadt, Würzburg, Frankfurt, Isenburg und Reuß gestellt. Der siebente bestand aus 12,000 Würtembergern, die bald noch stark vermehrt wurden, den Kronprinzen an ihrer Spitze. Der achte hatte den badenschen Grafen von Hochberg als Anführer und enthielt die Krieger von Baden, Hohenzollern und Lichtenstein.

Wenn gleich diese vollen Zahlen nicht sofort im Felde standen; wenn gleich ein weiter Raum besetzt und viele Tausende zur Einschließung der Festungen zurückgelassen werden mußten, mit deren förmlicher Belagerung man sich nicht aufhalten wollte, so darf doch sicher angenommen werden, daß eine halbe Million rüstiger Krieger das Kampffeld in Frankreich selber betrat und die nur halb so große französische Macht in immer engeren Raum zusammendrängen konnte. Dazu wurde im Rücken der Heere eifrig gearbeitet, gewaffnet, geübt, aller Kriegsbedarf zu gerüstet; und damit das Alles mit Ordnung und Uebereinstimmung geschähe, so wurde, weil Deutschland von dem raschen Zusammenwirken seit langem entwöhnt gewesen, ein Mittelpunkt des Handelns, eine Central-Verwaltung, eingesetzt, und an ihre Spitze ein Mann gestellt, den unser Vaterland unter seine ersten Freiheitshelden rechnet, wenn gleich er keine Heere geführt hat. Das war der Freiherr und Minister von Stein. Als Deutschland unter dem französischen Joche seufzte, war dieser Mann unter denen, welche sich nicht beugten, sondern an dem künftigen Siege des Rechts und der Freiheit eifrig arbeiteten, und der mit seines Geistes überwiegender Kraft viele Andere im Glauben und Vertrauen aufrecht hielt. Und als der Krieg gegen Rußland im Jahr 1812 ausbrach, zog er mit andern wackern Männern dem Osten zu, um den Krieg des einzelnen Volkes, dessen Thatkraft sie kannten, zu einem europäischen Freiheitskampfe zu machen. Bei dem großsinnigen Kaiser Alexander fand er mit seinen kühnen Anschlägen bald Gehör, in dessen unmittelbarer Nähe blieb er während des Krieges von 1812 und meistentheils auch im J. 1813 u. 1814, und ihm verdanken wir in vielen Dingen, daß nicht das Halbe, sondern das Durchdringende und das Entscheidende geschah.

Mit Entschluß und Waffen wohlgerüstet, rückte das Bundesheer in Frankreich ein; von der Schweiz und dem Oberrheine her Schwarzenberg mit dem großen östreichischen Heere, den Baiern, den Würtembergern und den preußischen und russischen Garden; vom Mittelrhein her Blücher

mit den Heeresabtheilungen von York und Kleist und den russischen unter Sacken, Langeron und St. Priest. Gleich den Armen eines großen Stromes sollten sich diese Kriegshaufen auf allen Straßen fortwälzen, um in den Feldern zwischen der Seine, Oise, Aube und Marne zusammenzufließen und mit vereinter Gewalt gegen die Hauptstadt daherzubrausen.

Als der Feldmarschall Blücher das linke Rheinufer betrat, rief er den Franzosen in seiner entschiedenen Weise zu: „Napoleon hat erklärt, daß er von seinem Raube in Europa kein Dorf herausgeben werde, selbst wenn die Verbündeten auf den Höhen bei Paris erschienen. Gegen diese Erklärung und diese Grundsätze ziehen die Heere aller europäischen Mächte heran. Wollt ihr die Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleon's und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache!" — So war es gerade und deutsch geredet; so stand die Frage: das ruhm- und eroberungssüchtige Volk mußte sich nun in seinem Herzen entscheiden, ob es sich der stolzen Ueberhebung über Europa entschlagen, oder ob es mit seinem Kriegsmanne zusammenhalten wolle, um das Waffenglück noch einmal zu versuchen. Viele Gemäßigte waren wohl bereit, den eiteln Ruhm für einen sichern Frieden dahinzugeben, aber die Menge des Volkes und das Heer hielten doch fest an dem Eroberer, so lange sich noch ein Schimmer seines alten Glücksterns zeigen wollte. Auch waren sie von Jugend auf gewöhnt, sich hinter der dreifachen Reihe starker Festungen, die Frankreich wie ein stählerner Gürtel umgeben, — es liegen ihrer drei und siebzig von Dünkirchen bis an die Gränze der Alpen, — unbezwinglich zu halten. Daß die Verbündeten aber so kühn und schnell die Grenzländer durchziehen, die Festungen hinter sich lassen und gerade auf das Herz ihren Stahl richten würden, das hatten sie nicht erwartet.

168. Die Schlacht bei Brienne oder La Rothière, am 1. Februar 1814.

In den ersten zwanzig Tagen des Januar's waren schon die Schweiz, Franche-Comté, Elsaß, Lothringen und Burgund im schnellen Laufe durchzogen, das Jura-Gebirge, die Vogesen, der Hundsrücken, die Ardennen, und eine Anzahl von Flüssen glücklich überschritten, die dreifache Reihe der Festungen durchbrochen, und Schwarzenberg's Heer von einer, Blücher's von der andern Seite, standen an den Ufern des Seine- und Aubeflusses, fünf und zwanzig Meilen von Paris, nahe bei einander. — Da endlich erschien Napoleon, an der Spitze seines wieder zusammengerafften Heeres, auf dem Kampfplatze. Er wollte sich zwischen die Feinde drängen, ihre Vereinigung hindern und sie einzeln in die Gebirgsschluchten zurückwerfen, durch die sie eben gezogen waren und wo ihnen der Winter und die Waffen der Bergbewohner einen schlimmen Rückzug bereiten sollten.

Zu Brienne, einer kleinen Stadt nicht weit vom Aubeflusse, vier und zwanzig Meilen von Paris, stand Blücher mit dem Sacken'schen Heerhaufen von 20,000 Mann. Er hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse, wo einst eine der Kriegsschulen von Frankreich gewesen und wo Napoleon selber die Kunst gelernt hatte, die ihn groß gemacht; da erscheint plötzlich das französische Hauptheer und greift den Ort an. Die Angriffe werden zurückgeschlagen; allein der General Chateau, genau bekannt mit der Lage des Ortes, dringt in der Dämmerung mit den Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schlosses bis dicht an die hohen Terassen. Es war ein

gefährlicher Augenblick für das Leben des Feldherrn; eben nur gewann er Zeit, sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu werfen und auf ungebahnten Wegen den Hügel des Schlosses hinunter zu entkommen. Fast an seiner Seite wurden einige Offiziere, unter andern ein Neffe des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, zu Gefangenen gemacht. Der Feldmarschall kam glücklich zu seinen Kriegern und feuerte sie zum tapfern Widerstande an; beim ersten Zusammentreffen in Frankreich ohne rühmlichen Kampf das Feld zu räumen, hätte der Feldmarschall für ein übles Vorzeichen und der Ehre nicht gemäß gehalten. Vielmehr hielt er den ungleichen Streit bis bis um Mitternacht aus, nahm sogar dem linken französischen Flügel durch einen raschen Reuterangriff mehrere Kanonen weg und verließ Brienne selbst nicht eher, als bis Napoleon es in Brand geschossen und damit, wie Blücher's Schlachtbericht sich ausdrückt, seine eigene Wiege angezündet hatte. Napoleon's Absicht aber, ihn vom Schwarzenbergischen Heere abzuschneiden, war gänzlich mißlungen.

Napoleon selbst war in dieser Nacht der Verwirrung in Gefahr. Als das Gefecht beendigt war, kehrte er durch die große Allee von Brienne nach Maizières zurück. Er ritt einige Schritte vor seinem Gefolge voraus, mit dem Obersten Gourgaud im Gespräch. Es war sehr dunkel. In diesem Augenblicke schleicht ein Trupp Kosaken, von der Lust nach Beute gelockt, unbemerkt bis zur Landstraße durch und greift den Haufen, der dort reitet, an. Der General Dejean fühlt sich plötzlich gedrängt, wendet sich um und ruft: Kosaken! Zugleicher Zeit wirft sich einer der letzteren auf den Reuter im Oberrock, der vorausreitet, den Kaiser selbst. Aber Corbineau und Gourgaud werfen sich dazwischen und letzterer schießt den Kosaken zu Napoleon's Füßen nieder. Die Escorte eilt herbei, man drängt sich, haut einige Kosaken nieder; allein der Rest des Trupps setzt, als er sich erkannt sieht, über die Gräben und verschwindet. — In ziemlicher Unordnung langte das Gefolge des Kaisers, wie er selbst, um 10 Uhr Abends in Maizières an.

Das Gefecht bei Brienne war am 29. Januar. Am 1. Februar stellte sich der unerschrockene Blücher an demselben Platze schon zu einer ordentlichen Schlacht. Er hatte sein Heer zwar nicht beisammen, denn Langeron stand noch bei Mainz, und York und Kleist waren noch auf dem Zuge; aber der edle Fürst Schwarzenberg bot ihm den größeren Theil seines Heeres, die Abtheilungen Giulay's, des Kronprinzen von Würtemberg und die russischen Reserven, zur Hülfe an, und mit diesen wackern Freunden konnte es Blücher gegen Napolon schon wagen. Dieser hatte eine feste Stellung in der Gegend von Brienne genommen, seinen Mittepunkt auf das Dorf La Rothière, eine Meile von jener Stadt, gestützt. Er wollte eigentlich hier keine Schlacht, sondern hatte schon den Rückzug über Lesmont befohlen; allein der Feldmarschall ließ ihm keine Zeit dazu. Um Mittagszeit begann der Angriff auf allen Seiten. Es war ein rauher Wintertag; dichtes Schneegestöber verdunkelte oft die Luft so sehr und zog einen so dichten Schleier zwischen die kämpfenden Haufen, daß sie mit Feuern inne halten mußten, bis ein hellerer Augenblick ihnen die Gegner wieder sichtbar machte. — Zur Rechten bahnte sich der tapfere Kronprinz von Würtemberg einen Weg durch den Wald von Eclance, überwand Sümpfe und enge Hohlwege und erstürmte La Gibrie und Petit Mesnil, ein Paar wichtige Dörfer in der französischen Schlachtreihe. Die braven Würtemberger hatten einen schweren Stand gegen die überlegene Feindeszahl mit vielem Geschütze, statt daß ihnen

nur eine Batterie ihres eigenen Geschützes durch die Hohlwege des Waldes folgen konnte; aber ihre Tapferkeit wußte dennoch den Weg zum Siege zu finden. — Neben ihnen drang auch General Wrede mit Baiern und Oestreichern vor und eroberten die Dörfer Morvilliers und Chaumenil, wodurch Napoleon's linker Flügel ganz entblößt war. Da kam er selber eilig mit seinem Gardegeschütz heran und ließ Morvilliers auf's Heftigste beschießen, um den Feind, der den Kugeln und Bajonetten nicht weichen wollte, durch Rauch und Flammen daraus zu vertreiben. Aber auch dagegen wußte der baiersche Feldherr guten Rath. Er schickt einige der besten baierschen und östreichischen Reuterhaufen unter dem tapfern Obersten Diez aus, die Feuerschlünde zum Schweigen zu bringen; und der Oberst theilt seine Reuter in einzelne Geschwader, die das Feld durschwärmen, bald hier bald da einen Scheinangriff machen und des Feindes ganze Aufmerksamkeit beschäftigen; und als die rechte Stelle gefunden ist, brechen auf das Zeichen des Anführers alle vereint in die Feinde, reiten das Fußvolk, das zur Bedeckung des Geschützes aufgestellt ist, zu Boden, zersprengen die Reuterei, hauen die Kanoniere nieder und die Kanonen sind in ihren Händen. Der Sieg auf diesem Flügel war für die ganze Schlacht von großer Wichtigkeit und es gebührt deshalb dem General Wrede doppelter Ruhm, weil er freiwillig, auf den eigenen Antrieb seines tapferen Muthes, am Kampfe Theil nahm. Er hatte mit seinem Heereshaufen für diesen Tag eine andere Bestimmung und brauchte an der entscheidenden Stelle nicht zu erscheinen; aber kaum vernahm er die Schlacht und sah die tapfern Würtemberger im Gedränge, so eilte er mit voller Entschlossenheit dahin, wo die Gefahr war, und der Sieg belohnte herrlich seine Treue gegen die deutschen Brüder.

Im Mittelpunkte wurde noch immer um das Dorf La Rothière gestritten; es war der Schlüssel der französischen Stellung und Napoleon selber befehligte hier und führte immer neue Verstärkungen gegen die muthigen Angriffe der Russen in's Feuer. Von der andern Seite waren auch der Kaiser Alexander und der König von Preußen zugegen, und es war ein Wettstreit äußerster Tapferkeit. Endlich, gegen Abend, stellte sich der Feldmarschall Blücher selber an die Spitze der Stürmenden. „Ihr nennt mich den Marrschall Vorwärts," rief er ihnen zu, „nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Und damit trieb er sein Pferd mitten in den Geschützesdonner, der aus dem Dorfe ihm entgegen brüllte; die Seinigen im Sturmlaufe ihm nach, und das Dorf wurde erobert. — Das war der entscheidende Augenblick der Schlacht. — Die Feinde machten zwar noch verschiedene Versuche, selbst mitten in der dunkeln kalten Nacht, das Dorf zu gewinnen; aber vergeblich. Auch sein rechter Flügel, der den Flecken Dienville gegen die Oestreicher unter Giulay vertheidigt hatte, mußte ihn um Mitternacht räumen und die Schlacht war auf allen Seiten gewonnen.

169. Die Gefahren des Februar's.

Eine große Hoffnung Napoleon's war gescheitert; sein erster Schwertschlag auf dem eigenen Boden war flach gefallen und hatte sich zurückprallend gegen ihn selbst gewendet. Er zog sich nach Troyes, der größten Stadt, die auf dem Wege der Verbündeten an der Seine lag, zurück, und schien sich hier auf's Aeußerste vertheidigen zu wollen. Wäre das Bundesheer in voller, vereinigter Kraft hier auf ihn eingedrungen, so hätte er eine zweite noch größere Schlacht liefern, oder sich gerade auf Paris zurückziehen

müssen, um sich vor den Thoren der Hauptstadt für seine Krone zu schlagen. Oder aber, er hätte, ohne das Aeußerste abzuwarten, einen Frieden schließen müssen, wie die Bundesfürsten ihn von Neuem anboten; denn gerade in diesen ersten Tagen des Februar's wurde ein Friedenscongreß zu Chatillon versammelt.

Allein der Kriegsrath der Verbündeten hielt Napoleon's Macht, die in der Schlacht nicht groß gewesen und durch dieselbe geschwächt war, zu gering, als daß es der Vereinigung des gesammten Heeres gegen ihn zu bedürfen schien. Auch waren die Wege durch Schnee und Regen so grundlos und der Unterhalt für die große Menschenanzahl so schwierig, daß nicht wohl alle zusammen ziehen konnten. Daher wurde beschlossen, die Heere wiederum zu trennen; Blücher sollte an der Marne, das große Heer an der Seine hinabziehen. — Das war es eben, was Napoleon wünschte. Das gab ihm Gelegenheit zur Uebung seiner alten Kunst, da er im Raume zwischen beiden versteckt und lauernd und seinen Vortheil absehend, gleich dem mächtigen Raubthiere plötzlich mit einem Sprunge den Theil anfallen konnte, den er allein zu überwältigen vermochte. Durch diese Kunst ist es ihm noch einmal gelungen, den augenblicklichen Triumph einzelner Siege zu feiern, den ersten Zug der Verbündeten gegen Paris zu vereiteln und einen Monat länger ein Führer der Heere zu bleiben, gleich als hätte die Frist, die er sich selbst gesetzt, erst verstreichen müssen, bevor er fiel.

Das schlesische Heer zog, der getroffenenen Verabredung gemäß, auf der Straße der Champagne, in abgesonderten Haufen, schnell gegen Paris; Sacken zuerst, dann York, zuletzt der Oberfeldherr selbst mit der Kleist'schen Schaar. Es wurde an keine nahe Gefahr gedacht, weil nach der Seite hin, wo Napoleon stand, die grundlosen Wege der Champagne Brie, ihre Flanke beschützten, die kein Heer durchziehen zu können schien, und daher waren allerdings die Theile des schlesischen Heeres zu weit von einander getrennt. Der russische Vortrab war nur noch funfzehn Stunden von Paris; die Hauptstadt zitterte, die Schätze, die Kunstsachen, die Staatspapiere wurden eingepackt; schon flüchteten einige und sahen Napoleons Reich als zusammenstürzend an; da brach er plötzlich von Troyes auf, nachdem er 20,000 Mann alter Krieger aus Spanien hatte auf Wagen herbeiführen lassen, zog quer durch die große Ebene zwischen der Seine und Marne, ob auch seine Feldherren an der Möglichkeit verzweifelten und der größte Theil des Geschützes im Kothe stecken blieb; ersah sich diejenigen, welche am kühnsten und raschesten voranzogen, und fiel am 10. Februar bei Champaubert auf Sakken's Nachtrab unter dem General Olsufiew. Die 4000 Russen wurden schnell von den Gardereutern umzingelt, mit der größten Heftigkeit von allen Seiten durch Fußvolk und Reuter bestürmt und etwa die Hälfte des Corps wurde theils niedergemacht, theils mit dem Anführer nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen. Die andere Hälfte schlug sich zum Feldmarschall Blücher durch. Das war der erste Strahl des Glückes, der Napoleon wiederum leuchtete und die alte Zuversicht in ihm weckte. Er ließ dem Herzog von Vicenza, seinem Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congresse zu Chatillon, schreiben, es sei eine glänzende Veränderung in seinen Angelegenheiten eingetreten; der französische Bevollmächtigte könne wiederum aus einem festeren Tone reden.

Und sogleich auf frischer That sollte nun noch größerer Gewinn erkämpft und der, im Rücken angegriffene, Sacken'sche Heerhaufen von etwa

14,000 Mann gänzlich vernichtet werden. Bei Montmirail wurde derselbe auch am folgenden Tage, den 11., von Napoleon erreicht und mit einem Verluste von beinahe 3000 Mann und 13 Kanonen nach der Marne zurückgetrieben. Zwar gelang es dem General Sacken mit York's Hülfe, den er eilig herbeigerufen, über den Fluß zu setzen und die Brücken hinter sich zu zerstören; doch gingen auf diesem Rückzuge noch viele Menschen und viel Gepäck verloren und auch die Preußen verloren mehrere tausend Mann.

Indeß war der Feldmarschall, auf die Nachricht dieser Gefahren, schnell mit der Kleist'schen Heerschaar, und einer russischen unter Kapczewitsch, zusammen nicht mehr als 16,000 Mann, über Champaubert zu Hülfe herbeigeeilt; allein die Feldherrn, mit denen er sich zu vereinigen gehofft, waren schon seitwärts über die Marne gewichen und nun sah er sich selbst am 14. von Napoleon mit überwiegender Macht bei Vauchamps auf's Heftigste angegriffen. Es war keine geringe Gefahr für den kleinen Haufen, und Napoleon bot alles auf, den günstigen Augenblick zu benutzen. Wenn er diesen Heerhaufen gleichfalls überwältigte, die Menge mit den Anführern gar gefangen nahm, so gab es kein schlesisches Heer mehr; seine Seele wenigstens war dahin; Blücher, Gneisenau, Kleist, Ziethen, Müffling, der Prinz August, und viele andere der Trefflichsten waren hier vereinigt. Das war ein lockender Gewinn für den Rachedurstigen; und auf der andern Seite galt es, die volle Kraft der Besonnenheit und der gediegenen deutschen Ruhe und Kaltblütigkeit dem fränkischen Ungestüm entgegenzusetzen. Und nie, an keinem Schlachttage, haben sich diese gründlichen Tugenden so herrlich an dem greisen Feldherrn und seinen Befehlshabern, so wie an den hartbedrängten Schaaren selber, bewährt, als an diesem Tage des Rückzuges, welcher ruhmwürdiger war, als eine gewonnene Schlacht. Es waren meistens neue Kriegshaufen, erst nach der Leipziger Schlacht gebildet, die die Gefahren des Krieges noch wenig kannten und so eben in höchst ermüdenden Eilmärschen vom Rheine her das Heer erreicht hatten; auch waren bei dem ganzen Zuge nur fünf schwache Reuterregimenter von etwa 1200 Mann, und der Feind dagegen entwickelte wenigstens 8000 Mann seiner besten Reuterei. Mit diesen drang er stürmend auf die Flanken der Preußen ein, während die Haufen des Fußvolkes und des Geschützes von vorn so gewaltig angriffen, daß gleich bei dem Rückzuge aus Vauchamps mehrere preußische Bataillone gänzlich vernichtet wurden. Und bald zeigten sich die dichten, schwarzen Wolken der Reuterschwärme sogar im Rücken des Heeres, auf der großen Landstraße, welche durch die Ebene zwischen Champaubert und dem Wald von Etoges führt, und verschlossen den letzten Ausweg. Da gab es keine Rettung, als in der Kriegskunst der Heerführer und in dem festen Entschlusse Aller, sich muthig durch den Feind durchzuschlagen. Dicht geschlossen, ernst und stumm rückte das Fußvolk vorwärts; das Geschütz richtete sein Feuer auf den Punkt der großen Straße; alle Gewehre richteten dahin ihre Kugeln, es wurde nur auf eine Entfernung von 30 Schritten gefeuert; ja, das Fußvolk griff sogar die Reuterei mit dem Bajonette an; — da mußte sie den Durchweg öffnen. Dennoch war die Gefahr noch nicht überstanden, die Angriffe auf die Flanken wurden nur um so heftiger fortgesetzt; allein wenn die Krieger nur auf ihren alten Helden blickten, so mußte guter Muth ihre Herzen erfüllen. So wild auch die Feinde anstürmten und Himmel und Erde bewegten, um die unerschütterlichen Reihen nur erst in Unordnung zu bringen, — immer ritt er ernst, langsam, ruhig, Zuversicht in seinen Augen,

meistens hart am Nachtrabe oder am Vorderzuge, wo die Gefahr am meisten drängte, und ordnete mit seinem trefflichen Gehülfen Gneisenau besonnen das Ganze. [1]) Dadurch ward es möglich, daß auf einer langen Rückzugslinie von vier schweren Stunden, im offenen Felde, wo nicht Gräben noch Mauern gegen die Angriffe der Reuter schützten, unter beständigem Geschütz- und Gewehrfeuer, dennoch kein Viereck durchbrochen wurde und kein Haufe aus seiner Schlachtordnung wich. Ja, der gute Muth der Soldaten zeigte sich so unerschütterlich, daß sie, wenn ein Reuterangriff zurückgeschlagen war und die Vierecke sich wieder auflösen und in Marsch setzten, unter Musik und hellem Gesange weiterzogen. — Sehr tapfer bewährte sich auch das Geschütz, welches an diesem Tage, aus Mangel der Reuterei, den Vortrab und den Nachtrab des Zuges machen und sich mit stürmischer Schnelligkeit bewegen mußte. Wenn die feindliche Reuterei gegen das Fußvolk ansprengte, sogleich wandte ihr das Geschütz die verderbensprühenden Mündungen entgegen und schmetterte seine Kartätschen dazwischen, zerriß die Glieder und trieb sie in eiliger Flucht zurück. Es wurde vorzüglich durch den Prinzen August von Preußen geleitet, welcher mit der kaltblütigsten Tapferkeit, entschlossen lieber zu sterben, als gefangen zu werden, immer an der Spitze seiner Abtheilung daher zog. Ein großes Glück war es für die Preußen, daß die Felder zu beiden Seiten der Heerstraße von dem langen Regen so durchweicht waren, daß die französische Reuterei nur langsam in denselben vorrücken und ebenfalls nicht mit der vollen Gewalt des Stoßes ihre Angriffe machen konnte. Das preußische Fußvolk aber, welches über eben diese Felder neben der Heerstraße zog, sank nicht so tief in den Schlamm und bewegte sich freier, wenngleich auch unter der höchsten Anstrengung aller Kräfte.

Als der Zug an den Wald von Etoges kam, hatten sich einige zwanzig französische Kürassiere in der Dämmerung in das Holz geschlichen und fielen plötzlich das Gefolge des Feldmarschalls an; da mußten die Befehlshaber und die Offiziere des Generalstabes selbst die Degen ziehen, und sich der ungestümen Gäste erwehren, die auch glücklich niedergemacht oder gefangen wurden.

Endlich kam die langersehnte Nacht herbei und versprach den Preußen nach so harter Noth einige Ruhe; aber noch einmal wartete ihrer im Dorfe Etoges ein Kampf mit dem französischen Fußvolke, welches auf Seitenwegen zuvorgekommen war und das Dorf besetzt hatte. Aus allen Gassen und Häusern empfing sie ein mörderisches Feuer; aber Kleist bahnte sich mit dem Bajonette einen Weg hindurch und die übrigen folgten, so daß die alte Stellung bei Bergères glücklich erreicht wurde. — Indeß war der vierzehnte Februar ein heißer Tag gewesen, er hatte 6000 Menschen gekostet; aber er gewährte unsterblichen Ruhm und lehrte Vorsicht für die Zukunft gegen den listigen Feind. — Die Theile des schlesischen Heeres vereinigten sich hinter der Marne und zogen bald nach der Aube hinzu, um sich wieder an das große Heer anzuschließen.

---

[1]) In einem sehr bedrängten Augenblicke, als der Feldmarschall selbst ein Bataillon gegen die feindliche Reuterei aufstellte, wurde er mit diesem von allen Seiten umzingelt und von den übrigen Truppen getrennt; im heftigsten nahen Feuer hielt er unbeweglich. Glücklicher Weise trieb das wirksame Feuer des Bataillons die Reuter zurück. Als er darauf zu den Seinigen kam und Gneisenau erblickte, sprach er die merkwürdigen Worte: Wenn ich heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden, ich hoffe, in der Zukunft Alles wieder gut zu machen.

Napoleon war über die Maaßen erfreut, in den Kriegsberichten und Zeitungen wieder von Siegen reden zu hören und durch die Gassen seiner Hauptstadt Gefangene und erbeutete Kanonen führen zu lassen. Das leichtsinnige Volk wähnte die Dinge auf einmal wieder umgewandelt und erhob ihn, den es schon verloren gegeben, hoch zu den Sternen. — Plötzlich wird das Triumphgeschrei wieder still, denn von einer andern Seite waren, während Napoleon an der Marne kämpfte, die leichten Haufen des großen Bundesheeres bis zehn Stunden gegen Paris vorgerückt. Die Kosaken streiften von Fontainebleau aus, welches die Oestreicher besetzt hatten, sogar bis 6 Stunden vor Paris. Napoleon aber ließ von der Verfolgung des schlesischen Heeres ab und wandte sich gegen das große Heer. Der Fürst Schwarzenberg hatte ihm Wrede und Wittgenstein in den Rücken gesendet, um dem schlesischen Heere Luft zu machen; aber weil Alles so reißend schnell sich zugetragen, kamen sie zur Hülfe zu spät und mußten nun selbst vor Napoleon, der sich mit aller Macht gegen sie umkehrte, nach hitzigen Gefechten über die Seine zurückweichen. Der tapfere und schnelle Kronprinz von Würtemberg, der den Vortrab des großen Heeres führte, hatte mit seinen Würtembergern und einigen Oestreichern die Stadt Monterau besetzt; auf ihn fiel am 18. Februar das ganze Gewicht von Napoleons Kriegszorn, nachdem er am 17. schon Wittgenstein bei Mormant und Nangis hatte zurückweichen müssen. Den ganzen Tag hindurch bis zum Abend hielt die tapfere Schaar auf den Höhen bei Monterau den Anfall einer viel größern Macht und ein furchtbares Geschützesfeuer aus. Die Batterien der Garde waren auf den Höhen von Sürville aufgestellt und Napoleon richtete in seinem Eifer selbst die Kanonen und kommandirte das Abschießen. Allein weder die Kugeln der Kanonen noch die Bajonette der anstürmenden Feinde konnte die tapfern Würtemberger aus der Fassung bringen. Drei Mal schlugen sie die Stürmenden zurück, obwohl diese ihnen dreifach überlegen waren, und behaupteten ihren Ort, damit indeß das übrige Heer sich hinter der Seine sammeln könne; endlich, da ihr weniges Geschütz gänzlich zerschossen war und ein starker französischer Haufe in ihre Flanke fiel, mußten sie ebenfalls über den Fluß zurückgehen. Und da, während der Feind schon die einzige Brücke bestürmte, im heftigsten Handgemenge mit ihm, gingen viele Menschen verloren. Napoleon aber jubelte laut und rief: „Mein Herz ist erleichtert, ich habe die Hauptstadt meines Reiches gerettet!"

Ja, er war durch diese zehntägigen, rasch auf einander folgenden Vortheile wieder so übermüthig geworden, daß er seine besten Heerführer, wie z. B. den Marschall Victor, schnöde behandelte, für geringe Versehen auf's Härteste anfuhr und mit Absetzen und Erschießen bedrohte. Und als er am 24. Februar wieder nach Troyes kam, ließ er einen dortigen Edelmann, der sich laut für die alte französische Königsfamilie erklärt hatte, vor ein Kriegsgericht stellen und nach wenigen Stunden erschießen. Der alte Trotz auf sein Waffenglück war wieder erwacht. Dazu kam von dem Marschall Augerau von Lyon her gute Botschaft; er hatte den östreichischen General Bubna bis Genf zurückgedrängt, und bedrohte mit einem starken Heerhaufen die Schweiz. Wenn er diese gewinnen konnte, so war dem großen Bundesheere die Zufuhr und der Rückzug an den Oberrhein abgeschnitten. Napoleo's Seele, welcher alles Maaß fehlte, faßte sogleich das Größte in ihren Gedanken, sah schon die Schweiz erobert, Elsaß und Lothringen in Aufruhr und mit Dolch und Gift gegen die Verbündeten bewaffnet, die zahlreichen

Besatzungen der Festungen mit dem Landsturm vereinigt und ihn leitend, so daß das Bundesheer, wohin es sich auch wenden möge, auf dem Rückzuge bis an den Rhein vernichtet werden müsse. Da war ihm das Wort Friede verhaßt. Die Verbündeten boten ihm gute Bedingungen an und die Unterhandlungen zu Chatillon dauerten noch fort. Er aber, da er von der Abtretung Holland's und Italien's hörte, fuhr zornig auf und rief: „Ha! Was denken die Feinde? Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris!“ — In seinem ganzen Heere tönte dieses vermessene Wort wieder und Paris jubelte noch einmal laut über seinen zweimaligen Erretter, dem es nun mit ganzer Seele anzuhängen sich wieder vornahm.

Wie bald aber waren solche Vorsätze von dem leichtfertigen Volke vergessen, und wie schnell änderte sich die ganze Gestalt der Dinge! Wer sie schon jetzt mit ruhigem Auge betrachtete, konnte Napoleon's ausschweifende Hoffnungen nicht theilen. Das große Heer zog sich freilich auf Troyes und von da an die Aube zurück, denn die Schweiz, der feste Ausgangspunkt aller Bewegungen des großen Heeres, sollte gesichert und dem General Bubna sollten zwei Heerhaufen gegen Augerau zu Hülfe geschickt werden. So wenig aber war dieser Rückzug Folge des gesunkenen Muthes im Heere, daß dieses vielmehr einzig darüber trauerte, daß es nicht vorwärts ging, und daß der Oberfeldherr, Fürst Schwarzenberg, sich dadurch genöthigt sah, in einer Bekanntmachung an das Heer die Gründe des augenblicklichen Rückzuges und das Versprechen zu geben, bald werde er den Feind wieder angreifen. Zugleich rückten noch andere neue, starke Haufen zur Unterstützung nach; vom Oberrhein her der Erbprinz von Hessen-Homburg mit dem sechsten deutschen Corps; von Norden her der siegreiche Bülow, nachdem er Holland und Belgien erobert hatte; — gegen Antwerpen und einige andere Festungen blieb der Herzog von Weimar mit seinem norddeutschen Heerhaufen zurück; — vom Niederrhein aber kamen Winzingerode und Woronzow mit Russen, als Vortrab des Heeres vom Kronprinzen von Schweden, der, nachdem er Dänemark zum Frieden gezwungen, auch schon an der Maas stand. Wenn dieser auch zögerte, in Frankreich selbst einzubrechen, so konnte er doch im Augenblicke der Gefahr ein starker Rückhalt sein. Und endlich, wie wurde gerüstet, ausgehoben, geübt, in den weiten Ländern Europa's; wie wetteiferten die Völker Deutschland's, Preußen's, Oestreich's und Rußland's! Das einmal aufgeregte Leben trieb immer kräftigere Früchte.

Es gab freilich im großen Hauptquartiere der Verbündeten auch zaghafte Gemüther, welche einen erträglichen Frieden der Fortsetzung eines Krieges vorzuziehen riethen, der seit zwei Monaten recht viele Anstrengungen und Beschwerden mit sich führte; und nach ihrer Meinung sollte man sich langsam bis an den Rhein zurückziehen und indeß die Friedensunterhandlungen betreiben, die noch immer zu Chatillon fortgesetzt wurden; allein diese Stimmen wurden schnell und kräftig durch den alten Helden Blücher niedergeschlagen. Schon vier Tage nach dem schweren Rückzuge auf Etoges hatte er dem Feldmarschall Schwarzenberg gemeldet, daß er im Stande sei, sich mit dem großen Bundesheere zu vereinigen, und am 21. Febr. stand er mit 53,000 Mann bei Merry und schickte den Obersten von Grolmann in das große Hauptquartier seine Hülfe zu einer Hauptschlacht gegen Napoleon anzubieten. Sollte diese aber nicht beschlossen werden, so erbot er sich, allein mit der schlesischen Armee wieder zum Angriffe zu schreiten, an der Mar-

ne gegen Paris vorzudringen und so den Kaiser Napoleon von der großen Armee abzuziehen. Mit seiner kräftigen Beredsamkeit erlangte es der Oberst von Grolman von dem Fürsten Schwarzenberg, nach dessen erstem Plane sich das schlesische Heer mit an die rückgängige Bewegung der Hauptarmee anschließen sollte, daß der Fürst seine Zustimmung zu Blücher's Vorschlage gab; daß die große Armee aber auch an dem Vordringen Theil nehmen sollte, konnte er nicht bewirken. Froh, nur so viel erlangt zu haben, eilte Grolmann am 23. zu dem Feldmarschall zurück, und dieser, um auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren und einer Veränderung der Entschlüsse nicht Raum zu geben, ließ gleich in der Nacht vom 23. auf den 24. sein ganzes Heer nach der Marne zu aufbrechen. Zugleich schrieb er einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Alexander, in welchem er seine feste Zuversicht aussprach, daß die gute Sache Europa's auf diese Weise gerettet werden könnte, und nur bat, daß man die von der Nordarmee heranziehenden Heerestheile von Bülow und Winzingerode unter seinen Oberbefehl stellen möge. Er stand alsdann wieder an der Spitze eines sehr guten Heeres von 100,000 Mann und konnte allein schon die Hauptstadt Frankreich's bedrohen. Das war dem Eifer und der ganzen Weise des alten Helden angemessen, rastlos anzugreifen und keine Ruhe zu gestatten. Und die Ueberzeugung, daß sein hochherziger König und der entschlossene Kaiser Alexander seine Bitte gewähren würden, betrog ihn auch nicht, bald kam die Zustimmung der auf seinen Heldenmuth vertrauenden Monarchen. Im raschen Laufe zog das Heer nordwestlich nach der Marne zu, um sich mit Bülow und Winzingerode zu vereinigen, und kam Paris bis auf einige Tagemärsche nahe. Diese unerwartete Bewegung, welche ein französischer Erzähler die kühnste des ganzen Feldzuges nennt und die in der That als der Wendepunkt des ganzen Krieges angesehen werden kann, kam Napoleon, der sich in Troyes befand, außerordentlich ungelegen. Er hatte eben den Vorschlag eines Waffenstillstandes abgewiesen und sah schon im Geiste die Ufer des Rheines wieder; nun mußte er sich entschließen, von dem großen Heere abzulassen und dem kühnen Gegner, den er so eben ganz gelähmt zu haben glaubte, in entgegengesetzter Richtung zu folgen.

Der Monat März.

Napoleon's Absicht war, den Feldmarschall Blücher noch vor seiner Vereinigung mit den Hülfstruppen zu erreichen, von welchen denselben der Aisne-Fluß trennte. Allein schon hatten die Generale Bülow und Winzingerode die Stadt Soissons an diesem Flusse eingeschlossen, wo eine gute Brücke und der beste Vereinigungspunkt für beide Heere war. Die Stadt, mit Mauern und Gräben umringt, hatte eine zahlreiche französische Besatzung, allein rasch macht der General Bülow die Anstalten zum Sturme. Schon kommen, beim Einbruche der Nacht, die Haufen mit Sturmleitern versehen in guter Ordnung heran; der Befehlshaber der Stadt aber, der die Wichtigkeit des Augenblicks nicht kennt und nicht weiß, daß Napoleon so nahe ist, übergiebt die Stadt und zieht mit seiner Besatzung ab. So hatte der General Bülow auch hier wieder in einem entscheidenden Augenblicke durch seine rasche Entschlossenheit eine glückliche Wendung herbeigeführt. — Der Feldmarschall ging über den Fluß und zog immer nordwärts nach Laon zu, bis er alle seine Kräfte versammelt und bei dieser Stadt eine treffliche Stellung gewonnen hatte. Napoleon, um mit diesem Einen Gegner ganz

fertig zu werden, folgte ihm auf dem Fuße nach, obwohl immer weiter von dem großen Bundesheere abgezogen und 33 Stunden nordwärts von Paris entfernt.

170. Die Schlacht bei Laon, am 9. und 10. März 1814.

Auf den Höhen bei Craonne traf er am 7. März Winzingerode und Woronzow in guter Stellung und konnte sie nur mit einem harten Verluste seiner Krieger zum Rückzug gegen Laon zwingen. Hier hatte sich Blücher zur Schlacht bereitet und die Stadt Laon selbst, die auf einem schwer zu erobernden Berge von 3 bis 400 Fuß Höhe liegt, zum Mittelpunkt seiner Stellung gemacht. Dennoch stürmten die Franzosen, als kaum der Morgen des 9. März graute, mit großer Heftigkeit das Dorf Semilly, dicht am Fuße des Berges, und nahmen es einen Augenblick in Besitz; aber die Preußen von der tapfern Bülow'schen Schaar warfen sie sogleich wieder heraus und Napoleon versuchte es nicht weiter, den Berg zu stürmen. Nun dauerte der Kampf den übrigen Theil des Tages noch auf beiden Flügeln der Stellung, und vor allen Dingen trachtete Napoleon, den linken Flügel der Preußen von der Straße wegzudrängen, die nach den Niederlanden führt. Wirklich hatte er am Nachmittage einige Vortheile erkämpft; das Dorf Athis, vor welchem die preußische Avantgarde focht, mußte von dieser verlassen werden; aber am Abend beschlossen die Heerführer York und Kleist dem ganzen Vorhaben mit Einem Streiche ein Ende zu machen. Als schon Dunkelheit das Feld bedeckte und der Feind, das blutige Tagewerk vollendet glaubend, an manchen Stellen schon die Lagerfeuer angezündet hatte, da erhoben sich die Preußen gegen ihn; Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, stürmte links von dem brennenden Dorfe Athis einen Waldhügel, den die Franzosen besetzt hatten; andere Haufen drangen in das Dorf selbst ein, und die rechte Flanke des Feindes hatte Ziethen mit der Reuterei still umritten, um ihn, wenn er von dem Fußvolke zurückgetrieben werde, zu empfangen. Das ganze Vorhaben glückte trefflich. Ohne einen Schuß zu thun, drangen die Preußen mit dem Bajonette in die aufgeschreckten Feinde, die sich zur Wehre setzen wollten und feuerten; in wenig Augenblicken waren sie aus einander gesprengt, ihr Geschütz genommen, alles in verworrener Flucht durch einander geworfen; die Preußen hingegen, durch das Wirbeln der Trommeln und den leicht kenntlichen Klang ihrer Hörner zusammengehalten, blieben selbst in der Finsterniß in geschlossenen, festen Reihen. Die Reuter vollendeten des fliehenden Feindes Niederlage und nahmen sein ganzes Geschütz bis auf vier Stück, so daß die Zahl der eroberten Stücke an diesem Abende sechsundvierzig war. Es war ein fröhliches Siegesrufen der Preußen durch die dunkele Nacht, und der leichte Sieg hatte kaum einige hundert Todte und Verwundete gekostet; der Marmont'sche Heerhaufe dagegen, der hier gestanden, hatte eine üble Niederlage erlitten.

Am folgenden Tage, den 10., wollte Napoleon seinem geschlagenen Flügel den ferneren Rückzug erleichtern, oder er gedachte vielleicht, noch im Mittelpunkte einen Vortheil zum Ersatz des Schadens zu gewinnen; denn er machte neue Angriffe gegen die Höhen von Laon. Sie wurden abgeschlagen, wie am vorigen Tage. Am Abend griff er zum letzten Mal das Dorf Semilly, am Fuße des Berges, an; es ging nicht besser, und wäre der alte Feldherr Blücher nicht gerade an einer schlimmen Augenentzündung krank gewesen, so daß er das Zimmer nicht verlassen und kaum den Befehl fort-

führen konnte, so hätte Napoleon höchst wahrscheinlich auch seinen andern Flügel geschlagen sehen müssen. — Da zog er in der folgenden Nacht mit seinem Heere von dannen und that in seinem Kriegsberichte das kurze Bekenntniß: „Er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden.“ Daß er aber sechzig Kanonen und mehrere Tausende von Kriegern verloren hatte, sagte er nicht.

171. Napoleon gegen Schwarzenberg.

Der mißlungene Angriff gegen das schlesische Heer war für Napoleon ein arger Verdruß. Was halfen ihm nun das wilde Nachsetzen und die unsäglichen Mühseligkeiten seiner Krieger? Der Gegner, der ihn am meisten drängte, den er schon im Februar vernichtet zu haben sich rühmte, den er vierzig Tage lang vorzüglich im Auge gehabt und mit diesem Schlage am härtesten treffen wollte, — derselbe sah ihn jetzt vor sich auf dem Rückzuge und zog bald hinter ihm drein, um ihn in immer engeren Kreisen einzuschließen.

Es blieb ihm nichts übrig, als noch einen Versuch gegen Schwarzenberg zu machen, ob er das große Heer nicht vielleicht unvorbereitet und in einzelnen Haufen abgesondert treffe.

Der Feldherr Schwarzenberg stand wiederum am Aubeflusse, wohin er sich gezogen hatte, nachdem Napoleon zur Verfolgung des schlesischen Heeres aufgebrochen war. Am 27. Februar hatte er den Marschall Oudinot, der ihn aufhalten sollte, bei Bar an der Aube mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, Troyes wieder erobert und erwartete nun in den Gefilden zwischen der Seine und Marne, wie Napoleon's Strauß mit Blücher ablaufen werde. Bald erfuhr er es durch jenen selbst, der plötzlich, von Laon zurückkehrend, gegen ihn daher kam. Am 13. März überfiel er den russischen General St. Priest in Rheims, nahm die Stadt ein, nachdem der General selbst gefallen war, und am 20. standen seine Schaaren dem großen Heere gegenüber und besetzten Arcis an der Aube. Hier hoffte er durch einen raschen Angriff die Kette des Schwarzenbergischen Heeres so zu zersprengen, daß ihre einzelnen Glieder weit aus einander geworfen würden; aber er fand sie fest geschlossen und wohl geordnet, und sein Vorhaben scheiterte zum zweiten Male. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm selbst, in deren Seele der Entschluß fest stand, einer entscheidenden Schlacht nicht länger auszuweichen, hatten das Heer in Eilmärschen sich vereinigen lassen, und schon an diesem Tage, den 20., kam es bei Arcis zu einem ernsthaften Gefechte. Die französische Gardereuterei wurde mit solcher Gewalt nach diesem Orte zurückgeworfen, daß Napoleon, um den wichtigen Platz nicht zu verlieren, selbst den Degen ziehen, die flüchtigen Geschwader sammeln, sich an ihre Spitze stellen, und sie wieder in den Kampf führen mußte. Bei diesem Angriff kam er so sehr in's Gedränge, daß schon ein Kosak mit der Lanze nach ihm stieß und daß er selbst, zu seiner Vertheidigung, seine Pistolen abfeuern mußte. Viele Begleiter wurden neben ihm getödtet und sein Pferd durch eine Kugel getroffen. Weit entfernt, die Gefahren zu vermeiden, schien er vielmehr ihnen zu trotzen. Eine Haubitzenkugel fiel zu seinen Füßen nieder; er erwartete den Schlag und verschwand bald in einer Staub- und Rauchwolke. Man glaubte ihn verloren. Er stand wieder auf, warf sich auf ein anderes Pferd und stellte sich von Neuem unter das Feuer der Batterien. Nur durch diese äußerste Anstrengung und

das Dazukommen des Fußvolks wurde die Stadt Arcis an diesem Abend gerettet.

Auf den folgenden Tag hatte sich das Bundesheer zu einer großen Schlacht aufgestellt; gegenüber, vor Arcis, stand Napoleon gleichfalls in Schlachtordnung, und beide Heere erwarteten schweigend den Angriff des andern. Es war die bedeutungsvolle Stimmung, mit der man große Entscheidungen des Schicksals erwartet, und es vergingen einige wichtige Stunden. Wirklich wurde in diesen Stunden das Schicksal der Welt entschieden, aber auf andere Weise, als damals noch irgend eines Menschen Verstand begreifen mochte. In diesen Stunden kam in Napoleon's Herzen ein Entschluß zur Reife, den er schon lange mit sich herumgetragen, auf den er nun alle seine Hoffnung gesetzt hatte und der sein Verderben enschied. Jetzt schritt er zur Ausführung. Denn als die Verbündeten noch erwartungsvoll zu ihm hinüberblickten, siehe, da löste sich plötzlich, zu Aller Erstaunen, die französische Schlachtreihe auf, große Heeresmassen gingen über die Aube zurück und stiegen jenseits die Berge hinauf; Napoleon verließ das Schlachtfeld ohne Kampf. Sein neuer Kriegsplan war dieser: In offenen Feldschlachten hatte er es genugsam mit den verbündeten Heeren versucht; nun wollte er es in anderer Weise angreifen. Rasch vorbeiziehend an Schwarzenberg, wollte er sich in dessen Rücken werfen; der werde, so hoffte er, sich eilig zurückziehen, um seinen Rücken frei zu halten, und dann sollte er in die Hinterhalte fallen, die er ihm in Lothringen und Elsaß mit Hülfe der Festungsbesatzungen und der Einwohner legen wollte. Solchen Entwurf hatte er schon lange vorbereitet; die Befehlshaber in den Festungen hatten zum Theil schon Nachricht davon erhalten durch heimliche Botschafter, die sich durchgeschlichen und die wichtigsten Schreiben in ihren Stöcken oder Schirmen, oder im Halsbande ihrer Hunde verborgen hatten. Bei den Einwohnern des Landes fanden seine Anschläge auch den besten Eingang; sie waren schon beinahe überall im Aufstande begriffen, lagen in Wäldern, Hohlwegen und Schlupfwinkeln versteckt, erschlugen die Einzelnen, griffen selbst kleine Haufen an, und die Eilboten der verbündeten Heere konnten nicht mehr durchkommen. Die Zufuhr für dieselben stockte; schon fing Pulver und Blei zu mangeln an; wenn zu den aufrührerischen Bauern noch geübte Soldaten kamen, so mußte ein Rückzug der Untergang der Verbündeten werden.

Napoleon war von der Trefflichkeit seiner Entwürfe so fest überzeugt und so sehr hatte der thörichte Stolz seine Augen verblendet, daß er, der selbst am Rande des Abgrundes schwebte, die Gegner schon für verloren hielt und in die Worte ausbrach: „Man hat von Frieden geredet; aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen!“ — Die Verhandlungen in Chatillon brach er ab und zerriß damit selbst die letzte Hoffnung friedlicher Uebereinkunft, welche bis dahin manche Zögerung in die Kriegsunternehmungen der Verbündeten gebracht hatte. Sein Schicksal eilte rasch der Entwickelung entgegen.

172. Der Zug gegen Paris.

Bei den Verbündeten vermehrte sich das Erstaunen über Napoleon's plötzliche Bewegung noch mehr, als die ausgesandten Kosaken in ihrer Weise berichteten: „Der Feind ziehe sich zurück, aber nicht nach Paris, sondern nach Moskau.“ Bald aber erhielt man die Aufklärung durch einen, in glücklicher Stunde durch Tettenborn's Streifcorps aufgefangenen, Brief von Napoleon selbst an die Kaiserin, worin er ihr seinen oben entwickelten Plan

meldete. — So war also der Augenblick wichtiger Entschließung für das Bundesheer gekommen; — vor ihm Paris, in seinem Rücken, wenn es sich nicht eilig zurückwendete, Napoleon. Die Vorsicht rieth, den Rücken frei zu bewahren und sich lieber immer weiter gegen den Rhein zu ziehen. Die gute Zuversicht aber sprach: „Lasset den vermessenen Wagling, der in seiner Noth das Aeußerste versucht, mit seinem kleinen Haufen getrost weitab rennen; zieht rasch auf seine Hauptstadt und gewinnt sie; dann wird euch das ganze Frankreich zufallen. Zwar ist jene eine große Stadt, und hat viele Jünglinge und Männer, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen könnten; auch haben sie wohl oft große Worte geredet, daß sich an diesem Kleinode des französischen Reiches kein Feind ungestraft vergreifen solle; allein die That wird das Wort leer finden lassen." — Und die gute Zuversicht gewann den Preis im Rathe der verbündeten Herrscher. Sie beschlossen, Napoleon ziehen zu lassen, selbst kühn vorwärts zu dringen und sich mit dem Blücher'schen Heere an der Marne zu vereinigen; und dieser Entschluß wurde am 23. März durch einen Aufruf des Fürsten Schwarzenberg den Heeren also bekannt gemacht:

„Ihr Sieger von Kulm, von Leipzig, von Hanau, von Brienne! Ihr habt in einem Feldzuge die Herrschaft Frankreich's über das Ausland vernichtet und die Hälfte des französischen Reichs erobert. Dennoch will die französische Regierung von Billigkeit und Mäßigung nichts hören; Frankreich will eine erobernde Macht bleiben, es will alle Mittel in Händen behalten, unsere Ruhe, unsere Freiheit und Selbstständigkeit jeden Augenblick stören zu können. Daher sind die Friedensverhandlungen abgebrochen worden. In Euren Händen nun, ihr Krieger, liegt das Schicksal der Welt, auf Euch sind die Blicke von Europa gerichtet! Noch wenige Augenblicke, und die Wünsche Europa's werden in Erfüllung gehen!"

Und am folgenden Tage, den 24. März, als die bestimmte Nachricht eintraf, daß das schlesische Kriegsheer schon zur Vereinigung in der Nähe sei, als die verbündeten Herrscher zu Pferde gestiegen waren und auf einem Hügel bei Vitry, unter freiem Himmel, wie in den Zeiten der Vorfahren, im Lichte einer heitern Frühlingssonne, einen Kriegsrath hielten, da, um die elfte Stunde des Tages, an dieser Stelle, wurde der große Entschluß gefaßt, nun sofort mit den vereinigten Heeren gegen Paris aufzubrechen und gegen Napoleon nur den General Winzingerode mit 10,000 Mann Reuterei und reitender Artillerie zurück zu lassen, der ihn glauben machen sollte, das gesammte Hauptheer folge ihm.

Mit dem Rufe: „Gegen Paris!" kam ein neuer Geist über die verbündeten Krieger. Die drei Wintermonate in Frankreich waren der unerhörtesten Mühseligkeiten voll gewesen; Sturm und Regen, Schnee und Frost, der unwegsame Erdboden und der unwirthbare Himmel, Alles war ihnen entgegen, und das beständige Vor- und Rückwärtsziehen, wovon der gemeine Krieger den Zweck nicht einsehen konnte, ermüdete seine Geduld auf's Aeußerste. Nun aber, als ihnen ein großes Ziel hingestellt war, da jubelten sie laut; das ausgestandene Ungemach war vergessen, das noch bevorstehende war wie ein Spiel vor ihren Augen, und doch lag noch ein Weg von 40 Stunden, durch eine der ödesten Gegenden Frankreich's, angefüllt mit zerstörten Orten, verlassen von ihren Bewohnern, ohne Vorräthe, ohne Hospitäler und ohne feste Stützpunkte, vor ihnen.

Aber, wie oft, wenn nur das Herz und der Entschluß fest sind, die

Gunst des äußern Zufalls sich sogleich hinzu findet, so fingen auch in diesen Tagen die leichten Reuter mehrere Eilboten mit wichtigen Briefschaften des Feindes auf, die gute Kunde enthielten. In den Briefen aus Paris fanden sich amtliche Nachrichten, daß 10,000 Engländer zu Livorno in Italien gelandet seien; daß die zweite Stadt des Reiches, Lyon, von den Oestreichern genommen und Augereau's Heer in übler Lage sei; daß Wellington die wichtige französische Stadt Bordeaux besetzt habe und von Süden her in das Herz Frankreich's vordringe; endlich berichtete der Polizeiminister, daß die Stimmung in Paris sehr übel und die Meisten des langen Krieges überdrüssig seien.

Nun ging es im freudigen Wettlaufe gegen die Hauptstadt; Blücher, der indeß über die Marne auch herangekommen war, rechts, Schwarzenberg links; auf der Mitte des Weges wollten sie sich vereinigen. Es war klares, trocknes Wetter, die Märzsonne schien erquicklich vom heitern Himmel hernieder; in gedrängten Zügen schritten die zahlreichen Haufen daher, die Musik aller Regimenter spielte, und überall ertönten die weiten Ebenen von den Liedern der fröhlichen Krieger. — Als sie in die Felder kamen, wo vor sechs Wochen das schlesische Heer von Napoleon überfallen worden war, trafen sie unerwartet auf die Marschälle Mortier und Marmont, die ihrem Herrn eilfertig nachzogen; denn er wollte nun alle seine Macht im Rücken der Bundesheere vereinigen. Die Marschälle erschracken nicht wenig, als sie sich auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt sahen. Sie versuchten es, am 25. März bei Fère-Champenoise in einer festen Stellung Widerstand zu leisten, aber wie durch einen Sturmwind wurden sie durch bloße Cavallerieangriffe von dort weggescheucht und hatten es nur der eintretenden Nacht zu verdanken, daß sie nicht ihr ganzes Heer verloren. Der General Pactod aber, der mit 6000 Mann und vielem Gepäck und Mundvorrath desselben Weges zog, wurde von der Reuterei des schlesischen Heeres auf einer und der des großen auf der andern Seite umzingelt und nach muthiger Gegenwehr sammt seinen Leuten, so viele ihrer noch übrig waren, gefangen genommen. Die Vergeltung des schlesischen Heeres in eben diesen Gefilden war vollständig, mehr als 12,000 Mann und über hundert Kanonen verloren die Franzosen bis Paris; und durch so herrliche Siege feierten die beiden Bundesheere ihre Vereinigung.

In stummer und ängstlicher Erwartung harrte indeß ganz Deutschland auf Nachrichten von seinen Kriegern; es wußte nichts von den großen Ereignissen und den kühnen Entschlüssen. Die Nachrichten blieben aus, die Sorge vermehrte sich; statt der Freunde kamen die Feinde dem Rheine näher. Es waren trübe und bange Tage. Bald aber kam eine desto schönere Kunde.

173. Die Einnahme von Paris, am 30. und 31. März 1814.

Nach den angestrengtesten Tagemärschen kamen die Schaaren des großen Bundesheeres am Abend des 29. März vor der stolzen Stadt an, die sich die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Seit zwei Jahrhunderten freilich strömten von ihr, als dem Mittelpunkte, böse und leichtfertige Sitten, in der letzten Zeit ging noch dazu die freche Waffengewalt von ihr über Europa aus; und zum Lohn für alles dieses hatte sie aus den andern Ländern Geld und Gut, so wie die Werke der Kunst, an sich genommen, nicht

mit Wenigem sich begnügend, sondern das Trefflichste aus allen Zeitaltern, was Griechen und Römer, was Italien, Spanien und Deutschland hervorgebracht hatten, zusammenraffend. Jetzt standen die Rächer vor den Thoren und hätten ein Recht gehabt, an diesem Sitze der Gewalt und der Ungerechtigkeit die strengste Vergeltung zu üben. Drinnen war Napoleon's Bruder Joseph, der ehemalige König von Spanien, mit vielen Anhängern, und hielt das Volk noch immer in dem Glauben, es sei nur eine Streifschaar der Verbündeten, die versuchen wolle die Hauptstadt in Schrecken zu setzen. Die Marschälle Marmont und Mortier hatten alle Kriegshaufen gesammelt, alles Geschütz aus Paris draußen auf die Hügel gefahren, und standen mit 30,000 Mann und 150 Kanonen auf dem Montmartre und den übrigen Höhen an der Ostseite der Stadt, ob sie vielleicht den Kampf so lange aushalten könnten, bis Napoleon selbst zum Entsatze herbeikomme; und dann konnte freilich die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Napoleon war wohl auf dem Wege, aber doch noch zu weit entfernt, um in der entscheidenden Stunde zur Stelle sein zu können. Seine thörichte Zuversicht hatte ihn betrogen und dem Bundesheere einen Vorsprung von vier Tagen gegeben, ehe er dessen Abzug gegen Paris merkte. Die Generale Winzingerode und Czernitschef wußten ihn trefflich zu täuschen, daß er sie mit ihren Reutern wirklich für den Vortrab des großen Heeres hielt, welches ihm eilig nachziehe, und er freute sich seiner gelungenen List. Endlich aber, weil immer nur Reuter und kein Mann von Fußvolk sichtbar wurde, kam ihm Verdacht; er beschloß, sich selbst zu überzeugen, und griff den General Winzingerode an, der auch vor ihm weichen mußte. Dennoch konnte er immer noch nichts Gewisses erfahren, bis zum 29. März. Da kam ein Eilbote aus Paris und traf ihn nahe bei Doulancourt an der Brücke über den Aubefluß. Schnell stieg Napoleon auf einer kleinen Wiese am Flusse ab, öffnete die verhängnißvollen Briefschaften, und wie vom Donner gerührt sah er nun, daß in diesem Augenblicke, da er über vierzig Stunden von Paris entfernt war, dort die Schwerter zum entscheidenden Kampfe aufgehoben seien. Er ritt nach Troyes und reiste von dort am 30. März in geringer Begleitung seinem Heere voraus, um vielleicht noch zur rechten Zeit einzutreffen; er trieb selbst die Postillione zur Eile an. Allein nur aus weiter Ferne vernahm er den Donner der Schlacht, die eben vor Paris erkämpft wurde; und um 11 Uhr Nachts am 30., als er nur noch vier Stunden Wegs von Paris entfernt war, erfuhr er zu Fromenteau, daß er um einige Stunden zu spät gekommen sei. Paris war im Begriff sich zu ergeben. — Napoleon war nur durch den Seine-Fluß von den Vorposten der Feinde getrennt. Ihre Bivouacs warfen den Schein ihrer Feuer auf das linke Ufer, während die tiefste Dunkelheit hier den Winkel beschützte, wo Napoleon mit zwei Postwagen und einigen Bedienten sich aufhielt. Am nächsten Morgen um 4 Uhr, als die sichere Nachricht eintraf, daß die Capitulation von Paris unterzeichnet sei, ließ er umwenden und fuhr nach Fontainebleau zurück. — Mit der Einnahme von Paris war es so zugegangen:

Früh Morgens am 30. März griff der General Barclay de Tolly, der die Russen und Preußen unter Schwarzenberg befehligte, die Höhen von Belleville, in der Mitte der französischen Vertheidigungsstellung, an. Der Kampf bei Pantin und Romainville, wo sich der Prinz Eugen von Würtemberg an der Spitze des zweiten russischen Armeecorps besonders auszeichnete, war hartnäckig und zuerst unentschieden, weil die vielen Häuser, Gär-

ten, Weinberge und kleinen Gehölze die Vertheidigung erleichterten, und weil ferner die Heerhaufen links unter dem Kronprinzen von Würtemberg und rechts unter Blücher erst gegen Mittag zum Angriffe herbeikommen konnten. Das französische Geschütz, vortheilhaft aufgestellt, schmetterte viele Reihen der tapfern Angreifer zu Boden; aber dennoch drangen endlich die preußischen und badenschen Garden, wenngleich unter hartem Verluste, nebst den russischen Grenadieren, durch alle Hindernisse hindurch, behaupteten Pantin und die Höhe bei Romainville mit der größten Standhaftigkeit, bis Hülfe kam, und so wurden endlich die Höhen von Belleville sammt dem Geschütz erobert und ein anhaltendes Hurrah im Anblick der Barrieren von Paris verkündigte die Anwesenheit der Sieger. Da merkten die Pariser wohl, daß es nun Ernst sei, und daß nicht bloß eine Streifbande vor ihren Thoren stehe. Die, sonst von glänzenden Staatswagen und geputzten Müßiggängern erfüllten Plätze des Vergnügens waren jetzt mit flüchtigen Landleuten und ihren Viehheerden, mit Karren und Gepäck, und bald auch mit verwundeten Kriegern bedeckt. Die Läden waren geschlossen, die Thüren verrammelt und eine dumpfe Stille herrschte in den sonst so geräuschvollen Gassen. Nur der Pöbel war wach und lauerte, ob vielleicht eine Plünderung den blutigen Tag krönen werde, damit er in der allgemeinen Verwirrung auch seinen Theil der Beute finde. Was von Machthabern und Freunden Napoleon's noch in der Stadt war, floh eilig auf der entgegengesetzten Seite hinaus, ihre Reichthümer und die Verwünschungen des Volkes mit sich nehmend. Auch der König Joseph, der noch immer viele tapfere Worte geredet hatte, entfloh, als ihm die Gefahr zu nahe däuchte; er hatte nicht den Muth, mit den Seinigen auf Leben und Tod auszuhalten. Die Kaiserin mit ihrem Sohne war schon am 29. auf dem Wege nach Rambouillet abgereist.

Gegen Mittag begann auch der Angriff des schlesischen Heeres auf La Villette und La Chapelle und später auf die Höhen des Montmartre. York, Kleist und Langeron trieben die Franzosen immer näher nach Paris hin, und an diesem Flecke konnte auch die Reuterei einen Antheil an dem Ruhme dieses Tages nehmen; die schwarzen und die brandenburgischen Husaren machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die sich vor dem Dorfe La Villette behaupten wollten, eroberten 14 Kanonen und machten viele Gefangene; die nachrückende Infanterie trieb auch hier die Feinde bis an die Barrieren von La Villette und Pantin. Die tapfern Prinzen Wilhelm und August von Preußen hatten durch ihre rasche Entschlossenheit und ihr persönliches Beispiel zu diesen glücklichen Erfolgen sehr viel beigetragen. Der Montmartre mit seinem Geschütz wurde am Nachmittage durch die Russen unter Langeron ebenfalls erstürmt.

Auf dem äußersten linken Flügel war der Kronprinz von Würtemberg, nach beständigem Kampfe mit den Abtheilungen, die die Zugänge der Stadt von Vincennes her vertheidigten, am Nachmittage gleichfalls bis hart an diese Eingänge vorgedrungen; — und so stand nun das ganze Bundesheer auf den Höhen, die es erobert, von muthiger Siegesfreude erfüllt, den Schlagbäumen gegenüber, bereit, mit gefälltem Gewehr in die Stadt einzudringen. Aber schon hatten die Marschälle und die Vorsteher der Stadt um Schonung gebeten, und die verbündeten Herrscher, die nur den Urheber des Unheils und nicht das Volk verderben wollten, gewährten ihre Bitte. Die Stadt sollte am folgenden Morgen übergeben werden und die Trümmer des Heeres

von Marmont und Mortier durften abziehen. Die Freude der Pariser, aus so naher und großer Gefahr glücklich gerettet zu sein, war außerordentlich.

Am folgenden Tage, den 31. um Mittag, hielten die beiden Bundesfürsten, — der Kaiser Franz war bei seinem Heere in Lyon zurückgeblieben, — mit den Prinzen ihres Hauses, dem Kronprinzen von Würtemberg, mit vier Marschällen, sehr vielen Generälen und einem Theile ihrer Heere, ihren Siegeseinzug in Paris. — Es war ein erhebendes Schauspiel, wie die Krieger von Mitternacht und von Morgen, die als Kämpfer für die Freiheit Europa's ausgezogen waren, nun im Glanze der Frühlingssonne ihre Herrscher, die Schützer der Gerechtigkeit und Treue, in die gedemüthigte Hauptstadt des trotzigen Feindes einführten!

174. Napoleon's Absetzung und der erste Friede zu Paris.

Am ersten April erließ der Kaiser Alexander in seinem und seiner Bundesgenossen Namen eine Erklärung: „daß sie forthin weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seines Hauses, unterhandeln würden; die Franzosen möchten sich daher eine andere Regierung wählen."

Auf dieses Wort erklärte zuerst der Gemeinderath von Paris, daß er sich von dem Gehorsam gegen Napoleon lossage und die Wiederherstellung des alten Königshauses der Bourbonen wünsche; am 3. April faßte die provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Fürsten Talleyrand im Namen von ganz Frankreich den Beschluß der Absetzung Napoleon's, und noch an demselben Tage trat der Senat diesem Beschlusse bei. Das waren dieselben Männer, von denen sich früher viele als seine treuen Anhänger und Schmeichler bewiesen und von denen er selbst in einer Erklärung sagt: „Ein Wink von ihm sei für sie ein Befehl gewesen, und sie hätten stets mehr gethan, als er von ihnen verlangt." — Die Furcht vor seinem eisernen Scepter hatte sie damals beherrscht, jetzt war es das Schwert der Verbündeten.

Dieß Alles waren Donnerschläge für Napoleon, der sich noch immer mit dem Gedanken schmeichelte, seine Heereshaufen wieder zu sammeln und noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Zu Fontainebleau, zwölf Stunden mittäglich von Paris, hatte er noch immer seinen Sitz. Zorn und Niedergeschlagenheit wechselten in seiner bestürmten Seele mit einander. Bald warf er es sich als Fehler vor, daß er Berlin und Wien nicht verbrannt habe, bald wieder wendete er sich durch seinen Großstallmeister Caulaincourt an die Bundesfürsten, um unter jeder Bedingung den Frieden zu schließen. Dann wieder, als seine Anträge verworfen wurden, setzte er von Neuem seine Hoffnung auf sein Heer, versprach ihm die Plünderung der Stadt Paris und wollte es zum Sturme gegen dieselbe hinanführen, um, wenn sein Reich zusammenstürze, wenigstens den Anblick eines ungeheuren Trümmerhaufens zu genießen, der als Denkmal seines untergegangenen Glückes dastehe. Auf den 5. April war die Ausführung seines finstern Anschlages bestimmt und schon ließen sich viele Stimmen bereit hören, ihm zu folgen; da, in dem gefährlichsten Augenblicke, traten die Marschälle dazwischen und versagten ihm ihre Hülfe zu solcher That. Ney und Lefebvre folgten ihm bis in sein Zimmer, machten ihm seine in Paris beschlossene Absetzung bekannt und erklärten, daß sie den Gehorsam der Krieger nicht mehr verbürgen könnten. Das war für ihn der härteste Schlag; in dem Schwerte beruhte seine Gewalt; da ihm das Schwert den Dienst

versagte, war er schwach, wie ein anderer Mensch. Sein Trotz war plötzlich gebrochen; das Gefühl einer unerbittlichen Nothwendigkeit kam über ihn, weil er ein mildes, allsehendes Auge der Weltregierung niemals erkannt hatte; und ein Strom von Thränen stürzte, — vielleicht zum ersten Male, über seine Wangen.

Noch einen Versuch wollte er machen, um vielleicht seinem Sohne, den er den König von Rom genannt, die Krone Frankreich's zu retten. Er entsagte derselben unter der Bedingung, daß dieser sie erhalten solle; — aber auch davon wollten die Verbündeten, so wie die einstweilige Regierung in Paris, nichts wissen. Am 6. April rief der Senat das alte Königsgeschlecht zurück und erkannte Ludwig **XVIII.** als König von Frankreich; Napoleon aber wurde ein freier Wohnsitz auf der Insel **Elba**, an der italienischen Küste, welche er als Souverain mit Beibehaltung des Kaisertitels besitzen sollte, angeboten. Wider Erwarten nahm er diesen Antrag ganz ruhig an und unterschrieb am 11. April seine unbedingte Abdankung. Wahrscheinlich lag im Hintergrunde seiner Seele schon der Gedanke, nur jetzt dem Drange des Augenblicks zu weichen und künftig, bei günstiger Stunde, wenn Europa das Schwert wieder eingesteckt habe, plötzlich aus seinem Hinterhalte wieder hervorzutreten. Er reiste am 20. April nach **Elba** ab und schlug dort seine Wohnung auf. In Paris aber zog am 3. Mai Ludwig **XVIII.** ein und bestieg seines Bruders Thron, einundzwanzig Jahre nach dessen Hinrichtung.

Am 30. Mai schloß Europa mit Frankreich **den ersten Pariser Frieden**. Es war ein großmüthiger Friede, denn Frankreich behielt seinen ganzen Umfang, wie er zur Zeit der Könige gewesen: behielt also Elsaß und Lothringen, die es früher dem deutschen Reiche geraubt, und bekam sogar noch einige Landstriche dazu, die es erst seit den Revolutionskriegen besaß. Ueberdieß brauchte es keinen Ersatz der Kriegskosten zu bezahlen; die Stadt Paris brauchte die, aus aller Welt geraubten, Kunstschätze nicht herauszugeben und die vielen Tausende von französischen Kriegsgefangenen in Rußland, Oestreich, Preußen und England erhielten ihre Freiheit, ohne Entgelt. — Auf Großmuth und Dankbarkeit sollte dieser Friede, wie auf festen Pfeilern, ruhen. Aber kaum waren die ersten Monate des nächsten Jahres verflossen, kaum fingen die Völker an, sich dem Gefühle der Ruhe überlassen zu wollen, so wurde der Friede schon wieder gebrochen.

Das Jahr 1815.

---

175. Napoleon's Wiederkunft von der Insel Elba.

Auf seiner Insel, wo er in gezwungener Ruhe weilte, vernahm Napoleon viel von der Unzufriedenheit Frankreichs mit der Regierung der Bourbon's; wie sie das Volk, von dem sie mehr als zwanzig Jahre getrennt ge-

wesen und welches in den unerhörtesten Umwälzungen eine ganz neue Gestalt angenommen, nicht mehr kennten und nicht zu behandeln wüßten; wie besonders die wiedergekehrten Adeligen mit aller Anmaßung ihrer alten Rechte hervorträten und das Volk und Heer auf's Aeußerste erbitterten. Außerdem berichteten ihm seine, überall spähenden, heimlichen Freunde: In dem großen Fürsten- und Gesandtenrathe, der seit dem Ende des vorigen Jahres in Wien versammelt war, sei manche wichtige Streitfrage noch nicht ausgemacht, die Meinungen ständen sich noch in vielen Dingen schroff entgegen; jetzt sei der rechte Augenblick für ihn, wiederum mitten in Europa die Brandfackel des Krieges zu werfen; dasselbe werde ihm nicht so einig, wie im vorigen Jahre, gegenübertreten.

Da gedachte er der vielen Tausende alter Kriegsgefährten in Frankreich, denen der Friede eine Qual war und die ihm Leib und Seele verkauft hatten, weil er ihren Gelüsten freie Bahn zu schaffen wußte. Heimliche Botschaft ging zwischen ihm und ihnen; und als er nun ihres Beistandes gewiß war, trat er plötzlich aus seiner Felsenburg wieder hervor und erfüllte ganz Europa mit Schrecken oder mit gerechtem Zorne. So unerhörte Bewegungen, vom Palaste bis in die niedrigste Hütte, hat wohl noch nie ein Wort hervorgebracht, als da es nun hieß: „Napoleon Buonaparte, dem Europa eine Freistätte auf der Insel Elba gewährt hatte, ist am 26. Februar mit einer Schaar von elfhundert verwegenen Menschen von seiner Insel zu Schiffe gegangen, ist wie durch ein Wunder den französischen und englischen Wachtschiffen entkommen und am 1. März bei Cannes, an der französischen Küste, da, wo er auch einst aus Aegypten zurückkehrend ankam, gelandet, und in seinen Aufrufen nennt er sich wieder einen Kaiser der Franzosen, der da komme, seinen Thron von Neuem zu besteigen." — Keine Worte vermögen zu schildern, was Alles in den Herzen der Menschen sich da heftig bewegte. Von dem höchsten Jubel der Napoleonischen Soldaten, bis zu dem tugendhaften Zorne aller Edlen, und der martervollen Angst der Furchtsamen, die ihn im Geiste schon wieder mit seinen furchtbaren Schaaren zu aller Gewaltthat über die Grenzen brausen sahen; was nur in der menschlichen Seele, in hundert Abstufungen des Gefühles, zwischen diesen Aeußersten liegt, es war durch die unerwartete Nachricht plötzlich aufgeregt.

Welche unwiderstehliche Gewalt der Furchtbare über die Gemüther in Frankreich besaß, das wurde nun offenbar, als er durch das weite Land von Mittag heraufzog und Städte und Dörfer ihn frohlockend empfingen. Wohl konnte er in stolzer Zuversicht sagen: „Mein Adler wird von einem Kirchthurme zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre Dame in Paris niederläßt!" — Unerhörteres hat die Welt nicht gesehen. Frankreich hatte seinen alten Königsstamm wieder aufgenommen; die Ersten des Reiches, des Heeres, Stadt und Land, hatten Ludwig XVIII. vor zehn Monaten den Eid der Treue geschworen. Der König sendet die, auf welche er sein Vertrauen gesetzt, aus, den Wiederkehrenden aufzuhalten; er stellt sie an die Spitze seiner Kriegsvölker, die seines Thrones Stützen sein sollen; und siehe, so wie sie demjenigen in's Angesicht treten, der sie früher in seinen Banden geführt hat, so ist es, als wenn eine unwiderstehliche Zauberkraft von ihm ausginge, freudetrunken eilen sie ihm entgegen; statt ihre Waffen gegen ihn zu kehren, schwenken sie sie jubelnd zu seinem Gruße, und mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, wächst der jauchzende Zug. Nach einer Siegesreise von zwanzig Tagen, durch eine

Strecke von ein hundert und zehn Meilen, hält er am 20. März, an der Spitze derselben Krieger, die gegen ihn ausgesendet waren, und ohne daß Ein Blutstropfen für den betrogenen König vergossen wäre, seinen Einzug in Paris. Dieser aber mußte aus den Grenzen seines Reiches weichen.

Nun ging es wieder an einen Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, den Napoleon so trefflich zu führen verstand, daß es wohl schwer war, das Licht von dem falschen Scheine zu unterscheiden. Den wohlgesinnten, Freiheit und Frieden liebenden, Menschen in Frankreich sagte er: Das Unglück habe ihn weiser gemacht und er werde von nun an genau in den Schranken einer guten Verfassung regieren. Den Furchtsamen spiegelte er vor, Oestreich und England seien mit ihm einverstanden. Seinen Kriegsgenossen hielt er den alten Ruhm und Siegestraum vor Augen. Den Herrschern und Völkern Europa's aber rühmte er seine Friedensliebe; die er mit von der Insel Elba gebracht habe, und wie er nun seinen einzigen Ruhm in der Beglückung seiner Unterthanen suchen wolle, da der Waffenglanz doch ein eitel Ding sei.

Jetzt konnte Europa zeigen, ob es mündig geworden sei und ein scharfes sittliches Urtheil gewonnen habe. Ohne die innere Festigkeit eines tugendhaften Bewußtseins war kein Ausweg aus diesen Irrgängen; denn was sich in Frankreich bewegte, war kein Kleines. — Wie, wenn das große, menschenreiche Land einig war und seinen wiedergekehrten Herrscher mit aller Kraft vertheidigen wollte? Wer wollte dreißig Millionen muthige Menschen in ihrer eigenen Heimath Gewalt anthun, und wer durfte es? Hatten sie nicht das Recht, nur ihn, der vierzehn Jahre an ihrer Spitze gestanden hatte, jedem andern vorzuziehen? Und wie, wenn es ihm wirklich Ernst war, fortan in Ruhe und Frieden, ohne sich um die andern Volker zu bekümmern, sein Volk zu beherrschen? — Nur ein Weg führte durch diese bedenklichen Fragen; nicht der Verstand, sondern der sittliche Ernst des Gemüthes, mochte sie lösen, ein solcher, der die Aufgabe der Zeit also gefaßt hatte, daß der Kampf nicht um eitlen Ruhm oder Gewinn, sondern um die Herrschaft des Guten in der Welt gelte. Dieser Kampf mußte um so kräftiger geführt werden, je blendender und täuschender das Böse aufzutreten wagte. Nur ein solcher Ernst durfte dem französischen Volke zurufen: „Du sollst den finstern Geist nicht wiederum zu deinem Fürsten machen, der das Unrecht und die Lüge zur Herrschaft bringen will!" Und diesem Geiste durfte er gebieten: „Steige herab von deinem angemaßten Stuhle der Macht, und laß den guten Geistern Raum, welche still und emsig die Welt wieder aufbauen wollen aus den Trümmern, in welche du sie niedergeworfen hast!"

Darum freueten sich die Völker im Innersten ihres Herzens, als die noch in Wien versammelten Bundesfürsten die Sache also in der Tiefe ergriffen und einmüthig ein großes, ernstes Wort über Napoleon Buonaparte aussprachen. Sie erklärten ihn feierlich vor aller Welt als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen. Sie sprachen eine Acht aller europäischen Völker gegen ihn aus. Das war ein so außerordentliches Beispiel, daß seines Gleichen in der Geschichte nicht vorkömmt. Noch nie hatten die Völker gemeinschaftlich einen Einzelnen, als Verbrecher gegen die Wohlfahrt des Ganzen, vor ihr Gericht gezogen; und dieses Recht, weil es kein ererbtes war, konnte nur auf einer innern Befugniß ruhen. Nur das Bewußtsein des Ernstes für Tugend und Freiheit, für die Wahr-

heit und das Recht, durfte der bösen Arglist gegenüber das Amt des strengen Richters verwalten.

Und es war kein Schwanken und keine Unsicherheit in dem Gemüthe der Völker, als sie das Wort der Acht und den Ruf zu einem neuen Kampfe vernahmen. Die Haufen der Krieger, die noch unter den Waffen standen, eilten schnell den Grenzen Frankreich's zu; die schon entlassen waren, ergriffen das Gewehr willig noch einmal. Die Jünglinge, die ihre Jugend in den vorigen Jahren von den Waffen zurückgehalten hatte, drängten sich jetzt desto eifriger zu der Bahn der Ehre. Herzerhebend und sehr rührend war es, die Züge der Landwehr, die eben in ihre Heimath zurückgekehrt waren, unverdrossen wieder über den Rhein ziehen zu sehen, wie sie ihr Ehrenkleid aus dem vorigen Feldzuge, fast aufgerieben von seiner harten Arbeit, angethan hatten, weil nicht Zeit war, ein neues zu der neuen Arbeit zu schaffen; und wie sie in der guten Zuversicht Haus und Hof verließen, daß Gott wohl seine weise Absicht mit den Völkern haben müsse, warum er ihnen noch nicht die Ruhe gestattet habe.

Napoleon sah den Sturm heranziehen, den er mit seinem losen Worte nicht mehr beschwichtigen konnte; da rüstete er sich zum letzten Male, auf alle Weise, zu einem verzweifelten Kampfe. Um dem Volke der Franzosen, welches von jeher Gaukelspiel und Theaterkünste verlangt hat, durch ein Schauspiel neuer Art die Augen zu blenden, rief er eine große Versammlung seiner Anhänger aus allen Gegenden nach Paris, um, wie er sagte, nach alter Sitte der Franken, ein großes Maifeld zu halten über die Frage, ob er in Wahrheit von Neuem ein Kaiser der Franzosen sein solle? Die Antwort wußte ein jeder voraus; — er wurde ausgerufen und empfing den neuen Eid der Treue von denen, die ihren Eid zum Theil vor einem Jahre ihm selbst und so eben dem Könige gebrochen hatten.

In wenigen Monaten sah er nun auch, was sein Herz am meisten erfreuete, ein ausgesuchtes Heer um sich versammelt. Alle die Tausende, welche eben aus ganz Europa der Kriegsgefangenschaft entlassen waren, und alle, die der letzte Krieg übrig gelassen, mit vielen Neugeworbenen verstärkt, standen wieder in den Reihen. Dahinter wurden die Nationalgarden gerüstet, und die französischen Zeitungen redeten nun schon von Millionen, die für ihren Kaiser zu kämpfen bereit seien.

176. Das Vorspiel Murat's.

Von dem Geschlechte, welches Buonaparte früher auf die von ihm errichteten Throne gesetzt hatte, war nur noch sein Schwager Murat, König von Neapel, übrig. Er hatte im Jahr 1814 seine Krone dadurch gerettet, daß er, als die Verbündeten noch mit Napoleon hart kämpften, von ihm abließ und sich dem europäischen Bunde anschloß. Es war nicht Abscheu gegen die französische Ungerechtigkeit und nicht aufrichtige Neigung für die Grundsätze des Bundes, sondern einzig die Berechnung des Vortheils, die ihn dazu trieb; und als nun der Vortheil anders zu winken schien, als Napoleon unter dem Jubel Frankreich's seinen Thron wieder bestieg und sich in alter Kraft rüstete, da fand sich auch Murat wieder in besserer Gesellschaft mit ihm; unter den alten, seit vielen Jahrhunderten bestehenden, Herrschergeschlechtern hatte er sich nicht sonderlich wohl gefühlt.

Dazu spiegelte ihm sein Eigendünkel eine große Hoffnung vor. Italien war voll mannichfachen Gährungsstoffes. Viele Bewohner dieses schö-

nen, nun seit mehr als zwölfhundert Jahren immer zertheilten, von Fremden oft hart bedrängten, Landes sehnten sich nach einer Vereinigung ihres Vaterlandes zu Einem kräftigen Reiche, damit ihr Volk wiederum selbstständig und ehrenvoll unter den übrigen da stände. Ein großer Mann hätte vielleicht schon längst mit den Einwohnern Italien's die bedeutendsten Veränderungen in's Werk richten können. Nun aber wollte Joachim Murat als ein solcher unter ihnen auftreten, und ahmte, nach seiner eitlen Weise, die Sprache eines großen Mannes nach, indem er mit seinem Heere gegen Oberitalien vorrückte. Allein der Frevel, eine hohe Bestimmung zu erlügen, die er nicht in sich trug, wurde alsbald schwer an ihm gerächt. Die östreichischen Heerführer Frimont, Bianchi, Neipperg und Nugent, die gegen ihn ausgesendet wurden, trieben ihn, wie einen großredenden Prahler, aus einer Landschaft und Stellung Italien's in die andere längs der ganzen Halbinsel hinab, bis in sein Land; schlugen ihn in allen Gefechten, so oft er sich zur Wehre setzte, zerstreuten sein ganzes Heer und zwangen ihn endlich, kläglich und schimpflich seine Hauptstadt, sein Reich und ganz Italien zu verlassen und wie ein Flüchtling nach Frankreich zurückzukehren, von wo er gekommen war [1]).

177. Der Kampf in den Niederlanden gegen Napoleon.

Im Monat Mai war dieser erste Streit geendigt; im Juni sollte der größere entschieden werden. An den französischen Grenzen von der Schweiz bis an den Mittelrhein stand der Fürst Schwarzenberg mit den Oestreichern, Baiern, Würtembergern und Badenern. In den Niederlanden, von der Maas an, hatte der Feldmarschall Blücher mit den Preußen seinen Platz, und dicht neben ihm, bis an die Nordsee, Lord Wellington mit den Engländern, Niederländern, Hannoveranern und Braunschweigern. Den Raum zwischen Blücher und Schwarzenberg am Mittelrhein sollten die Russen füllen, die aber noch auf dem Zuge begriffen waren. — Da blickte Napoleon um sich, wohin er die ersten Schläge des Kriegsblitzes, den er nun wieder in seiner Hand zu führen gedachte, wenden möge. Er sah die Gegner aus, die ihm am nächsten und gefährlichsten standen; es waren Blücher und Wellington. Wenn es ihm gelang, sie zu schlagen, den Einen über den Rhein, den Andern auf seine Schiffe zurückzuwerfen, so war ihm das reiche belgische Land mit der Hauptstadt Brüssel sogleich gewonnen, Geld und Menschen flossen ihm zu, und er konnte mit seinen Garden gegen den Oberrhein eilen, um Schwarzenberg eben also zu fassen, ehe die Russen heran waren.

So standen seine Hoffnungen, als er in der Nacht des 11. Juni von Paris abreiste. Alle Heerhaufen waren schon durch rasche Anordnung an der Sambre und Maas vereinigt und am 14. Juni, als am Tage da-

---

[1]) Napoleon, der für sein eigenes Reich kämpfen mußte, konnte sich seiner nicht annehmen, und nachdem auch dieser gefallen war, mußte er unter steten Gefahren wie ein Flüchtling in Frankreich umherirren. Da faßte er den abenteuerlichen Gedanken, sein Königreich Neapel wieder erobern zu wollen, wo man sich, wie er glaubte, nach ihm zurücksehnte. Am 6. Oct. landete er an der Calabresischen Küste; aber er fand nicht die erwartete Theilnahme, vielmehr wurde er zu Pizzo von einem Haufen Landleuten gefangen genommen, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am 13. Oct. zu Monteleone erschossen.

rauf die blutige Fehde beginnen sollte, sprach er so zu seinem Heere: „Soldaten, heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal von Europa entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf ihren Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreich's bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir, sind wir nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!"

Solche Zuversicht hatte sich in ihm wiederum eingefunden, als er sein Heer nun um sich versammelt sah. Es war in der That eines der schönsten, welches Frankreich jemals aufgestellt hatte: 150,000 Krieger, auf's Beste gerüstet; mit 400 Geschützen versehen; was ließ sich mit solcher Zahl, auf Einem Schlachtfelde, nicht ausrichten! Und was dieses Heer am furchtbarsten machte, war die Entschlossenheit, durch den Sieg einen Meineid und Verrath vergessen zu machen. Den König, dem sie geschworen, hatten sie verrathen; ihren Kriegsherzog, den ganz Europa verworfen, hatten sie wieder zum Führer angenommen. Wenn sie besiegt wurden, so erschien ihr Trotz als Verbrechen und das Unglück als gerechte Strafe desselben; wenn sie aber siegten und Europa zwangen, sich vor ihrem Kaiser auch wieder zu demüthigen, so gedachten sie dadurch gerechtfertigt zu werden, weil sie glaubten, das Glück könne auch den Meineidigen in den Augen der Menge wieder zu Ehren bringen. Darum war die Entschlossenheit in diesem Heere, zu siegen oder zu sterben. Die Garde, welche wieder auf 40,000 angewachsen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg sie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Nun schwenkte sich Napoleon gerade gegen die Stelle, wo das preußische und das Wellington'sche Heer zusammenstießen; auf diesem Orte ist der schwächste Fleck zweier Heere, weil da beide Feldherrn zu befehlen aufhören. Links vor sich hatte er Wellington mit mehr als 90,000 Mann; es waren gegen 40,000 Engländer, 20,000 Hannoveraner, 7,000 Braunschweiger und fast 30,000 Niederländer und Nassauer. Rechts stand Blücher mit vier Heerhaufen, zusammen über 100,000 Mann; Ziethen, Thielemann, Pirch und Bülow befehligten die Abtheilungen des Heeres. — Es waren aber die Theile des preußischen, so wie des englischen Heeres sehr weit aus einander gelagert, des Unterhalts wegen. Nun brach Napoleon am 15. Juni, Morgens 2 Uhr, aus den verdeckten Gegenden an der Sambre bei Thuin so schnell gegen Charleroi hervor, daß die Wachen des Ziethen'schen Heertheils, die hier standen, sich nur mit Mühe auf ihren Rückhalt zurückziehen konnten. Die französischen Kürassiere brausten, wie ein reißender Strom, über die Straßen und Felder daher, und der Tag konnte nicht ohne Verlust bleiben; denn das ist der Vortheil des Angreifers, daß er seine Schlachthaufen zu einem gewaltigen Stoße auf einem Flecke versammeln kann, während der Gegner, der nicht weiß, wo der Angriff geschehen wird, eine lange Strecke besetzt halten muß. Dennoch behauptete sich der unerschrockene Ziethen in guter Ordnung bei Fleurus und verschaffte dem Feldmarschall Zeit, den zweiten und dritten Heertheil schnell zu sammeln.

178. Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebras, am 16. Juni 1815.

Mit diesen drei Abtheilungen, die 80,000 Mann betrugen, beschloß der Feldherr die Schlacht gegen Napoleon's 100,000; denn er hoffte, Bülow

mit der vierten werde noch vor Abend gleichfalls auf dem Kampfplatze sein und auch Wellington werde von seiner Seite Hülfe senden. Das preußische Heer stand auf den Höhen am Lignybach, und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in seiner Schlachtreihe, so daß das erste den rechten, das letzte den linken Flügel und Ligny die Mitte stützte. Napoleon hatte die Absicht, mit aller Gewalt auf dem rechten preußischen Flügel durchzubrechen und ihn von den Engländern ganz abzuschneiden, daher griff er zuerst, um 3 Uhr Nachmittag, das Dorf St. Amand an. Ziethen stand hier mit dem ersten Heerhaufen, der schon Tags zuvor in hartem Streite gewesen war; dennoch hielt er sich sehr tapfer, gegen die heftigsten französischen Stürme, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht hereindrangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele aus den neuen preußischen Ländern am Rheine waren, den Theil des Dorfes, der Groß-St. Amand heißt, verlassen und sich hinter dem Lignybache aufstellen. Auch ein Theil von Klein-St. Amand ging durch einen zweiten Angriff des Feindes verloren.

Nun hatte es Napoleon auf den Mittelpunkt abgesehen und ließ das Dorf Ligny mit der ungestümsten Heftigkeit angreifen. Es entstand ein Kampf, der, wie der preußische Schlachtbericht selber sagt, zu den hartnäckigsten gehört, die je gefochten sind. Ligny ist groß, aus Steinen gebauet, und erstreckt sich längs des Baches. Da wurde nun um jedes Haus und jede Gasse mit beispielloser Erbitterung mit dem Bajonett, mit der Kolbe, mit dem Säbel gestritten. Sonst werden Dörfer genommen und wieder verloren; hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst, bald vor-, bald rückwärts wogend; und unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Dazu schmetterten wohl 200 Geschütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies- und jenseits, unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, daß es bald an mehreren Stellen in Flammen stand, und die Ziegel und Balken und Steine in den Graus da unten krachend zusammenstürzten.

Während die Schlacht hier so entsetzlich wüthete und Napoleon seinen linken Flügel, um Ligny desto eifriger zu bestürmen, geschwächt hatte, benutzte Blücher den Augenblick und führte selbst einen neuen Angriff gegen das früher verlorene Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde glücklich erstürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe oder die Bülow'sche Heerschaar zur Stelle sein müssen, dann hätte der Feldmarschall einen seiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet, und der würde die Schlacht entschieden haben. Allein die englische Abtheilung, die hier erscheinen sollte, war selbst bei Quatrebras so heftig von Ney angefallen, daß sie sich dort kaum halten konnte, und Bülow war durch mancherlei Hindernisse auf seinem Zuge um etwas verspätet worden; und so mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapferen Brust die Hülfe suchen, die von Außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderisch und unentschieden fort, obgleich Blücher von seinem linken Flügel bei Sombref, der weniger heftig angegriffen wurde, schon Hülfe herbeigezogen hatte. Alle Abtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten, und frische Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich nach 9 Uhr Abends griff eine starke Schaar Fußvolk, die unter

dem Schutze der Dämmerung auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte, — es waren Napoleon's Garden selbst, — die Preußen jenseits an, und von der andern Seite brachen Kürassiere und Garde-Grenadiere gleichfalls gegen sie hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick. Der alte, deutsche Feldherr vergaß alle Sorge für sein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächsten seiner Reutergeschwader und führte es selbst gegen die stärkeren französischen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reuter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, sie wurde zurückgeworfen, einer ihrer Anführer, der tapfere Oberstlieutenant von Lützow, stürzte verwundet und wurde gefangen, und des Feldmarschalls Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht sogleich seinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen, todt zu Boden stürzte. Der theuere Greis lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die französischen Kürassiere sprengten in der Verfolgung heran; die letzten preußischen Reuter waren schon bei dem Feldmarschall vorüber; nur sein treuer Begleiter, der Graf Nostitz, war bei ihm und wollte, nach der altdeutschen Weise des Waffengefährten gegen seinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden, wenn sein Feldherr verderbe. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag in's weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten sie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; und als der Sturm sich wieder wendete und die Franzosen zurückgeschlagen umkehrten, sprengten sie noch einmal vorbei. Jetzt erst brachte man mit Mühe den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor. — Wer kann das Unglück ausdenken, wenn nur ein französischer Reuter ihn hier gesehen und durch einen unseligen Schuß seinem theuren Leben ein Ende gemacht oder ihn gefangen genommen hätte! Wer würde das preußische Heer aus seiner Bestürzung aufgerichtet, wer es in Ordnung vom Schlachtfelde weggeführt und ihm den Muth also frisch erhalten haben, um am zweiten Tage eine neue Schlacht zu kämpfen? Und wenn diese Schlacht am 18. nicht gekämpft wurde, wie stand es heute mit der Freiheit Europa's? Darum sei der Himmel gepriesen, der in so gefährlicher Stunde über dem Leben wachte, an welchem ein großes Schicksal hing!

Der gerettete Feldherr bestieg ein Ulanenpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Das preußische Fußvolk wehrte sich sehr tapfer gegen die Reuterstürme und gab eine Probe, welcher Muth in der Brust eines jeden Kriegers lebte. Obwohl von allen Seiten umringt, in der Dunkelheit der Nacht, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, schlug sie die Reuterhaufen, so oft sie in ihren Harnischen rasselnd heranbrausten, immer kaltblütig durch ihr Gewehrfeuer zurück, und zog sich langsam, festgeschlossen, manche Schaar mit lautem fröhlichem Klange ihrer Feldmusik, gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, stellten sie sich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur funfzehn Stücke Geschütz fielen ihm in die Hände, die sich in der Dunkelheit im Hohlwege verfahren hatten.

Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußischen Heeres hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleon's Hauptmacht mit untadelhafter Tapferkeit bestanden, ja der Sieg war dem Feinde so schwer geworden, daß Napoleon selbst 10,000

Mann vom Ney'schen Heerhaufen, der an diesem Tage gegen Wellington's Vorhut focht, hatte herbeirufen müssen.

Das Gefecht bei Quatrebras.

Napoleon hatte nehmlich den Marschall Ney und seinen Bruder Jerome mit 42,000 Mann gegen Quatrebras gesendet, um hier mit Gewalt durchzubrechen und die beiden verbündeten Heere gänzlich von einander zu trennen. Wellington, dessen Heertheile zu weit auseinander gelegt waren, konnte nur einen nach dem andern, zum Theil von weiter Entfernung her, gegen den angegriffenen Fleck senden; aber so wie ein jeder anlangte ohne Reuterei und fast ohne Geschütz, warf er sich doch muthig dem Feinde entgegen. Da focht der Erbprinz von Oranien mit seinen Niederländern; der Prinz Bernhard von Weimar mit den Nassauern; der General Picton mit Engländern und General Alten mit Hannoveranern. Sie konnten den feindlichen Strom in seinem Laufe wohl aufhalten, aber nicht gänzlich zum Stehen bringen. Endlich langte auch der tapfere Herzog von Braunschweig dem Feinde gegenüber an, der ihm schon einmal sein Erbland geraubt hatte und es vielleicht hier, auf diesen Feldern, wieder zu erobern hoffte. An der Spitze seiner schwarzen Husaren stürzte sich der Herzog auf diesen Feind und hielt sein Vordringen auf, und als er noch nicht weichen wollte, führte er auch das Fußvolk gegen ihn. Da aber traf ihn die tödtliche Kugel, die ihm zu seinen ruhmwürdigen Vätern rufen sollte; sie drang durch seine Brust und der Held sank vom Rosse herab. Er war ein Fürst, der die Sache des deutschen Vaterlandes warm in seiner Brust trug und nie sein Schwert für Frankreich gezogen hatte. Ehre ruht auf seinem Namen!

Der Kampf dauerte noch immer heftig fort. Die Braunschweiger rächten ihres Herzogs Blut in dem der Feinde. Der Erbprinz von Oranien warf sich mit einem Haufen niederländischer Reuter kühn in die französischen Reihen; sein Eifer hatte ihn zu weit geführt, er wurde umringt. Da eilte das siebente Bataillon der Niederländer ihm nach und befreite ihn aus der Feinde Mitte. Begeistert riß der Prinz den Orden, den er auf seiner Brust trug, herab und warf ihn mitten unter seine treuen Krieger. „Kinder," rief er, „ihr habt ihn Alle verdient!" und sie nahmen das Ehrenzeichen, und hefteten es an ihre Fahne.

Solche Tapferkeit und Todesverachtung konnte nicht ohne Früchte bleiben; die Feinde kamen nun selbst in's Gedränge und Ney wollte seinen Rückhalt von 10,000 Mann zu Hülfe rufen. Aber siehe, sie waren verschwunden; Napoleon hatte sie plötzlich gegen die Preußen nach Ligny herbeigerufen und Ney sah sich genöthigt, alle Vortheile aufzugeben und nach Frasne zurückzuweichen. Es waren hier auf jeder Seite 3—4000 Mann gefallen, und da wo Napoleon mit den Preußen focht, gewiß von jeder 12—15000; und doch hatte so viel Blut den Kampf noch längst nicht entschieden.

179. Die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo, am 18. Juni 1815.

Wellington und Blücher führten beide ihr Heer am 17. etwas rückwärts, um enger mit einander vereinigt zu sein. Napoleon aber glaubte die Preußen so vernichtet und erschrocken, daß sie eilig über Mastricht an den Niederrhein zurückweichen würden; daher schickte er ihnen nur den Mar=

schall Grouchy mit einem starken Heerhaufen und dem Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen;" und von den Engländern fürchtete er nichts weiter, als daß sie ihm entweichen und zu einer ordentlichen Schlacht es gar nicht kommen lassen würden. Deswegen sollte ihnen Vandamme, der eine Strecke Weges mit Grouchy zog, über Wavre und Brüssel herum in den Rücken gehen. Aber mit den beiden Bundesheeren stand es ganz anders! Wellington hatte sich eine treffliche Stellung, vier Stunden auf der Mittagsseite von Brüssel, auf den Hügeln von Mont St. Jean ausersehen; da lag der große Soigner Wald in seinem Rücken und vor ihm einige gut zu vertheidigende Höfe. Wenn ihm sein Waffengenosse Blücher zwei Heerhaufen zur Unterstützung senden könne, ließ er diesem sagen, so wolle er hier mit 80,000 Mann gegen Napoleon die Schlacht annehmen. Es war in der Nacht, als diese Botschaft kam, und der Feldmarschall schlief. Man weckte ihn. Er antwortete: „Nicht mit zwei Haufen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir sie angreifen." -- Dann legte er sich wieder hin und schlief bis an den Morgen. Und als am Morgen noch Regengüsse vom Himmel herabstürzten, sprach er in heiterer Ahnung: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach!"

In solcher Zuversicht durfte der Held am Tage nach einer verlornen Schlacht reden; das wird ihm und seinem Heere zum ewigen Ruhme gereichen. Das Heer war da im unaufhörlichen stürmischen Regen gelagert, stumm, unmuthig und niedergeschlagen wegen des Rückzuges. Da erscholl auf einmal, noch in der Nacht des 17. auf den 18., das alte, wohlbekannte, theure Wort: „Es geht wieder vorwärts!" Ein Haufe rief es jubelnd dem andern zu und in wenigen Augenblicken war in den Tausenden, die so eben schweigend da lagen, das regste Leben aufgeweckt. Ehe der Tag grauete, waren sie schon in Bewegung, um auf einigen Seitenstraßen dem französischen Heere, wenn es in heißer Arbeit mit Wellington begriffen wäre, in die rechte Flanke zu fallen.

Als am Morgen des 18. Juni das englische Heer noch auf den Höhen vor dem Soigner Walde gesehen wurde, war Napoleon sehr froh und rief aus: „Ha! nun hab' ich sie, diese Engländer!" Und sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, machte er seine Anstalten zur Schlacht. Vor Wellington's Mittelpunkte lag rechts ein Vorwerk, Hougoumont, und links ein anderes, La Haye Sainte; die hatte der Feldherr als kleine Festungen vor seiner Schlachtordnung besetzt und beide mußten genommen werden, ehe Napoleon an die englischen Reihen selber kommen konnte. Daher ließ er sie gegen 12 Uhr Mittags, zuerst Hougoumont, angreifen. Sein Bruder Jerome zog gegen dasselbe heran, der früher kein Kriegsheld gewesen war, nun aber um sein verlorenes Königreich sehr heftig stritt. Er führte das zweite französische Armeekorps gegen dieses Vorwerk, welches von etwa 1000 Mann der englischen Garde besetzt war, welchen später noch Braunschweiger und Nassauer zu Hülfe kamen; und so tapfer vertheidigten sich diese trefflichen Krieger, daß jene sie nicht vom Platze verdrängen konnten, selbst nachdem sie den Hof in Brand geschossen hatten. Er blieb am Ende des Tages in den Händen der Engländer. La Haye Sainte war vom zweiten Bataillon der englisch-deutschen Legion unter dem Major Baring besetzt, welchem später noch einige Compagnien zu Hülfe geschickt wurden. Drei heftige Angriffe schlug diese tapfere Schaar mit dem unerschütterlichsten

Muthe ab, bis ihre letzte Patrone verschossen war; da mußten sie weichen und sich zu ihren Freunden durchzuschlagen suchen; aber am Abend fanden sich von den 400 Mann dieses Bataillons nur noch zweiundvierzig Kampffähige vor.

Unterdeß hatte Napoleon wiederholte Angriffe gegen die Höhen von Mont St. Jean angeordnet. Achtzig Kanonen fuhren vorauf, Fußvolk und Reuterei zogen neben und hinterher, alles die Hügel hinan, gerade gegen die englischen und deutschen Reihen. Die französische Reuterei gedachte das Geschütz der Gegner durch schnellen Sturm zu nehmen; aber nicht so bald war sie nahe genug hinan, als erst das Geschütz, dann das Fußvolk, sie mit zerstörendem Feuer empfing und die englische Reuterei, die verdeckt in einigen Gründen dahinter gehalten hatte, durch die Zwischenräume der Vierecke plötzlich gegen sie hervorbrach. Da wurde mit beispielloser Erbitterung zwischen den beiden Völkern gefochten, die sich schon lange haßten. Aber trotz der größeren Zahl der Franzosen bewies sich im Einzelkampfe die englische Reuterei überlegen über die französische, so daß diese bei jedem Zusammentreffen geworfen und zerstreut wurde. Nachdem die Reuter zurückgeworfen waren, folgte das französische Fußvolk, und der gleiche Kampf erneuerte sich. So wurde mit wiederholten Angriffen die Höhen hinauf und hinab gestritten. Gerade in diesem Mittelpunkte, auf der Straße von Genappe nach Brüssel, wo der Marschall Ney auf Napoleon's Befehl mit aller Gewalt durchbrechen wollte, stand der hannöversche General Alten mit Hanoveranern und der deutschen Legion am heißen Platze und hat den deutschen Waffenruhm zu seiner und der Seinigen Ehre trefflich behauptet. Diese 8000 Männer der hannöversch-deutschen Legion konnten von sich rühmen, daß sie nun zwölf Jahre lang, seit die Franzosen das hannöversche Land besetzten, den argen Feind ihres Vaterlandes unermüdlich bekämpft hatten, wo sich nur ein Kampfplatz für sie zeigte. In Portugal, in Spanien, in Sicilien und in Südfrankreich hatten sie sich mit den Gegnern gemessen und von ihrem großen Feldherrn das ausgezeichnetste Lob geerntet. Jetzt kämpften sie nun die größte, die wahre Entscheidungsschlacht und sie haben keinen geringen Theil an ihrem herrlichen Ausgange. Die Zahl der bei Waterloo gefallenen und verwundeten hohen Offiziere giebt ein Zeugniß für die Tapferkeit dieser Schaar. Auch der General Alten wurde schwer verwundet.

Vor Allen muß aber auch der englische Feldheer selbst gepriesen werden. Das waren die Stunden, da er sich in seiner ganzen Feldherrngröße zeigte. Klar, ruhig, mit unerschütterlicher Entschlossenheit, übersah er Alles, wußte für jeden drohenden Augenblick eine Hülfe und eilte gewöhnlich selbst dahin, wo der Streit am heißesten war. Wo ein Haufe, ein Viereck, eben einen furchtbaren Anfall ausgehalten hatte oder ihm entgegensah, da stärkte er ihn mit Worten, die in die Seele drangen. Es war ein denkwürdiges Wort, als er einer hartbedrängten Schaar zurief: „Kinder, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden; was würde man in England sagen?" Sein Leben galt ihm nichts, wenn nur der Ehrenplatz behauptet wurde; und als seine Reihen schon sehr dünn geworden waren, als manches zerschossene Geschütz schon rückwärts gefahren wurde, und die entsetzlichen Stürme doch nicht nachließen, da setzte er sich, um den Seinigen die feste Entschlossenheit seiner Seele zu zeigen, auf die Erde nieder und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fußbreit von dannen weichen."

Napoleon dagegen war auf seinem Hügel bei Belle Alliance, von wo er das Schlachtfeld überschaute, in der heftigsten Bewegung, und obwohl keine Gebehrde es äußerlich verrieth, so kochte es doch innerlich vor Zorn in ihm über den Widerstand der kleineren Anzahl, den er so nicht berechnet hatte. Wenn ihm gemeldet wurde, wie schwierig die Sache an diesem oder jenem Orte stehe, so antwortete er nur mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts!“ Vor der Uebermacht, meinte er, müsse die Tapferkeit doch endlich unterliegen, und um 3 Uhr Nachmittags hatte er schon einen Siegesboten nach Paris abgesendet und seine Umgebung eingeladen, mit ihm in Brüssel zu Abend zu speisen. Und wahrlich, wenn nicht bald Hülfe kam, so gewann der finstere Geist, der für ihn stritt, an diesem Abende dennoch den Sieg. Schon hatte Wellington seinen ganzen Rückhalt heranziehen und seinen linken Flügel fast entblößen müssen, um nur den Mittelpunkt zu behaupten. Zehntausend seiner tapferen Krieger sah er schon entseelt um sich liegen und die Lebenden hatten in achtstündiger Kriegsarbeit fast die letzte Kraft aufgewendet; die Franzosen aber hatten wirklich um 5 Uhr Abends eine Stellung dicht an seinen Hügeln gewonnen, indem sie das Gehölz bei Hougoumont und das Vorwerk La Haye Sainte besetzt hatten. Da sprach der englische Feldherr seufzend: „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“ Und als er nun bald darauf den Donner ihres Geschützes im Rücken des Feindes vernahm, da konnte er die heftige Bewegung der Seele und das Gefühl des Augenblicks, an welchen das Schicksal Europa's hing, nicht zurückhalten. Thränen drangen aus seinen Augen und begeistert auffahrend rief er: „Nun, da ist der alte Blücher!“

Das preußische Heer war durch sehr schlechte, vom Regen beinahe grundlos gemachte Wege, besonders durch die Hohlwege bei St. Lambert, aufgehalten worden und um 5 Uhr Abends waren erst zwei Brigaden von Bülow's Heerhaufen in dem Walde bei Frichermont angekommen, wo sich alle sammeln und zum plötzlichen Anfalle verdeckt aufstellen sollten. Allein der Augenblick dringender Entscheidung war gekommen; drüben war das englische Heer noch im heftigsten und kaum zu ertragenden Kampfe begriffen. Die preußischen Feldherrn beschlossen daher mit dem was zur Hand war, nur gleich den Angriff zu machen, und so brach Bülow mit den zwei Brigaden aus dem Walde hervor, die Anhöhen hinab, in den Rücken von Napoleon's rechtem Flügel. Es war ein furchtbar schöner Anblick, wie die Haufen der Preußen, in geschlossener Ordnung, von den stufenartig gebildeten Höhen herabstiegen, eine Schaar über der andern, und das Geschütz zwischen ihnen, welches schon in mehreren Reihen über einander sein Feuer hinabsendete. Erst im Schritte, dann im Laufe, die Reuter trabten voran, ging's die Hügel hinunter, und immer neue Schaaren traten da hinten aus dem Dunkel des Waldes hervor. — Der Feind verlor jedoch die Besonnenheit nicht, er wandte sogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen und es begann ein mörderischer, noch lange unentschiedener Kampf, während die Angriffe gegen die Engländer gleichfalls fortdauerten.

Denn eben jetzt, es war 7 Uhr Abends, wollte sie Napoleon durch einen letzten unwiderstehlichen Sturm von den lange behaupteten Hügeln in den Soigner Wald zurückwerfen und alsdann seine ganze Macht gegen die Preußen wenden. Aus dem größten Theile seiner Garden und den noch in Reserve gehaltenen Grenadieren bildete er einen Angriffskeil, furchtbarer als

alle vorhergehenden, und führte ihn selbst gegen das englische Centrum auf die entscheidenden Höhen, von welchen schon ein Theil seit 5 Uhr besetzt war. Vier Bataillone der mittleren Garde, vom Marschall Ney zu Fuße angeführt, bildeten den Vortrab. In dichten geschlossenen Haufen, gleich dem schweigend und dumpf herannahenden Ungewitter, stiegen die alten Krieger, denen keine Gefahr neu und keine zu groß war, hinan. Wellington sah sie herankommen und erkannte, daß dieses nun die letzte, verzweifelte, und deshalb gefährlichste Anstrengung des Feindes sei. Er stellte sein Geschütz auf die rechten Flecke, dahinter sammelte er von seinem linken Flügel, der eben jetzt durch die Preußen unter Ziethen verstärkt worden war, 8000 Mann seines besten, noch übrigen Fußvolks, ließ die Männer, die schon ein schweres Tagewerk bestanden hatten, sich einen Augenblick lagern und ruhen; und als nun der französische Sturmhaufe nahe war, daß kein Schuß auf die dichten Massen verloren ging, da donnerte das Geschütz mit Kartätschen in sie hinein. Aber sie wichen nicht, schlossen die zerrissenen Reihen wieder und rückten immer näher. Da empfing sie das Feuer und die Bajonette des tapfern Fußvolks, besonders der englischen Garden und der starken schottischen Männer, und zugleich drang von den Seiten die furchtbare englische Reuterei auf sie ein. Dennoch wäre Napoleon's Ziel vielleicht erreicht worden, wenn, nach seinem Plane, der Hauptstoß durch die übrigen Bataillone der alten Garde, welche folgten, hätte ausgeführt werden können; allein eben an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, mußte dieser ausgesuchte Schlachthaufe gegen den tapfern Blücher gekehrt werden, der mit dem Ziethen'schen Heertheile von Wellington's linkem Flügel her mit Ungestüm vordrang. Von drei Seiten wurde jetzt Napoleon's rechter Flügel bestürmt; er wich. Im Sturmschritt, unter Trommelschlag, ging's immer heftiger auf ihn ein; zugleich ging Lord Wellington mit seiner ganzen Schlachtreihe unaufhaltsam vorwärts. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Da fiel Friant, einer der ersten Gardeanführer; von allen Seiten ertönte das Geschrei der englischen Reuter, sich zu ergeben. „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!" rief Cambronne, der mit Napoleon auf der Insel Elba gewesen war, und sank verwundet vom Pferde. Der hannöversche Oberst Halket nahm ihn gefangen. Auch von der andern Seite fiel mancher tapfere Mann; aber die Schlacht war nun auf diesem Flecke entschieden. Unaufhaltsam stürzten die Ueberbleibsel der Garde und der übrigen Angriffshaufen wieder die Anhöhen hinunter.

Noch ging der Rückzug des Feindes in einiger Ordnung, so lange das Dorf Planchenoit, welches schon mehrmals von ihm erobert und wieder verloren war, von ihm gegen die Preußen behauptet wurde; es stritten dort einige Haufen der alten Garde. Aber es sollte an diesem Abende noch Alles zusammenbrechen. Die Preußen ließen in ihren heftigen Stürmen nicht nach, und endlich schlugen ein Paar Landwehrregimenter, in ihren abgetragenen zerrissenen Röcken, die von Gold glänzenden Garden aus dem wichtigen Dorfe; von da an wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald Alles wilder und immer wilder mit sich fortriß. „Rette sich, wer kann!" so erscholl es von allen Seiten. Es war kein Befehl mehr, sondern ein jeder folgte seinem Triebe des Lebens, und die ersten Befehlshaber, die sonst nur mit fürstlichem Glanze umgeben sich zeigten, und selbst bei der schrecklichen Flucht über die Berezina noch ihr Ansehen behauptet hatten, wurden jetzt, den gemeinen Kriegern gleich, mit dem Strome fortgerissen, und Hoch und Niedrig hatte keine Bedeutung mehr. Solche Bestürzung und gänzliche

Auflösung war noch nie in dem französischen Heere erhört worden. Es war das unsichtbare Schlagen des Gewissens, das geheime, in des Menschen Brust nie ganz zuvertilgende, Bewußtsein, für eine unehrliche Sache zu streiten, die den Halt der Gerechtigkeit nicht in sich hat. Der Sieg würde dieses Gefühl zum Schweigen gebracht haben, wie das Glück den sündigen Menschen gar leicht in Sicherheit wiegt; aber das Unglück weckte den geheimen Schauder vor einer vergeltenden Macht, und das Gefühl, es sei nun Alles verloren, überwältigte sie gänzlich. Dazu wurde es Nacht, und die Schrecken der Todesgefahr erschienen wie Riesenschatten vor den Augen der Fliehenden.

In diesem Augenblicke trafen der Feldmarschall Blücher und der Lord Wellington, durch eine anmuthige Gunst des Zufalls, (wie es der preußische Schlachtbericht schön erzählt), an eben dem Orte zusammen; wo Napoleon sich während der Schlacht befunden, von wo aus er seine Befehle gegeben hatte, von wo er den Sieg erringen wollte. Es war die Meierei La Belle Alliance (der schöne Bund) genannt, auf einer Anhöhe im Mittelpunkt der französischen Stellung. Freudig begrüßten sich hier die sieggekrönten Feldherrn; der Feldmarschall aber befahl nachher, zum Andenken des schönen Bündnisses der Völker, die hier ohne Eifersucht zusammen gestritten, und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn, daß diese Schlacht die Schlacht bei Belle Alliance genannt werden sollte. Wegen der Verfolgung des Feindes machten die Heerführer aus, daß dieselbe der Preußen Arbeit sein sollte, welche noch die Frischeren an Kräften waren. Da versammelte der Feldmarschall seine Anführer, und wohl wissend, daß, wer Großes ernten will, nicht halbe Arbeit verrichten muß, befahl er, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde.“ In des unermüdlichen, ritterlichen Gneisenau's Hände, der in diesen Tagen sich überall so sehr in die Gefahr gestürzt hatte, daß zwei Pferde unter ihm getödtet und der Griff seines Degens von einer Kugel zerschmettert war, gab er den flüchtigen Feind. Und rasch setzte sich Gneisenau an die Spitze der ersten Reuter- und Schützenhaufen, die er fand, ein Paar Stücke leichten Geschützes dienten, die Feinde aus allen Lagerplätzen aufzuschrecken, wo sie endlich, nach so harter Tagesarbeit, auszuruhen gedachten. Denn kaum hörten sie das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner, so erhob sich die wilde Flucht von Neuem; und wohl von zehn Lagerplätzen nach einander wurden sie vertrieben, daß ihnen Kraft und Athem vergingen. Der Mond erhellte mit seinem klaren Lichte die weite Gegend und leuchtete den Verfolgern. Die Heerstraße sah wie ein großer Schiffbruch aus: Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverkarren, Wagen, und Gewehren und Trümmern aller Art übersäet.

Die Preußen langten vor dem Städtchen Genappe an. Hier hatten sich die Franzosen mit umgeworfenen Wagen und Geschützen verrammelt und schienen Widerstand leisten zu wollen. Ihr Kaiser war darin und wollte in seinem Wagen eine Stunde Ruhe genießen. Doch, einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Dies war eine schreckliche Verwirrung. Die Wagen Napoleon's und seiner Minister und Heerführer hatten sich in wilder Hast zusammengefahren, die Preußen drangen mitten in das Getümmel hinein, hieben die Kutscher herunter, waren hart an Napoleon's Wagen, und der geängstete Mann, vor dessen Wort noch vor einigen Stunden Tausende zitterten, der am Morgen dieses Tages keine an-

dere Furcht hatte, als daß die Feinde ihm nicht Stand halten würden, — denn heute wollte er Europa's Herrschaft wieder erobern; — der mußte so eilig aus seinem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und seinen Hut vom Kopfe verlor. Im Getümmel und unter dem Schutze der Nacht entkam er aus dem Orte. In diesem Augenblicke geschah seine wahre Absetzung und die Vernichtung seiner Herrschaft. Seine Abdankung vor einem Jahre, auf dem Papiere, war nur ein halbes Werk gewesen, mit dem Worte erhandelt und leicht durchs Schwert wieder gebrochen. Das Schwert, wie es ihn groß gemacht, mußte ihm auch die stolze Krone vom Haupte schlagen und sein eigenes Schwert mußte aus seiner Hand gewunden werden. Das war in dieser Nacht vollbracht und die Welt war fortan von ihm erlöst. — Auch den schwarzen preußischen Adlerorden, den er einst, als er in der Reihe der Fürsten Europa's dastand, getragen hatte, eroberten die tapfern Preußen, unter vielen andern Kostbarkeiten, in diesem Wagen und schickten das mit Ehren erstrittene Unterpfand ihrem Könige zurück; der König schenkte es seinem General Gneisenau, als ein Ehrendenkmal dieser ruhmvollen Nacht.

Es war ein Sieg, wie die Geschichte kaum einen ähnlichen aufzuweisen hat. Nur Trümmer des französischen Heeres waren entflohen, drei hundert Stücke Geschütz und fünfhundert Pulverwagen waren erbeutet und der Weg in Frankreich stand den Siegern ohne Hinderniß offen. So große Erfolge waren über aller menschlichen Erwartung und Berechnung; sie waren ein Geschenk höheren Beistandes, und dadurch erworben, daß nicht die Begierde, der Eigennutz und die kalte Klugheit den Streit ausgefochten hatten, sondern die Begeisterung des Gemüthes in Hohen und Niedern. Darum war es auch kein Kampf der überfeinen Kriegskunst gewesen, welche die Einzelnen zu willenlosen Werkzeugen ihrer Berechnungen macht; kein künstlicher Streit aus der Ferne, mit Listen und Umgehungen; kein freiwilliger Rückzug zu rechter Zeit, um am günstigern Orte das Blutvergießen zu erneuern; sondern eine Schlacht in der Nähe und eine ungeheure Anstrengung aller Kräfte, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, wenn Völker gegen einander standen und ein jeder Einzelne das Kriegsfeuer in seinen Adern fühlte. Selbst die Feldherrn befanden sich oft mitten im Schlachtgewühle, so daß um sie her die Freunde sanken und nur eine höhere Hand sie selbst rettete. Und sie erkannten es, daß nicht sowohl ihr Verstand, als der treibende Geist in ihren Heeren, den Sieg gewonnen habe. Der Lord Wellington schreibt in einem Briefe: „Nicht ihm komme die Ehre des Sieges zu, sondern der körperlichen Kraft und dem standhaften Muthe seiner Krieger.“ Und der Feldmarschall Blücher, der immer die Volkskraft in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat, rief seinem Heere nach dem wichtigen Tage zu: „Ihr habt große Dinge gethan, ihr, meine braven und hochgeachteten Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Alle große Feldherrn haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebrochen werden!“

180. Napoleon gefangen und nach St. Helena geführt.

Der Zug der beiden Heere gegen Paris war von nun an ein unaufhaltsamer Siegesgang, rechts das englische und links das preußische Heer.

Zwar kamen ihnen Boten entgegen, die sie bereden wollten, inne zu halten, oder auch umzukehren; denn alle Ursache des Krieges sei nun plötzlich verschwunden, Napoleon habe vier Tage nach der Schlacht seine Krone zum zweitenmale niedergelegt. Aber die Feldherren achteten solcher Kunstgriffe nicht; mit raschen Schritten zogen sie der Hauptstadt zu und standen schon am elften Tage nach der Schlacht vor ihren Thoren. Davoust, Grouchy, Vandamme und andere Anführer hatten wieder an 60,000 Mann gesammelt und den Montmartre gegen die Heranziehenden stark besetzt. In der Stadt war ein großer Lärm. Die Einen wollten sich ergeben, die andern auf Leben und Tod sich vertheidigen; Einige wollten Ludwig den **XVIII.** zurückholen, Andere riefen den unmündigen Napoleon **II.**, der in Wien war, zum neuen Kaiser aus. — Indes hatten die beiden Heerführer ruhig ihre Anstalten getroffen; die Engländer nahmen ihren Platz dem Montmartre gegenüber; die Preußen gewannen durch schnelle Wendung den Uebergang über die Seine, kamen dadurch an die unbewahrte Abendseite der Stadt, schlugen Vandamme, der bei Issy hervorbrechen wollte, am 2. Juli blutig zurück, und bereiteten sich zum Sturme. Da entsank denen drinnen der Muth und sie übergaben am 7. Juli die Stadt, nachdem Davoust mit den übrigen Soldaten nach der Loire abgezogen war.

In ernsterer und strengerer Weise, als bei dem ersten Dortsein, wurde die entartete Hauptstadt behandelt; sie mußte auch den Schatz ihrer zusammengeraubten Kunstwerke herausgeben, der ihr einmal großmüthig geschenkt war. Und als nun auch die andern Kriegsheere Oestreich's, Deutschland's und Rußland's von Süden und Osten herangekommen waren, da war ganz Frankreich der fremden Gäste voll, die nun nicht so schnell das Land verließen. Im zweiten Pariser Frieden nemlich, der am 20. November 1815 mit Ludwig **XVIII.** geschlossen wurde, mußte Frankreich 700 Millionen Francs als Kriegscontribution an die Verbündeten versprechen und behielt bis 1818 in siebenzehn seiner Festungen eine Besatzung von 150,000 Mann unter dem Oberbefehle des Herzogs von Wellington.

Sein wiedergekehrter Kriegsmann aber, der ihm dieses Alles angerichtet, wollte, als sein Wagestück gänzlich mißlungen war, wenigstens sein Leben unverletzt davon bringen. Als es ihm nicht gelang, unerkannt auf einem Schiffe nach Amerika zu entkommen, gab er sich zu Rochefort den 10. Juli den Engländern, die vor dem Hafen Wache hielten, gefangen. Darauf wurde er, um ihn für Europa unschädlich zu machen, weit hinaus in das große Weltmeer, wohl acht hundert Meilen von Europa, auf eine einsame, unwirthbare Insel St. Helena in strengen Verwahr gebracht.

Da hat er, ausgeschlossen von der freien menschlichen Gemeinschaft, noch sechs Jahr lang gelebt, als ein von Gott Gezeichneter, der das Blut seiner Brüder für nichts achtete. „Er hat," — so lautet das ernste Wort eines edlen Zeitgenossen über ihn, — er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwischen der Menschlichkeit und der Unmenschlichkeit unseres Geschlechtes feststeht; das von jeher das Losungswort aller, die Menschheit gering achtenden, Gewalthaber war; das Wort, das Kain gegen Gott selber auszusprechen wagte; das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" auf seinem Throne mit einer Kraft und einem Glücke ausgesprochen, wie vor ihm noch kein Mann auf dem Throne; und es ging lang, sehr lang, ehe er für dieses Wort der Lästerung gegen die Menschennatur unstät und flüchtig werden mußte auf der Erde."

Am 5. Mai 1821 ist Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben.

181. Der Wiener Congreß und der neue deutsche Bund

Zwischen den ersten Frieden von Paris und den neuen Krieg von 1815 fallen die wichtigen Verhandlungen des Wiener Congresses.

Die Verhältnisse Europa's und besonders Deutschlands, die durch die französische Revolution und durch Napoleon gänzlich aus ihren Fugen gebracht waren, mußten von Neuem geordnet werden. Es versammelte sich zu diesem Zwecke im Okt. 1814 ein Congreß von Monarchen und hohen Staatsbeamten, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen hatte, in der Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaates. Die Kaiser von Oestreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, die Mehrzahl der übrigen deutschen Fürsten, alle mit ihren ersten Räthen; die Vertreter von England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweden, den italienischen Staaten, der Schweiz, waren versammelt; ganz Europa war vertreten. Es handelte sich auch um die Intressen von ganz Europa.

Den Mittelpunkt jedoch bildeten die deutschen Angelegenheiten. Die beiden deutschen Großmächte, Oestreich und Preußen, mußten wieder zu ihrer alten Größe und Bedeutung erhoben werden. Auch für die übrigen deutschen Länder wurde der Grundsatz festgehalten, daß sie mindestens in dem Umfange verbleiben sollten, den sie zufolge des Lüneviller Friedens inne gehabt hatten. Nur das Königreich Sachsen wurde von Rußland und Preußen als ein erobertes Land betrachtet, welches zur Entschädigung für die Sieger benutzt werden könnte, weil sein König an dem Bunde mit Napoleon bis zu dessen Vertreibung aus Deutschland festgehalten hatte. Das sächsische Land war durch den Kaiser Alexander dem Könige von Preußen zugesichert worden als Entschädigung für Abtretungen in Polen, die Alexander zu seinem Reiche schlagen wollte; es sollte ein Königreich Polen als gesonderter, mit eigener Verfassung bestehender, Theil des russischen Reiches hergestellt werden. Darüber entstand auf dem Wiener Congresse eine Spaltung. Oestreich, England und Frankreich wollten das schon so colossale russische Reich nicht so weit gegen Westen vorgerückt sehen; zugleich regte sich in Vielen die Theilnahme für das alte sächsische Fürstenhaus; es sollte bei der allgemeinen Herstellung des Rechtszustandes kein Fürstenhaus zu Grunde gehen. Am meisten störte der Gesandte Frankreichs, der schlaue Talleyrand, dem diese Gelegenheit willkommen war, die Stimme Frankreichs in dem europäischen Rathe sogleich wieder zur Geltung zu bringen. Es kam dahin, daß Frankreich, England und Oestreich, unter Zutritt von einigen deutschen Regierungen, im Januar 1815, heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander schlossen. Aber eine höhere Fügung verhinderte auch diesesmal, daß die Zerreißung eines mit so großen Erfolgen gekrönten Bundes die Geschichte jener ruhmwürdigen Zeit trübte. Die Wiedererscheinung Napoleons von Elba brachte schnell die Einigkeit zurück. Man verglich sich, und am 3. Mai wurden die Verträge zwischen Oestreich, Rußland und Preußen geschlossen, durch welche die polnisch-sächsische Frage erledigt wurde. Preußen willigte ein, das der größere Theil des sächsischen Landes mit den Städten Dresden und Leipzig und 1,180000 Einwohnern dem Könige Friedrich August zurückgegeben wurde, und begnügte sich mit einem Gebiete von 855,000 Einwohnern von Sachsen, welches seinen Provinzen am nächsten lag. Von dem Großherzogthum Warschau erhielt es ferner ein Gebiet mit ebenfalls 800,000 Einwohnern, und das übrige Großherzogthum erhob Alexander zu einem mit Rußland verbundenen Königreiche und nahm selbst den Titel eines Königs von Polen an. Oestreich

bekam Ostgalizien und Wieliczka zurück; die Stadt Krakau mit ihrem Kreise sollte einen selbstständigen Freistaat bilden.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, ergaben sich die übrigen Anordnungen in Deutschland leicht:

Preußen erhielt, außer den polnischen und sächsischen Gebieten, für seine Abtretungen in Polen und die Länder, die es an Baiern und Hannover überließ, in Westphalen und am Rheine Corvey, Dortmund, das Herzogthum Westphalen, das Herzogthum Berg, die ehemals oranischen Besitzungen Deutz, Hadamar, Dillenburg und Siegen; und jenseits des Rheines die von Frankreich zurückeroberten Länder bis in die Gegenden der Maas, Mosel, Saar, Glane und Nahe, in einem Kreise, der bei Bingen am Rheine endigt. Die wichtigen Städte Elberfeld, Düsseldorf, Köln, Bonn, Coblenz, Aachen, Trier u. a., und die reichen Fabrikgegenden des bergischen und rheinischen Landes kamen dadurch zum preußischen Staate, der von nun an die meisten Unterthanen deutscher Zunge zählte. Es waren gegen 14 Millionen, so viele, als noch nie unter einem Scepter vereinigt gewesen. Seine Länder reichen von der Grenze Rußlands bis zu der Frankreichs, und liegen in solcher Ausdehnung als laute Mahnung da, sich für des gemeinschaftlichen Vaterlandes Schutz und Ehre stets wach und gerüstet zu halten.

Oestreich nahm sein treues Tyrol, Salzburg, Vorarlberg und das Innviertel wieder an sich und kam durch seine italienischen und illyrischen Besitzungen auch wieder an die Küsten des adriatischen Meeres und dadurch in die seiner ferneren Entwicklung so nothwendige Verbindung mit dem Welthandel. Durch diese und seine slavischen Länder bis an die Grenzen Rußlands und der Türkei hat Oestreich die Vermittlung Deutschlands mit den übrigen europäischen Staaten und die Aufgabe erhalten, deutsche Gesittung in die Länder nach Südosten zu tragen. Oestreichs Bestimmung ist überhaupt, wenn es sie recht versteht, eine der wichtigsten in Europa; seine Stellung bringt es unabweislich mit sich, in Verbindung mit Preußen und dem übrigen Deutschland den allgemeinen Frieden aufrecht zu halten, den naturkräftigen, vordringenden Osten von dem unruhigen Westen zu scheiden, und Allen durch Wort und That die Grundsätze der Gerechtigkeit und gegenseitigen Achtung vor Augen zu stellen.

Zwischen den übrigen deutschen Ländern wurden noch einige Gebietsausgleichungen und Verleihungen frei gewordener Ländertheile vorgenommen, wodurch sich ihr jetziger Bestand gebildet hat.

So ist Baiern mächtig in seinem Kreise und über Franken, wo es die 1806 von Preußen erhaltenen Länder Anspach und Baireuth behielt und Würzburg und Aschaffenburg neu erwarb; auch erhielt es eine fernere Entschädigung in der Pfalz am Rheine und zählt über 4 Mill. Unterthanen. Würtemberg herrscht in Schwaben über mehr als anderthalb Millionen kräftiger Menschen und wird durch den Schwarzwald von Baden getrennt, welches von Basel an längs dem Rheine bis über Mannheim hinaus als ein schönes, fruchtbares Land daliegt. Auch Hessen-Darmstadt hat gegen seinen früheren Umfang in der Zeit der Umwälzungen sehr gewonnen und zählt unter seine Städte die wichtigste Festung des Bundes, das oft heimgesuchte Mainz. Hannover bekam durch Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und die Niedergrafschaft Lingen, welche von Preußen abgetreten wurden, durch das Arenbergsche Amt Meppen und die Grafschaft Bentheim einen nicht unbedeutenden Zuwachs und stieg bis auf anderthalb Mill. Ein-

wohner. Der Prinzregent von England hielt es für angemessen, neben Baiern, Würtemberg und Sachsen, die durch Napoleon den Königstitel erhalten hatten, auch dem hannoverschen Lande den Namen eines Königreichs zu geben. Hannover trat das Herzogthum Lauenburg an Preußen ab, welches dafür von Schweden den noch übrigen Theil von schwedisch-Pommern eintauschte, und Schweden gab das Lauenburgsche Land als eine, freilich sehr unbedeutende, Entschädigung für Norwegen an Dänemark.

Alle Regierungen Deutschlands vereinigten sich nunmehr, da die Herstellung des deutschen Kaiserthums zu sehr außer dem Gesichtskreise der Zeit lag, zu einem **deutschen Bunde,** dessen Glieder folgende waren:

1) Oestreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churhessen. 9) Großherzogthum Hessen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holstein. 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunschweig. 13) Meklenburg-Schwerin. 14) Nassau. 15) Sachsen-Weimar. 16) Sachsen-Gotha. 17) Sachsen-Koburg. 18) Sachsen-Meiningen. 19) Sachsen-Hildburghausen. 20) Meklenburg-Strelitz. 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Dessau. 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt-Köthen. 25) Schwarzburg-Sondershausen. 26) Schwarzburg-Rudolstadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenstein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, ältere Linie. 32) Reuß, jüngere Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später ist noch 39) Hessen-Homburg hinzugekommen.

Was die Verfassung Deutschlands betrifft, wie sie in der Bundesakte festgestellt ist, so wurde sie als ein freier Bund selbstständiger und unabhängiger Staaten aufgerichtet, dessen Hauptbestimmungen folgende waren:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands überhaupt und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten im Besondern.“

„Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte.“

„Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat und bei welcher Oestreich den Vorsitz führt. Der Bundestag ist beständig und kann sich höchstens auf vier Monate vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben.“

„Die gewöhnlichen Geschäfte besorgt ein engerer Ausschuß von 17 Stimmen; bei Abfassung oder Abänderung von Grundgesetzen und andern wichtigen allgemeinen Anordnungen versammeln sich aber die Vertreter aller Staaten vollständig und bilden 70 Stimmen, so daß die kleineren Staaten wenigstens eine, die größeren höchstens 4 Stimmen ein jeder haben. Ueber jene wichtigern Angelegenheiten ist zu einem gültigen Beschlusse Stimmeneinhelligkeit erforderlich. Das erste Hauptgeschäft des Bundestages soll die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und seine organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, kriegerischen und innern Verhältnisse sein.“

„Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wel-

len sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln oder richten, und die streitenden Theile sollen ihrem Ausspruche gehorchen."

„In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden."

„Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sei, wird die Bundesversammlung in Berathung nehmen."

„Die Unterthanen der deutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzuziehen und dort Grundeigenthum zu erwerben und bürgerliche oder Kriegsdienste anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland im Wege steht."

„Die Bundesversammlung wird sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, so wie auch:

„Ueber den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen."

182. Deutschland in den Jahren 1816—1848.

Die deutsche Bundesversammlung, welche seit dem 5. November 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten, hat darin gleich Anfangs das Vaterland geehrt, daß sie den deutschen Bund als Gesammtheit zu einer selbstständigen europäischen Macht, mit dem Rechte, Krieg, Frieden und Bündnisse zu beschließen, erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung der Muttersprache durch ein Gesetz getilgt hat, nach welchem in schriftlicher und mündlicher Verhandlung nur die deutsche Sprache gebraucht werden soll. Ferner ist die allgemeine Wehrordnung — wie groß nämlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden sein, aus welchen Theilen es bestehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu stellen, wie und bei wem die Anführung, wie viele und welche Festungen der Bund haben solle, — festgestellt worden. Das Bundesheer soll aus 300,000 Mann bestehen, wozu Oestreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13,000, Königr. Sachsen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Hessen 6000, Churhessen 5400, und so nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn stehen, welcher von der Bundesversammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr seine Vollmachten und Befehle erhält und an sie seine Berichte erstattet. Zu seiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesversammlung auch sogleich einen General-Lieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden soll, stehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von diesen zehn Korps bildet Oestreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen sind aus den andern deutschen Kriegshaufen zusammengesetzt. — Bundesfestungen sind Mainz, Luxemburg, Landau und nach späterer Bestimmung auch Ulm.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, so war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte fest bestimmt werden, wie den Beschlüssen des Bundes Gehorsam verschafft und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und dessen Ausspruch zur Vollführung ge-

bracht würde. Der Weg zum Rechte wurde bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten möchte, wie einige Stimmen wünschten, wurde der Bundesversammlung selbst das Geschäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden sollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Austrägalgerichten die Entscheidung vorbehalten. Wie aber der Widerspenstige, der sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentschiedene Frage, bis endlich die dringenden Umstände der Zeit auch einen vorläufigen Beschluß des Bundes über eine Executions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1819 hervorbrachten. Die Bundesversammlung darf zur Vollziehung ihrer Beschlüsse die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; sie hat sowohl die Zahl der zu stellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesstaaten zu bestimmen; und der Rückmarsch der Truppen geschieht erst nach erfolgter und gehörig versicherter Vollziehung der Bundesbeschlüsse.

Was die übrigen Hauptzwecke der Bundesakte betrifft, so hat die allmälige Entwicklung der Verhältnisse manches in den einzelnen Staaten in's Leben gerufen, was gleich Anfangs von der raschen Wirksamkeit der Bundesversammlung erwartet wurde. Sehr Vieles und Wichtiges dagegen ist leider durch die Verwirrung der nachfolgenden Zeiten, durch Mißtrauen und Mißverstand, durch Zögern auf der einen und stürmische Ungeduld auf der andern Seite, durch den verderblichen Einfluß fremden Beispiels und fremder Einwirkung, ja, mit tiefer Trauer sei es gesagt, in einzelnen Fällen durch Ausartung der Gesinnung bis zum Verbrechen, vereitelt worden. Wir ziehen hier den Schleier über das Einzelne, was zu entwickeln weder an sich frommt, noch in den Unterricht der Jugend gehört.

Hier wollen wir nur dasjenige aufnehmen, was wirklich als Entwicklung und Fortschritt sich darstellte.

1) Zunächst brachte der 13. Artikel, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden solle, eine große Bewegung in den Gemüthern hervor. Viele erwarteten von seiner raschen Ausführung eine ganz neue Ordnung der Dinge und ein plötzliches Abschaffen aller bisherigen Mängel und Gebrechen; sie bedachten nicht, daß die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten erst durch Erfahrung gebildet, durch Uebung in das rechte Geleise gebracht werden müsse, ehe die Frucht sichtbar werden könne; und ferner nicht, welch ein Unterschied sei zwischen großen und reichen Staaten, wie England und Frankreich, mit Hauptstädten, die allein einen kleinen Staat bilden, und zwischen kleineren bürgerlichen Gemeinschaften von ein Paar Millionen, oder gar nur Tausenden. — Gleichwohl haben fast alle deutsche Regierungen früher oder später das Wort der Bundesakte gelöst oder zu lösen angefangen, je nachdem ihnen der Zeitpunkt dazu gekommen zu sein schien.

Der König von Preußen gab zuerst unter den deutschen Fürsten, im Mai 1815, noch ehe die Bundesakte die Verbindlichkeit ausgesprochen hatte, seinem Volke die Zusage einer ständischen Verfassung. Die Ausführung indeß war in dem, aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzten, Staate sehr schwierig, und die nöthigen Vorarbeiten nahmen die Zeit bis zum Jahre 1823 weg. Der König hatte durch eine besondere Commission, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, und nach Anhörung kundiger

Männer aus allen Provinzen des Staates, die Verfassung der Provinzialstände ausarbeiten lassen, und gab derselben am 5. Juni 1823 Gesetzkraft. Wann eine Zusammenkunft der allgemeinen Reichsstände erforderlich sein werde, und wie sie aus den Provinzialständen gebildet werden solle, darüber behielt sich der König die spätere Entscheidung vor. Die Schwierigkeit der Aufgabe jedoch und die bald eintretende neue Spannung der europäischen Verhältnisse durch die französische Julirevolution im J. 1830 verhinderten den König Friedrich Wilhelm III. von einem Jahre zum andern, den Schritt zu thun, der ihn mit Sorge erfüllte. Auch Friedrich Wilhelm IV. der seinem Vater im J. 1840 folgte, fand bei den eigenthümlichen Verhältnissen des preußischen Staates noch manche Vorbereitungen nöthig, ehe er eine allgemeine Landesvertretung anordnete. Aber die herrschende Richtung der Zeit forderte einen solchen Schritt immer entschiedener, und durch das Patent vom 3. Febr. 1847 berief der König die Provinzialstände des Reichs zu einem vereinigten Landtage nach Berlin mit bedeutenden Rechten in Absicht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung. Preußen trat damit in die Reihe der constitutionellen Staaten. Und wenn auch bei dieser ersten Versammlung die Gegensätze der Ansichten und Bestrebungen, die man gefürchtet hatte, scharf genug hervorgetreten und in manchen wesentlichen Punkten die Einigung nicht erreicht wurde, die zu wünschen war, so wurde doch durch das Zusammenwirken der Vertreter aus allen Theilen des Königreiches von der Memel bis zu dem Rheine und der Mosel das Gesammtgefühl der Nation geweckt und gestärkt, eine Anzahl trefflicher Männer, die man vorher wenig gekannt, traten an das Licht der Oeffentlichkeit, viele gesunde Gedanken arbeiteten sich aus der Reibung der Geister hervor, und die Hoffnung auf eine weitere und immer gedeihlichere Entwicklung des politischen Lebens in Preußen belebte die Vaterlandsfreunde.

Leichter war die Arbeit in den kleineren und einfacher zusammengesetzten deutschen Staaten, welche zum Theil sehr bald den 13. Artikel der Bundesakte zur Ausführung brachten.

Der erste war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der hochherzige Pfleger deutscher Kunst und Wissenschaft, der schon im J. 1816 seinem Lande eine ständische Verfassung gab, welche im Jahr 1817 die Gewährleistung des gesammten deutschen Bundes erhielt.

Am 27. Mai 1828, an seinem 62. Geburtstage, beschenkte der König Maximilian Joseph von Baiern sein Volk mit einer Verfassungsurkunde, welche die wesentlichen Grundlagen einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthielt.

Auf Würtemberg, das Land, wo sich am frühesten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längsten erhalten hatte, richteten sich seit 1816 die Augen der Vaterlandsfreunde. Und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht. Trotz des heftigen, oft beinahe unauflöslich scheinenden, Streites der Meinungen, fand das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene, Werk endlich doch seine Vollendung. Nach mehreren mißglückten Versuchen unter dem Könige Friedrich und seinem Nachfolger Wilhelm I. berief dieser endlich, im günstigen Augenblicke, im J. 1819 eine neue Ständeversammlung, welche sich ausschließlich nur mit der Verfassungsurkunde beschäftigen, sie Punkt für Punkt mit seinen Bevollmächtigten durchgehen und ihm dann zur letzten Entschließung vorlegen sollte. Nach zwei Monaten lag das vollendete Werk dem Könige vor. Er unterzeichnete die

Urkunde, überreichte sie am 25. September den Bevollmächtigten der Ständeversammlung und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Stände im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derselben. Wie in alter Zeit, so kam auf solche Weise auch jetzt in Würtemberg die Verfassung durch einen Vertrag zwischen Fürsten und Volk glücklich zu Stande.

Auch das Großherzogthum Baden erhielt am 22. August 1818, das Großherzogthum Hessen den 17. Decbr. 1820, eine neue ständische Verfassung. Eben so die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Koburg-, Hildburghausen und- Meiningen, die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold und Schaumburg, Lichtenstein und Waldeck.

In den östreichischen Staaten, im Königreich Sachsen, in Meklenburg und in einigen kleineren Ländern waren die Landstände in ihrer alten, in Hannover und Braunschweig in etwas veränderter Gestalt, in Thätigkeit.

Die außerordentliche Bewegung, welche das Jahr 1830 in die öffentlichen Verhältnisse, wie in die herrschenden Bestrebungen der Zeit, gebracht hat, konnte auch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verfassungsangelegenheiten der deutschen Staaten bleiben. In einigen derselben kamen wesentliche Veränderungen in der Landesvertretung, ja ganz neue Staatsgrundgesetze, zu Stande und in die Verhandlungen derjenigen Ständeversammlungen, welche schon längere Zeit in Thätigkeit waren, wurde erhöhtes Leben, leider aber auch, — das ist der Unsegen der Zeit, — fast überall im ersten Augenblicke eine Leidenschaftlichkeit gebracht, welche der ruhigen Ermittelung des Rechten und Wahren hinderlich in den Weg trat. Gleichwohl verstummte die Stimme aller Freunde der wahren, durch Gesetz und Ordnung gesicherten, Freiheit nicht und ihr warnendes Wort, unterstützt von dem gesunden Sinne der verständigen Mehrzahl, verschaffte doch endlich fast überall der Vernunft und Mäßigung den Sieg.

So war das Königreich Hannover durch das Jahr 1830 in eine nicht geringe Aufregung gerathen, und wenn nicht die Bande der Ordnung gelöst, oder Gewalt zur Richterin schwieriger Fragen gemacht werden sollte, so mußte die Regierung mit den Vertretern des Landes, in aufrichtiger Vereinigung für die Sache und in gegenseitigem Vertrauen, eine neue feste Gestalt der Verhältnisse zu stiften unternehmen. Und dieses gelang auch durch den ernsten Willen von allen Seiten, so daß die Ruhe, nach der ersten augenblicklichen Störung, aufrecht gehalten und im J. 1833 ein neues Staatsgrundgesetz zu Stande gebracht wurde. Die weitere Ausarbeitung und Ausführung aller in demselben neugeordneten Verhältnisse war zum Theil noch unvollendet, als der Regierungswechsel des Jahres 1837, da nach dem Tode des Königs Wilhelms IV. dessen Bruder, Ernst August, das Königreich Hannover, getrennt von England, als Herrscher übernahm, auch eine Veränderung der Verfassung mit sich führte. Der König versagte dem Staatsgrundgesetze von 1833 seine Anerkennung, „weil dasselbe wesentliche Rechte der Krone verletze", und erließ im Jahre 1840 nach mehrjährigen Verhandlungen mit den Ständen, das Landesverfassungsgesetz, welches bis 1848 bestanden hat.

Auch in dem benachbarten Herzogthum Braunschweig gingen im J. 1830 bedeutende Veränderungen vor. Ein Ausbruch des öffentlichen Unwillens gegen die zum Verderben des Landes führende Regierungsweise

des Herzogs Karl hatte dessen Entfernung und die Berufung seines Bruders Wilhelm zur Regierung zur Folge. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung bestätigte der König von England, als Haupt des welfischen Fürstenhauses, den Wechsel der Regierung, welcher dann auch vom deutschen Bunde anerkannt wurde. Der neue Herzog aber betrachtete es als eine seiner nächsten und wichtigsten Regierungspflichten, mit den Vertretern des Landes eine neue Verfassung festzustellen, welche auch nach ruhiger und gründlicher Erwägung zu Stande kam.

Im Churfürstenthum Hessen, wo die landständische Vertretung nach manchen Versuchen nicht hatte zur Wirklichkeit gelangen können, gab ebenfalls die allgemeine Aufregung im J. 1830 einen neuen gebieterischen Anstoß zur Ausbildung der Verfassungsformen; der Churfürst Wilhelm gewährte seinem Lande ein neues Staatsgrundgesetz, nach den Forderungen der neueren Zeit, zugleich aber trat er, durch mehrfache Gründe bewogen, im J. 1831 von der Führung der Geschäfte zurück und übergab dieselbe seinem Sohne, dem Churprinzen Friedrich Wilhelm, als Mitregenten, der 1847, nach des Vaters Tode, Churfürst wurde.

Eine ähnliche Veränderung war schon im J. 1830 im Königreiche Sachsen vorgegangen, wo der König Anton, Nachfolger des 1827 nach 59jähriger Regierung gestorbenen vielgeprüften Königs Friedrich August, seinen Neffen, den Kronprinzen Friedrich, zum Mitregenten ernannte, um die jugendliche Kraft zur Lösung schwieriger Aufgaben zu Hülfe zu nehmen, und wo dann ebenfalls das Gebäude einer neuen Staatsverfassung und erhöhter ständischer Wirksamkeit mit Ernst begonnen und glücklich vollendet wurde.

Einige kleinere deutsche Staaten folgten diesen Beispielen, und so standen allerdings in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes die Gerüste da, in welchen sich der Geist, wenn er treu, wahrhaft und frei von Selbstsucht war, eine gute Werkstatt der Thätigkeit bereiten konnte. Leider hat er im Jahre 1848 die Probe nicht bestanden!

2) Die Gleichheit der christlichen Religionsbekenntnisse in bürgerlicher und politischer Rücksicht, welche die Bundesakte als Grundsatz aufstellt, besteht wirklich in den Staaten des deutschen Bundes. Alle christlichen Unterthanen haben, außer der freien Religionsübung, welche schon lange nicht mehr angefochten wurde, nun auch völlige Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten und den Zugang zu allen Aemtern im Staate. Dazu haben die katholischen Landesherren obere kirchliche Behörden für ihre evangelischen Unterthanen eingerichtet, wo sie noch nicht bestanden, und die evangelischen Landesherren haben den in der traurigen Zwischenzeit ganz zerrütteten Zustand der katholischen Kirche in ihren Staaten wieder geordnet, die bischöflichen Stühle hergestellt oder neue gestiftet und mit den erforderlichen Einkünften versehen; und mit dem Papste sind über dieses Alles Verträge geschlossen, worin Preußen schon im Jahr 1823 auf eine rühmliche und sehr liberale Weise mit seinem Beispiele voranging.

Die Angelegenheiten der evangelischen Kirche in sich selbst sind auch nicht unbeachtet geblieben. Nach dem Beispiele des Königs von Preußen, welcher in dem Jahre der dreihundertjährigen Reformationsfeier 1817 eine Aufforderung an die beiden evangelischen Confessionen zur Vereinigung zu Einer einigen evangelischen Kirche erließ, ist Aehnliches auch in andern deutschen Staaten geschehen; an sehr vielen Orten ist diese Vereini-

gung durch freie Zustimmung der Geistlichen und der Gemeinden zu Stande gekommen. Aber wo es auch nicht geschah, da schien doch der Geist einer fast feindlichen Trennung, der in der evangelischen Kirche nur zu lang bestanden, nach und nach überall der brüderlichen Eintracht weichen zu wollen.

Leider ist die Freude der Friedlichgesinnten über diese beruhigenden Zeichen nicht ungetrübt geblieben. Zwischen der katholischen Kirche in Preußen und der Regierung entspannen sich ernstliche Zerwürfnisse, als die letztere, in ihrer Entrüstung über herrschsüchtige und intolerante Maßregeln des Erzbischofs von Köln, Freiherrn Droste zu Vischering, im J. 1837 letzteren gefangen aus seiner Erzdiöcese auf die Festung Minden führen ließ. Die katholische Bevölkerung am Rheine und in Westphalen nahm den lebhaftesten Antheil an dieser Begebenheit; der Papst erklärte sich mit Bitterkeit gegen das Verfahren der Regierung; eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich eines großen Theiles der katholischen Bevölkerung Preußens, und auch in andern deutschen Ländern, namentlich in Baiern, nahm man lebhaft Partei für den Erzbischof. Streitschriften wurden gewechselt, und die auf Humanität und ächte Geistesbildung gegründete Toleranz, die auch den Gegner achtet, wenn er nur auf seinem Standpunkte redlich die Wahrheit sucht, sie mußte von Neuem der Bitterkeit, ja dem Hasse, Raum geben. Zwar ist die Streitsache an sich durch den neuen König Friedrich Wilhelm IV. beigelegt, dem Erzbischofe, der schon in Freiheit gesetzt war, wurde mit seiner Zustimmung in der Person des Bischofs Geissel von Speier, ein Coadjutor, gegeben, welcher auch später der Nachfolger im Erzbisthum geworden ist; ähnliche Streitigkeiten, die auch in den östlichen Provinzen des preußischen Staates entstanden waren, sind ebenfalls beendigt; aber der innere Frieden, welcher den äußern erst sichert, ist doch nur sehr langsam zurückgekehrt. Man hat viele Fragen wieder auf die Spitze gestellt, die in den Hintergrund getreten zu sein schienen. Auch außer Deutschland, namentlich in der Schweiz und in Frankreich trennten sich die Parteien schärfer, als seit langer Zeit; in Irland ist die Religionsfrage stark betheiligt bei der Unzufriedenheit des Volkes gegen die Regierung. Die Tieferſehenden können sich der Sorge nicht erwehren, daß der vom Papste Pius VII. schon im J. 1814 hergestellte Jesuiterorden eine Haupttriebfeder in der Wiederaufregung des Glaubensstreites sei, der Orden, welcher sein ganzes Dasein und seine ganze Bestimmung von Ursprung an in der Ausrottung der von der strengen römischen Kirche verdammten Ketzermeinungen gefunden hat.

Blicken wir auf die evangelische Kirche, so ist auch in ihr die Einigkeit in den letzten Jahrzehenden nicht gewachsen; die Confessionsunterschiede sind wieder schärfer hervorgetreten; daneben sind von einer mißverstandenen Philosophie die heftigsten Angriffe auf den positiven Glauben gemacht worden, während auf der äußersten Seite gegenüber der starre Wortglaube die Selbstthätigkeit der menschlichen Vernunft gänzlich gefangen nehmen möchte. Ueberall erheben sich die Gegensätze in schroffer Entschiedenheit.

So lange dieser Streit auf dem Gebiete der Wissenschaft geführt wurde, durfte er den ruhigen Beobachter der Entwickelungsgeschichte der Menschheit nicht niederschlagen; die Reibung ist besser, als die todte Gleichgültigkeit, sie ist wenigstens ein Zeichen des Lebens, und von den Gegensätzen aus kann der halbe Blick desto besser die Mitte erkennen. Allein die Bewegung ging auch auf das Volksgebiet über. In beiden christlichen Kirchen standen Männer auf, welche mit dem Fanatismus des Verstandes und der Aufklä-

rung, — denn auch einen solchen giebt es, — die geistige Freiheit, welche sie gewonnen zu haben glaubten, dem Volke mitzutheilen für Pflicht hielten, (dies war die bessere Klasse;) oder die durch Hochmuth, Selbstüberschätzung, Glaubensunfähigkeit und Haß gegen geistig Höherstehende zu solcher Wirksamkeit getrieben wurden und die schreiende Sünde nicht fühlten, die sie begingen, indem sie dem Volke den festen Anker des Glaubens im Leben und Sterben raubten.

Den ersten Anstoß zu einem offnen Bruche mit der Kirche gab im J. 1844 die Verehrung des heiligen Rockes in Trier. Der Widerspruch gegen das Uebermaß der Zeichenanbetung und Veräußerlichung dessen, was im Innern seine stille Stätte haben soll, gab der Flachheit und Gemüthlosigkeit in Glaubenssachen die Waffen in die Hand; wie denn Aberglauben immer Unglauben als Gegensatz hervorrufen wird. Der Deutschkatholicismus, wie die von der Kirche sich lossagende Richtung von ihren Anhängern getauft wurde, nahm seinen Anfang und es bildeten sich Gemeinden desselben zuerst in Schlesien und dann in andern Gegenden Deutschlands, anfangs zahlreicher, später sparsamer.

Das Beispiel reizte. Die oberflächliche Verstandesaufklärung, verbunden mit dem Triebe nach schrankenloser Freiheit, sei es im Glauben, sei es im Wollen und Handeln, welcher in nicht wenigen Menschen der Zeit Platz gegriffen hatte, folgte gern auch in der evangelischen Kirche einzelnen, zum Theil mit Talent und Rednergabe ausgestatteten Führern, welche gegen jeden Glaubenszwang protestirten. Der haltlose Zustand der Kirche, deren Bande fast überall gelockert waren, begünstigte diese Bestrebungen; schroffer und unverständiger Widerstand mancher Altgläubigen stachelte sie häufiger noch mehr an, und es bildeten sich auch im evangelischen Lande sogenannte freie Gemeinden, die sich von der alten Kirche lossagten. Die Grundsätze der Glaubensfreiheit, welche die Regierungen nicht verletzen wollten, gaben diesen Bildungen Spielraum, bis die Jahre 1848 und 49 es an den Tag brachten, was dem Tieferblickenden von Anfang an nicht zweifelhaft gewesen war, daß die Ungebundenheit in Glaubenssachen mit derjenigen auf dem politischen Gebiete Hand in Hand zu gehen pflege. Wer jede höhere Auctorität in geistigen Dingen verwirft und der Kirche keine normgebende Gewalt einräumen will, wird auch das Ansehen der weltlichen Obrigkeit schwer anerkennen.

Wenn wir noch eine Stufe tiefer hinuntersteigen und das Treiben derjenigen Menschen betrachten, die mit bewußter Absicht alle Bande zu lockern suchten, welche die menschliche Gesellschaft zur Sitte und Ehrbarkeit, und zur Achtung gegen die Rechte des Nächsten zusammenhalten, so wird das Gemälde noch düsterer. Es gab schon seit Jahrzehenden eine Anzahl von Menschen in Frankreich, der Schweiz, und selbst in Deutschland, die durch Schrift und Wort die Achtung gegen alle Religion, den Glauben an Gott und eine Vergeltung, die Heiligkeit der Ehe, die Rechte des Standes und Besitzes, als schädliche Vorurtheile verwarfen und einen Zustand anpriesen, wo Alles frei und gleich, aller Unterschied zwischen hoch und niedrig, reich und arm, aufgehoben sei, alle Güter getheilt seien, wenigstens doch der Staat die Verpflichtung habe, einem jeden Arbeit und deren Lohn zu verschaffen. Mit den verführerischsten Farben wußten sie ihre Lehre auszuschmücken und wendeten sich damit an die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die dafür am empfänglichsten sind, ohne die Fähigkeit der eignen Prüfung zu

besitzen, an die Handwerker und Arbeiter. Das Wandern der Handwerksgesellen bot ihnen die Gelegenheit dar, dieselben, fern von der Heimath und von dem Einflusse der Familie, in ihre Netze zu verstricken. Paris und die Schweiz waren die Heerde, wo der deutsche Handwerker und Fabrikarbeiter in die gefährlichen Lehren eingeweiht wurde und von wo er sie als einen bösen Samen in die Heimath zurückbrachte. — Es ist ein trauriges Geschäft, den Blick in diese Abgründe sittlicher Auflösung zu richten, allein die Geschichte kann sich dem nicht entziehen; sie muß sich an die Wirklichkeit halten und weiß, daß die Selbsttäuschung nur schlimme Früchte trägt. Auch ist das Jahr 1848 nicht verständlich, ohne die Keime zu kennen, aus welchen seine schlimmsten Erscheinungen hervorwuchsen.

3) Gegen jene Ausgeburten eines bösen Geistes hätte, neben einer kräftigen Wirksamkeit der Kirche und ihrer Diener, auch die Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung, die mündliche Rede von den Lehrstühlen der Universität wie der Schule, bis in die letzte Volksschule hinab, und die Schrift in unserm so schriftreichen Zeitalter den angestrengtesten Kampf führen müssen; denn vor dem ächten Lichte der Wahrheit verschwinden die Geister der Finsterniß. Und wirklich ist auch für die Pflege der Bildungsanstalten aller Art in dem Zeitraume von 1815 an recht viel in Deutschland geschehen. Die Einsicht, daß in dieser Pflege eine der wichtigsten Aufgaben jeder Regierung bestehe, hat z. B. in Preußen die Stiftung der rheinischen Universität in Bonn am 18. Octbr. 1818, die großen Kunstanlagen in der Hauptstadt, die Stiftung und Verbesserung so vieler hundert Anstalten im ganzen Reiche und die organischen Gesetze über das Unterrichtswesen in allen seinen Theilen, hervorgebracht; aus ihr ist in Baiern die Gründung der Universität und der herrlichen Kunstsammlungen in München hervorgegangen. Sie hat ihre Wirkungen auch in den übrigen großen und kleinen Staaten des Bundes, hier weniger, dort mehr, hier stiller, dort lauter, in keinem aber ohne wohlthätige Folgen, offenbart, und hundert einzelne Städte, Flecken und Dörfer in Deutschland haben sich von ihrem Antriebe zur Pflege und zu recht bedeutenden Opfern für die Bildung der heranwachsenden Geschlechter anfeuern lassen.

Die Achtung vor ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Erfindungen, der kriegerischen und bürgerlichen Thätigkeit, zeigt sich auch recht lebendig in dem wiedererwachten Eifer, das Andenken berühmter Männer aus der nahen und fernen Vorzeit durch Denkmäler zu ehren. Großartig ist vor Allem der Gedanke, das größte Bauwerk des Mittelalters in Deutschland, den Dom in Cöln, auszubauen, und aus ganz Deutschland sind reichliche Beiträge dafür zusammengeflossen.

Das rege Leben unserer Literatur geht schon aus der Zunahme des Buchhandels und der in Deutschland jährlich erscheinenden Werke hervor [1]).

Aber hat die Wissenschaft, haben die Schriftsteller und öffentlichen Lehrer ihre Pflicht gegen das Vaterland auch in dem Sinne vollständig erfüllt, daß sie gegen die auflösenden und herabziehenden Elemente der Zeit mit allen Waffen des Lichtes, der Einsicht, der Vernunft gekämpft, daß sie

[1]) Die Zahl der mit Leipzig in Verbindung stehenden Buch- und Kunsthandlungen in Deutschland und den angrenzenden Gegenden (Schweiz u. s. w.) betrug im J. 1778 nur 282, im J. 1822 schon 566, im J. 1831, 830, im J. 1839, 1381, gegenwärtig über 2000. Im J. 1814 erschienen 2529 neue Verlagswerke, im J. 1839 dagegen über 9700.

ihre Kräfte in diesem Kampfe für das Gute, Wahre und Ewige verdoppelt haben, so wie die Angriffe dagegen heftiger wurden? Haben sie mit demselben Scharfblicke den Punkt erkannt, bei welchem die Hülfe am nöthigsten war, wie die Angreifer ihn als den verwundbarsten erkannt hatten, nemlich die Klassen des Volkes, deren Bildung in einer Schwebe zwischen einfacher Natur und gehobener, wissenschaftlich begründeter Einsicht steht? Haben sie mit Selbstentsagung und wahrer Hingebung gerade dorthin zu wirken gesucht, um Religion, Sitte, Treue, Wahrhaftigkeit und Selbstbeherrschung zu befördern? — Es ist nicht die Zeit und hier nicht der Ort, im Einzelnen anzuklagen, aber im Großen und Ganzen muß die Geschichte bei so wichtigen Fragen auf den Erfolg hinweisen, — und wie zeigte sich dieser im Jahre 1848?!

4) Blicken wir von dem Gebiete des geistigen Lebens und Regens auf das materielle, welches den Wohlstand der großen Masse des Volkes bedingt, so hat Deutschland, trotz mancher Schwankungen und mancher Bedrängnisse, doch bis jetzt im Ganzen erfreuliche Fortschritte gemacht.

Der Ackerbau, auf welchem die gesunde, nachhaltige Kraft eines Volkes beruht, ist durch zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums, Ablösung hemmender Dienste, Urbarmachung unbenutzter Landstriche, Verbesserung in der Bearbeitung des Bodens, kräftig gehoben worden. Und wie die Zeit überhaupt durch Privatvereine aller Art die Thätigkeiten des Lebens zu fördern strebt, so sind auch für Land-, Forst- und Gartenbau fast überall große Gesellschaften zusammengetreten, welche das Zweckmäßige zu verbreiten eifrig bemüht sind.

Dasselbe ist im fast noch höherem Maße für die *Gewerbe* geschehen und unser Vaterland hat vielleicht in keinem Stücke neuerdings größere Fortschritte gemacht, als in ihnen. Am großartigsten hat dazu *der deutsche Zollverein* gewirkt, der von Preußen ausgegangen ist und gegenwärtig alle Länder Deutschlands, außer Oestreich, Hannover, Oldenburg, Holstein, Mecklenburg und den drei Hansestädten, umfaßt. Er ist zum Schutze unserer Gewerbe gegen das Uebergewicht fremder Waaren, die wir auch erzeugen und verfertigen können, errichtet und bietet zugleich eine reiche Quelle der Einkünfte für die Bedürfnisse der Regierungen dar. Wenn auch Deutschland nicht zu den am meisten von der Natur begünstigten Ländern gehört, sondern nur der redliche und ausdauernde Fleiß seiner Bewohner die Güter des Lebens herbeischaffen, und Genügsamkeit und Sparsamkeit sie erhalten kann, so liegt doch eben darin eine Wohlthat, welche die Kraft durch stete Uebung frisch erhält. Der deutsche Arbeiter ist mit mäßigem Lohne zufrieden; darum können unsere Gewerbe mit denen anderer Länder vollkommen Schritt halten, wenn sie nur freien Absatz nach Außen finden. Da aber die fremden Staaten, zum Vortheile ihrer Unterthanen, drückende Abgaben auf die Einfuhr der Erzeugnisse unseres Fleißes legen, so folgt daraus die Nothwendigkeit gleicher Maaßregeln von unserer Seite, und der deutsche Zollverein, der gegen 30 Millionen Menschen umfaßt, besitzt Kraft genug, seine Gewerbe gegen das Ausland zu schützen.

Es ist erstaunenswürdig, wie sehr sich die Gewerbthätigkeit schon in wenigen Jahrzehenden in Deutschland gehoben und aus den Entdeckungen in den Naturwissenschaften und der mechanischen Kunst, welche mit Liebe getrieben werden, ein immer reicheres Leben gewonnen hat! Und dazu nun die große Erleichterung des freien Verkehrs im Gebiete des Zollvereins durch

Gleichheit von Maaß, Gewicht und Münzfuß, und vor Allem durch Aufhebung der Grenzsperren zwischen den einzelnen Ländern, die Quellen eines unseligen, die Sittlichkeit des Volkes untergrabenden, Krieges des Eigennutzes gegen das Gesetz! — Aus dem Bedürfnisse eines lebhaften Verkehrs entspringt der Eifer, demselben die Mittel dazu zu verschaffen. In allen deutschen Ländern werden die Flüsse mit Dampfschiffen versehen, die Heerstraßen verwandeln sich in Eisenbahnen. Die Gewalt dieser Bewegungen ist so groß, daß auch diejenigen Länder mit hineingezogen sind, die sich dem Zollverein noch nicht angeschlossen haben, und es ist ganz nahe daran, daß man in dem Raume weniger Tage von der Nord- und Ostsee nach dem mittelländischen Meere, von Hamburg, Lübeck und Stettin nach Triest wird kommen können, wie schon die Hauptstädte Deutschlands, Wien, Berlin, München, Breslau durch Eisenbahnen mit einander verbunden sind und auch der Waarenverkehr schnell und wohlfeil die größten Strecken durchlaufen kann. Mit Sehnsucht sieht der Vaterlandsfreund dem Augenblicke entgegen, wo die Mittel gefunden sein werden, alle deutschen Länder durch die Bande des gleichen Interesses mit einander zu vereinigen und die letzte Zolllinie aus dem Innern Deutschlands an die Grenze des gemeinsamen Vaterlandes gegen das Ausland zu verlegen.

Mit Freude und Hoffnung mögen wir auf diese Fortschritte in der Entwicklung der materiellen Kräfte der Nation blicken. Sie haben auch die Aufmerksamkeit und zum Theil die Eifersucht des Auslandes auf sich gezogen; der Zollverein fing an, ihnen als eine europäische Macht zu erscheinen, mit welcher Verträge abzuschließen ein Vortheil sein konnte.

Doch dürfen wir auch die Schattenseite der materiellen Fortschritte unseres Zeitalters nicht übersehen. Diese ganze Richtung, die auf die Mittel des Erwerbes und Genusses hinausgeht und diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten oben anstellt, welche zu jenen führen, sie hat ihre großen Gefahren. Wenn sie Gewalt über den Menschen erlangt hat, so zieht sie ihn herunter, lähmt den Aufschwung des Geistes und macht ihn unfrei, schwächt die Thatkraft für höhere Zwecke, die den eigenen Vortheil nicht fördern, und untergräbt so die edlere Natur in uns. Das Irdische gewinnt die Herrschaft über den Geist. Und blicken wir tiefer in das Volksleben, so müssen wir erkennen, daß trotz vieler glücklichen Erfolge und trotz der regen Thätigkeit in allen deutschen Ländern, doch auch viel Noth unter den Menschen herrscht, daß das Fortkommen der Unbemittelten von Jahr zu Jahr schwieriger wird, so wohl in den Ständen, die sich dem öffentlichen Dienste widmen, als selbst in den Gewerbe- und Ackerbautreibenden Klassen. Die arbeitsfähigen Hände können nicht überall Arbeit finden. Die Noth hat schon Tausende in die Fremde getrieben, um in fernen Welttheilen eine neue Heimath zu suchen; aber viele von ihnen sind dem Elende erlegen, ehe sie die Häfen der neuen Welt erreichten; andere, die von Mitteln entblößt dort ankamen, sind noch größerem Elende, als in ihrem Vaterlande, anheimgefallen; nur der kleinere Theil hat für sich und seine Nachkommen einen neuen Boden des Daseins und Wirkens gegründet.

Eine Hauptursache aller dieser Erscheinungen ist die zunehmende Uebervölkerung in Städten und Dörfern, welche auf sorgenerregende Weise in wenigen Jahren die Menschenzahl in Deutschland um Millionen vermehrt. Eine zweite, fast noch wichtigere Quelle vieler Noth und vieler Unzufriedenheit liegt in der Ungenügsamkeit der Menschen, die über das Nothwendige

hinaus sich künstliche Bedürfnisse schafft und aus dem ererbten Zustande zu einem immer höheren hinaufstrebt. Genußsucht und Luxus werden, trotz aller Fortschritte in den Künsten, trotz Handel und Verkehr, wie ein langsames Gift unser Wohl und unsere Zufriedenheit untergraben, wenn nicht von Innen heraus entgegengewirkt wird, wenn nicht ein jeder auf seinem Standpunkte dahin arbeitet, daß der Zustand des Lebens einfacher werde. Das nächste, wohin jeder ohne Ausnahme wirken kann, ist das Aufgeben selbstgeschaffner Bedürfnisse, Beschränkung auf dasjenige, was die Natur fordert, und Bekämpfung des unseligen Bestrebens nach immer höheren Genüssen, wodurch Körper und Geist zerrüttet werden und die Unzufriedenheit zur Krankheit eines ganzen Zeitalters wird.

Die Wahrheit dieser Gedanken ist durch die Geschichte der letzten Jahre nur zu sehr bestätigt worden. Ehe wir jedoch zu derselben übergehen, sind noch einige Begebenheiten aus der Zeit von 1816 bis 1848 nachzuholen.

Die ersten Jahre nach Herstellung des Weltfriedens, die Jahre 1816 und 17, brachten das Wohlgefühl der Ruhe und Ordnung noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein, weil der Sommer von 1816 durch unaufhörliche Nässe den Früchten des Feldes so verderblich wurde, daß ein unerhörter Mangel in einem großen Theile Europa's, in einigen Gegenden Deutschland's wahre Hungersnoth entstand. Aber die Regierungen, wie die Wohlthätigkeit der Einzelnen griffen auf die hülfreichste Weise ein. Aus den kornreichen Ebenen Rußland's und von Amerika wurden Vorräthe über das Meer herbeigeschafft, und das deutsche Volk bewies sich durch Thätigkeit im Helfen, wie durch Geduld im Ertragen des Unvermeidlichen, eben so ehrenwerth, als es im Kriege Muth und Vaterlandsliebe bewährt hatte.

Von da an waren die Ernten vieler Jahre vom Himmel gesegnet, so daß das Brod dem fleißigen Arbeiter nicht mangelte. Dagegen wurde Europa in den Jahren 1831 und 32 von der furchtbaren Krankheit der asiatischen Cholera heimgesucht, die besonders in mehreren großen Städten Tausende von Menschen in kurzer Zeit wegraffte, die allen Vorkehrungen menschlicher Vorsicht spottete und durch die Schrecken ihrer Erscheinungen eben so sehr moralisch niederschlug und die Gemüther beugte, als sie die Reihen der Lebenden lichtete. Nachdem ihre erste Heftigkeit vorüber war, ist sie doch nicht ganz wieder aus Europa verschwunden, sondern hat in geringerem Maaße, von Zeit zu Zeit an einzelnen Orten auftauchend, ihre Opfer gefordert.

Das Jahr 1840 setzte die Völker und Fürsten Deutschlands auf die Probe, ob in dem lockeren Gerüste des deutschen Staatenbundes der Gemeingeist und das Nationalgefühl stark genug seien, einer wiederum von Frankreich her drohenden Gefahr kräftig entgegen zu treten. Der Ehrgeiz des französischen Ministers Thiers drohte Europa wegen der Streitigkeiten des Vicekönigs von Aegypten, Mehmed Ali, mit seinem Oberherrn, dem Sultan, in einen allgemeinen Krieg zu stürzen, denn England, Rußland und Oestreich verlangten die Aufrechthaltung der Pforte und die Beschränkung Mehmed Ali's auf Aegypten, Frankreich aber war letzterem günstig gesinnt. Schon wurden sein Heer und seine Flotte auf den Kriegsfuß gesetzt, und da auf dem Meere schwerlich Lorbeern zu erringen waren, so war es klar, daß Frankreich sofort die Hand nach dem Rheine ausstrecken werde. Den Besitz des ganzen linken Rheinufers vermag das französische Volk noch immer nicht zu vergessen; wer ihm denselben als Lockspeise vorhält, kann das

Volk sogleich zu enthusiastischen Anstrengungen bringen. Aber rühmlich zeigte sich der Sinn im deutschen Volke, welches sich den vaterländischen Strom nicht wieder entreißen lassen will, — leider besitzt der Feind noch immer an demselben die wichtige Festung Straßburg und das Elsaß. Keinen Augenblick verleugnete sich der Nationalunwille über das Begehren der Franzosen, und die deutschen Fürsten gingen ihren Völkern mit dem Entschlusse zum kräftigsten Widerstande voran. In der kürzesten Zeit wurden einige Punkte in der Wehrordnung des Bundes, die noch schwankend waren, festgestellt, der gute Wille eines Jeden kam förderlich entgegen; die Ausfuhr von Pferden nach Frankreich, welches seine Reuterei zum Theil mit deutschen Pferden beritten machen muß, wurde verboten; Alles wartete auf das Zeichen zum Aufgebot des Bundesheeres. Bei dem Anblicke solcher unerwarteten Einigkeit und Entschlossenheit verging den Feinden die Kriegslust. Auch machten die Engländer dem Kriege im Oriente durch ihr kräftiges Einschreiten sehr bald ein Ende; der Vicekönig mußte sich unterwerfen und Frankreich schloß sich später den übrigen Mächten wieder an.

Das Jahr 1842 führte in anderer Weise harte Proben mit sich, aber sie wurden glücklich überwunden. Ein großes Unglück traf gleich im Frühjahr das große und blühende Hamburg. Am 5. Mai, am Himmelfahrtstage, brach bei heftigem Winde ein Feuer aus und wüthete drei Tage lang mit so unerhörter Gewalt, daß man genöthigt war, Häuser mit Kanonen niederzuschießen und mit Pulver in die Luft zu sprengen, um nur Lücken zu schaffen, wo das Feuer keine Nahrung mehr fände. Dennoch brannten 1700 Häuser nieder, ein Fünftheil der Stadt, und 2 schöne Kirchen stürzten mit ihren Thürmen zusammen. Der Verlust an Habe und Gut war ungeheuer, der an Menschenleben zum Glück nicht bedeutend. Die kräftigste Hülfe kam sogleich aus allen Gegenden umher an Nahrung, Kleidung und Gelde herbei, die Tausende, welche obdachlos geworden waren, gegen die erste Noth zu schützen. Dann wurde in ganz Deutschland, in den meisten Ländern Europa's, in Amerika, für die mit allen Theilen der Erde in Verbindung stehende Handelsstadt gesammelt; die Fürsten, die Landstände, die Gemeinden und die Einzelnen steuerten bei und die eingehenden Hülfsgelder wurden bald nach Hunderttausenden berechnet, so daß die Zuversicht wuchs, mit solchem Beistande, und mit Sparsamkeit und Fleiß, werde ein neues Dasein begründet werden können. — Der Sommer dieses Jahres war ungewöhnlich heiß und trocken; in vielen Gegenden verdorrte die Frucht auf dem Halme. Das völlige Austrocknen vieler Gewässer machte die Feuersbrünste um so gefährlicher und die leichte Entzündbarkeit aller von der Hitze gedörrten Stoffe verursachte eine bedeutende Anzahl derselben in vielen Ländern. In Folge der Mißernte entstand überdies in den Gebirgsgegenden von Sachsen, Böhmen und Schlesien, so wie in andern Landstrichen große Noth, aber großartig war auch die Hülfe von allen Seiten, so daß die schwere Zeit ohne den Untergang vieler Menschen, wie er in früheren Jahrhunderten gewiß eingetreten wäre, vorüberging. Und das in Trümmern niedergeworfene Hamburg stieg wie ein Phönix aus seiner Asche wieder auf, so daß nach wenigen Jahren die Stadt schöner und mit breiteren, für die Gesundheit der Einwohner besser geordneten, Straßen wieder aufgebaut dastand und der Welthandel derselben bald wieder den alten Umfang gewann.

Auch die folgenden Jahre führten noch manche Sorge, ja wirkliche Noth des äußern Lebens mit sich. Das für die ärmeren Klassen unent-

behrlichste Nahrungsmittel, weil es das wohlfeilste ist, die Kartoffeln, wurden im J. 1845 und von da an mehr oder weniger jährlich, von einer bis dahin unbekannten oder wegen ihrer Seltenheit weniger beachteten Krankheit befallen, welche in manchen Gegenden die Ernte derselben gänzlich zerstörte. Furchtbar waren die Wirkungen in Irland, dessen ärmere Bevölkerung fast einzig von dieser Frucht lebt, und wo im wörtlichen Sinne Hunderte von Menschen vor Hunger und Elend starben; so wie in Belgien, wo das Uebel der Uebervölkerung in bedeutendem Grade stattfindet. Aber auch in Deutschland entstand in manchen Gegenden nicht geringe Noth, als in Folge großer Dürre im J. 1846 auch die Kornernte mißrieth. Da galt es, bis die gesegnetere Ernte des Jahres 1847 Hülfe im Großen brachte, die Hungrigen zu sättigen und die Kranken zu pflegen. Vielfach entstanden Tumulte des Brotes wegen und in den Fabrikgegenden von Sachsen und Schlesien brachen ansteckende Seuchen, die gewöhnliche Folge großer Noth, in solcher Gefährlichkeit aus, daß Tausende von Menschen fortgerafft und viele Familien ihrer Versorger beraubt wurden, und daß die Barmherzigkeit der Wohlhabenden, so thätig sie sich auch bewies, dem Elende der elternlosen Kinder kaum abzuhelfen vermochte. Doch hatten die Unzufriedenheit der Menschen und die Tumulte, die hier und dort entstanden, nicht den Charakter, den sie 1848 annahmen. Naturübel waren die Ursachen der Noth; die Gemüther fühlten es, daß Gottes Hand sie geschickt hatte, und die Blicke Vieler, die im Glücke dieser Hand vergessen hatten, wurden wieder auf den Geber aller guten Gaben hingelenkt und sahen mit um so innigerer Dankbarkeit auf den Segen der Felder in den nächsten Jahren hin.

Wenn wir nach diesen Bemerkungen über die öffentlichen und socialen Verhältnisse und über die Prüfungen, die unser Volk seit 1816 betroffen haben, noch einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche seit der Wiederherstellung unserer Selbstständigkeit in den Regentenhäusern Deutschlands vorgegangen sind, so haben in den beiden größten derselben die beiden edeln Herrscher, welche in treuer Freundschaft die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen halfen, der **Kaiser Franz** und der **König Friedrich Wilhelm der Dritte**, noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude gehabt, die Segnungen des theuer erkämpften Friedens in ihren Ländern sich entwickeln zu sehen und ihnen in väterlicher Gesinnung nachzuhelfen. Betrauert und gesegnet von ihren Völkern schieden sie nicht lange nach einander aus dem Leben.

Franz I. starb d. 1. März 1835; sein Sohn **Ferdinand** I. folgte ihm und blieb den Grundsätzen des ehrwürdigen östreichischen Herrscherhauses in der Förderung des Wohles seiner Unterthanen, treu.

Friedrich Wilhelm III. starb den 4. Juli 1840. Ihm folgte **Friedrich Wilhelm** IV. in einem Augenblicke, wo die Gefahr eines europäischen Krieges gegen Frankreichs Uebermuth noch nicht ganz verschwunden war. Aber mit wahrhafter Begeisterung sprach er bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin, wie für sein Volk, so für das gesammte deutsche Vaterland, eine so warme und treue Gesinnung aus, daß die Gemüther in ihrer Zuversicht bestärkt wurden.

Auch die übrigen größeren deutschen Staaten haben ihre Herrscher seit 1816 gewechselt.

In Würtemberg ist 1816 auf König **Friedrich**, König **Wilhelm** I.;

in Baden auf den Großherzog Karl 1818 Ludwig, und nach dessen baldigem Tode Leopold I. aus dem Hause Hochberg;

in Baiern auf Maximilian 1825 König Ludwig I.;

in Sachsen auf Friedrich August 1827 König Anton, und auf diesen 1836 König Friedrich;

in Weimar auf Karl August 1828 Großherzog Karl Friedrich;

in Hannover auf Georg III. 1820 Georg IV. 1830 König Wilhelm IV. und auf diesen 1837 König Ernst August gefolgt.

Im J. 1847 starb die Anhalt-Köthensche Linie aus; Dessau und Bernburg theilten das Land und die Zahl der deutschen Bundesglieder wurde dadurch auf 38 vermindert.

Es ist in der Uebersicht der Hauptergebnisse der letzten Jahrzehende vielfach von den Begebenheiten die Rede gewesen, welche in andern europäischen Ländern, ja sogar in andern Welttheilen, vorgegangen sind und auf unsere Geschichte Einfluß gehabt haben. So ist die Lage der jetzigen Reiche immer mehr geworden, daß Veränderungen oder gar Erschütterungen auf einem Punkte ihre Wirkungen in einem großen Kreise verbreiten; und Deutschland, welches im Herzen von Europa liegt, ist fast am meisten in diesem Falle. Die Darstellung der allgemeinen Geschichte Deutschlands, welche die Aufgabe dieses Buches ist, wird daher nicht unterlassen dürfen, die Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit wenigstens im Umrisse mit aufzunehmen.

Die allgemein eingreifenden europäischen Begebenheiten bis 1848.

183. Militairrevolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Turin, 1820 und 21, und ihre Folgen.

Fünf Jahre äußerer Ruhe waren verflossen, der erste Zeitraum solcher Art seit der französischen Revolution; da entzündete sich im Jahre 1820 der Brennstoff neuer, gewaltsamer Umwälzungen. Am Neujahrstage dieses Jahres gab ein Theil der spanischen Armee, die in Kadix zum Einschiffen nach Amerika versammelt war, das Signal zu einer gänzlichen Staatsveränderung in Spanien. Bald folgte das Nachbarland Portugal, und auch hier ging der Anstoß der Bewegung von dem Heere aus.

Noch ehe dieses geschehen war, hatte die neapolitanische Armee den König genöthigt, am 7. Juli seinen Staaten ebenfalls eine freie Verfassung zuzusagen. Von Neapel aus wurde auf die übrigen italienischen Völkerschaften gewirkt und das Verlangen nach der Vereinigung von ganz Italien und Befreiung von aller fremden Herrschaft immer heftiger angefacht. Dieses weckte in dem östreichischen Kaiser Besorgniß für seine italienischen Länder und überhaupt in den Regenten die Sorge, daß die Lust an Revolutionen von Neuem um sich greifen und ganz Europa wieder in den Abgrund der Verwirrung stürzen werde.

Deshalb kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im Oktober

1820 in Troppau zusammen, um über die Lage Europa's zu rathschlagen, und da die neapolitanischen Angelegenheiten ihnen zunächst die wichtigsten waren, so verlegten sie im Anfange des nächsten Jahres ihren Congreß nach Laybach, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu sein. Auch der alte König von Neapel fand sich dort ein. Allein eine friedliche Ausgleichung war nicht mehr möglich, und im März rückte ein östreichisches Heer Italien hinunter, gegen Neapel. Aller Blicke waren auf den Ausgang dieser Begebenheiten gespannt, als eine neue Militairrevolution, die vierte in weniger als zwei Jahren, in Turin ausbrach und für Oestreich gefährlicher zu werden drohte als alle bisherigen. Die theuer erkaufte Ruhe Europa's schien auf einmal wieder verloren zu sein. Doch bald legte sich der Sturm von dieser Seite; die Kraftlosigkeit der revolutionären Unternehmungen zeigte sich sogleich, als die östreichischen Heere sich nur näherten, und Neapel wurde eben so leicht und schnell, als Piemont, in die alte Ordnung zurück gebracht.

In Spanien dauerte die Herrschaft der neuen Verfassung auch nur wenige Jahre. Die Masse des Volks war nicht reif für den Gebrauch einer verfassungsmäßigen Freiheit, und dazu war die Verfassung selbst auf falschen Grundlagen errichtet; der königlichen Gewalt war viel zu wenig Selbstständigkeit gelassen. Im Sommer 1822 entspann sich ein Bürgerkrieg in dem durch Parteiungen zerrissenen Lande. Im Oktober dieses Jahres versammelten sich die Monarchen von Oestreich, Preußen und Rußland wieder zu einem Congresse in Verona, und willigten ein, daß Frankreich die Rolle übernehme, in jenem zerrütteten Lande, nöthigenfalls mit den Waffen, die königliche Gewalt herzustellen. Am 7. Mai 1823 gingen die französischen Heere über die Bidassoa, am 23. schon rückten sie in die Hauptstadt Madrid ein, verbreiteten sich im raschen Gelingen über ganz Spanien, verfolgten die constitutionelle Partei, welche den König Ferdinand nach Cadix geführt hatte, bis auf die äußerste Landzunge Europa's, und zwangen die Stadt am Ende des Septembers zur Uebergabe. Der König war wieder frei und setzte sich in die unumschränkte Ausübung seiner königlichen Gewalt dadurch wieder ein, daß er alle seine Dekrete aus der constitutionellen Zeit, vom Anfange des Jahres 1820 an, für null und nichtig erklärte.

Zunächst wurde der Parteihaß, der keineswegs vernichtet war, durch die Gegenwart einer französischen Armee, die bis zum J. 1827 zur Unterstützung der Regierung im Lande blieb und Kadix nebst andern Festungen besetzt hielt, niedergehalten. Als aber Ferdinand VII. im J. 1833 starb und sein Reich nach verändertem Erbfolgegesetze seiner dreijährigen Tochter Isabella, unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine, hinterließ, wurde dasselbe von Neuem der Schauplatz eines so hartnäckigen, grausamen, alle Menschlichkeit mit Füßen tretenden, Bürgerkrieges, daß sich der Blick mit Trauer von diesen Greuelsceenen abwendet. Ferdinands Bruder, Don Carlos, behauptete sich als Thronerbe in einem nicht unbedeutenden Theile Spaniens, und selbst die Unterstützung der Königin von Seiten Englands, Frankreichs und Portugals (doch ohne daß diese Mächte Heere nach Spanien schickten), konnte ihn lange Zeit nicht aus dem Lande vertreiben. Die bürgerliche und menschliche Ordnung löste sich in dem unglücklichen Volke immer mehr auf.

Dieser unselige Kampf dauerte bis zum Jahre 1839; da mußte endlich Don Carlos, dessen Charakter nicht die großartige Fähigkeit entwickelte,

die glücklichen Momente, welche ihm einige tapfere Anführer erkämpften, zur Gewinnung der Mehrheit im Volke zu benutzen, sich von dem größten Theile seiner Anhänger verlassen sehen, und aus Spanien nach Frankreich fliehen. Damit er nicht von Neuem Unruhen erregen möchte, wies ihm Ludwig Philipp, der die von Ferdinand VII. verordnete Erbfolge anerkannt hatte und für sein eigenes Reich die Ruhe in dem Nachbarlande sehnlichst hergestellt wünschen mußte, seinen Aufenthalt in Bourges an, von wo er sich nicht entfernen durfte.

Die Königin Christine herrschte nun als Vormünderin ihrer Tochter einige Jahre in ziemlicher Ruhe fort. Es entstanden bald hier, bald dort, einzelne Aufstände, allein der Arm des Siegesherzogs Espartero, wie man ihn nach der Besiegung der Carlisten genannt hatte, hielt die Gegenpartei mit dem Heere nieder. Aber wenn ein Heer zu dem Bewußtsein kommt, daß von seinem Willen das Bestehen der Regierung abhängt, so ist diese schon halb gestürzt. Als die Königin Christine Maßregeln ergriff, welche dem Sinne der Anführer und namentlich Espartero's nicht entsprachen, so versagte man ihr den Gehorsam und sie sah sich genöthigt, 1840 die Regentschaft niederzulegen, sich nach Frankreich zurückzuziehen und ihre beiden Töchter unter der Regentschaft Espartero's in Madrid zurückzulassen. Aber auch Espartero's Herrschaft hatte nur wenige Jahre gedauert. Als die Furcht vor seiner eisernen Strenge nachließ und seine Gegner Hoffnung faßten, den größeren Theil des Heeres von ihm abziehen zu können, so erhob sich der Bürgerkrieg wieder im Großen, Espartero mußte, nachdem er nach blutiger Rache, die er an der großen Stadt Sevilla genommen hatte, 1843 nach Portugal und von da nach England fliehen, und in Madrid wurde die noch nicht 14 Jahr alte Königin Isabella für mündig erklärt. Auch an ihre Verheirathung wurde bald gedacht. Der König Ludwig Philipp von Frankreich wünschte einen seiner Söhne mit Isabella zu vermählen, allein es scheiterte an dem Widerstande Englands, und mußte sich damit begnügen, daß sein Sohn, der Herzog von Monpensier, die Schwester der Königin zur Gemahlin erhielt. Isabella selbst wurde mit ihrem Vetter, Don Franciska de Assis im J. 1846 vermählt. Dem General Narvaez, der an der Spitze der Geschäfte stand, gelang es, die Ruhe in dem seit 24 Jahren durch Parteikämpfe zerrissenen Lande nach und nach herzustellen und zu erhalten.

Das Nachbarland Portugal kam nach manchen, doch nicht ganz so heftigen Stürmen endlich auch zu einer leidlichen Ruhe. So lange der König Johann VI., der im Jahre 1822 aus Brasilien zurückgekehrt war, lebte, befand sich Portugal in einem erträglichen Zustande, weil der wohlwollende König die Liebe des Volkes besaß und den Haß der Parteien im Zaume hielt. Als er aber den 10. März 1826 starb, und sein Sohn Don Pedro, Kaiser von Brasilien, nicht nach Europa zurückkehrte, sondern seine noch minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Erbin Portugals, seinen Bruder Don Miguel aber zum Regenten während ihrer Minderjährigkeit, einsetzte, benutzte dieser die Stimmung der Geistlichkeit und des Adels gegen die von seinem Bruder gegebene freie Verfassung und ließ sich selbst von den alten Cortes von Lamego zum unumschränkten Könige erklären. Die junge Königin, die schon in Europa angekommen war, durfte es nicht wagen, ihr Erbtheil zu betreten, sondern mußte in England Schutz und Gastfreundschaft suchen. Mit Unwillen sah ganz Europa auf den Usurpator hin, der alle Freunde seines Bruders und der von demselben gegebe-

neu Verfassung mit Kerker und Hinrichtung verfolgte; allein da das portugiesische Volk sich die neue Herrschaft gefallen ließ, so konnte sich keine fremde Macht in die innern Angelegenheiten dieses Landes mischen.

Nun aber wurde der Kaiser Don Pedro durch eine Revolution in Brasilien im Jahr 1831 genöthigt, jenes Land zu verlassen und selbst nach Europa zurückzukehren. Sein Stammland Portugal war ihm durch den eigenen Bruder verschlossen. Da verwendete er die mitgebrachten Schätze dazu, sich eine Flotte und ein kleines Heer zu verschaffen, landete in Portugal, nahm die Festung Oporto am atlantischen Meere in Besitz und drang, nach manchem Glückswechsel, 1833 bis nach Lissabon vor. Nachdem er die Hauptstadt gewonnen hatte, und seine Tochter von England und Frankreich als Königin anerkannt war, verlor Don Miguel bald auch die übrigen Theile des Landes und mußte dasselbe 1834 ganz verlassen. Aber auch Don Pedro starb bald nachher. Die junge Königin vermählte sich mit dem Herzog von Leuchtenberg, und nach dessen schnellem Tode 1836 mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg. Man hätte hoffen mögen, daß der zerrüttete Wohlstand dieses an Hülfsquellen so reichen Landes durch geordnetere Zustände sich bald herstellen werde; allein der Parteikampf hörte nicht auf und brachte es in den Jahren 1846 und 47 zum offnen Aufruhr, der nur durch die bewaffnete Dazwischenkunft von England und Spanien gedämpft wurde.

184. Der Aufstand der Griechen, und die Türkei.

Die vielen Umwälzungen in Europa hatten nach und nach auch die Freiheitsliebe eines altberühmten christlichen Volkes am südöstlichen Ende Europa's, welches seit beinahe 400 Jahren das Joch der Türken tragen mußte, angefacht. Im März 1821 rief der Fürst Alexander Ypsilanti alle Griechen in der Moldau und Wallachei zur Abschüttelung der türkischen Herrschaft auf. Sein Unternehmen wurde zwar hier durch die türkische Uebermacht, trotz des anfänglichen Gelingens, bald unterdrückt und er selbst mußte nach Oestreich fliehen, wo er in der Festung Munkatsch als Gefangener festgehalten wurde. Allein glücklicher ging das Werk im eigentlichen Griechenland, besonders in Morea und auf den Inseln, unter denen sich Hydra, Ipsara und Spezzia besonders auszeichneten. Auf den höchsten Punkt der Erbitterung stieg der Zorn des griechischen Volkes, als der greise Patriarch von Konstantinopel, Gregorius, am Osterfeste 1821, nachdem er das Hochamt gehalten hatte, am Eingange der Kirche aufgehenkt wurde und noch drei andere Erzbischöfe dasselbe Schicksal erlitten. Der Kampf beider, von religiösem Fanatismus getriebenen, Völkern wurde mit furchtbarer Grausamkeit geführt; es galt die Vernichtung des Gegners. Wider alle Erwartung behaupteten sich die kleinen, einzeln kämpfenden, Haufen der Griechen gegen die Angriffe der weit größeren türkischen Heere, dann schritten sie vor, befreiten den eigentlichen Boden des alten Griechenlands, den Peloponnes und einen Theil des mittleren Griechenlands, von den Türken, und bewährten vor Allem zur See den alten Ruhm der Kühnheit und Geschicklichkeit, so daß, wo sie mit ihren Brandern erschienen, ein panischer Schrecken die Feinde ergriff. Im Jahr 1823 thaten sie den entscheidenden Schritt, sich für einen selbstständigen Bundesstaat zu erklären und sich eine Verfassung zu geben, welche Einheit in das zerstückelte Ganze bringen sollte.

Es zeigte sich jedoch bald auf eine niederschlagende Weise, daß in dem

durch fast vierhundertjährige Unterdrückung entwürdigten Volke der Geist der Tugend, der Einigkeit und der Selbstentsagung, welcher einzig der Freiheit würdig machen kann, nicht sobald einkehren werde. Innere Parteikämpfe zerrissen das halb befreite Volk, sobald die Gefahr von Außen nur um ein weniges nachließ. Und als nun im Februar 1825 ein ägyptisches Heer unter Ibrahim Pascha, dem Sohne des Vicekönigs, bei Modon auf Morea landete, Navarino belagerte und einnahm, in den Peloponnes vorrückte und immer mehr Land gewann; als er, in Vereinigung mit Reschid Pascha, die tapfer vertheidigte Festung Missolunghi eroberte und alsbald nachher auch Athen verloren ging; als die Hülfe, welche die christlichen Völker den Griechen an Geld und freiwilligen Kämpfern schickten, doch nicht hinzureichen schien, das unglückliche Volk vom Untergange zu retten; — da sank fast alle Hoffnung für dasselbe zu Boden.

In dieser Noth verbanden sich die drei großen Mächte, Rußland, England und Frankreich, durch den Londoner Traktat vom 6. Juli 1827, zur Beendigung des blutigen Streites im Orient, und verlangten vom Sultan die Anerkennung Griechenlands als eines selbstständigen Staates, der nur ein bestimmtes Schutzgeld zu zahlen habe. Zunächst forderten sie die Einstellung des Blutvergießens. Aber die stolzen Türken verweigerten jedes Nachgeben. Ibrahim Pascha fuhr fort in der Verheerung des Peloponneses, trotz eines Waffenstillstandes, den er mit den Admiralen der drei verbündeten Flotten geschlossen hatte. Da glaubten diese, ihn mit Gewalt an seinem Vernichtungsplane hindern zu müssen. Am 20. Oktober 1827 segelten sie mit der gesammten Kriegsflotte in den Hafen von Navarino (dem alten Pylos, bekannt aus dem peloponnesischen Kriege,) ein; es waren 26 Kriegsschiffe mit 1324 Kanonen, unter dem Befehle des englischen Admirals Codrington, des französischen de Rigny, und des russischen, Grafen Heyden. Im Hafen lag die große türkisch-ägyptische Flotte von 22 großen und 57 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen 2240 Kanonen führten, ungerechnet die Kanonen der Landbatterien von Navarino und der Insel Sphakteria. Die Türken, in ihrem Grimme gegen die ganze christliche Welt, schossen zuerst, ungeachtet der englische Admiral einen Parlementair zum Unterhandeln zu ihrem Admiralschiffe schickte, und tödtete mehrere Menschen auf der verbündeten Flotte. Da gab Codrington das Signal zur allgemeinen Schlacht, und trotz der Ueberlegenheit der Feinde an Geschütz und Mannschaft war nach wenigen Stunden die ganze türkische Flotte bis auf 20 Corvetten und Briggs in den Grund gebohrt, verbrannt, in die Luft gesprengt, oder ganz zertrümmert.

Es war ein allgemeiner Jubel in Europa, daß endlich die Barbaren die strafende Hand der Gerechtigkeit für so viel verübte Greuel erfahren hatten. Man verglich diese denkwürdige Schlacht mit der großen Seeschlacht von Lepanto im Jahr 1571 unter Juan d'Austria, wo der türkische Uebermuth ebenfalls für viele Frevel gestraft worden war. Am 26. April 1828 erklärte der Kaiser Nikolaus förmlich den Krieg gegen die Türkei, drang in die Moldau und Wallachei ein, eroberte die Festungen Braila, Isaktscha und mehrere andere, zog gegen das Balkan-Gebirge und die starke Festung Schumla, und es schien, als wenn sein Heer diese Grenzscheide gegen die Hauptprovinzen des türkischen Reiches, die noch kein russisches Heer überschritten hatte, rasch überwinden und gegen die Hauptstadt Konstantinopel vordringen werde. Diese Erwartung war jedoch zu voreilig gewesen; die Türken setzten den

Russen einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegen, die Natur war mit ihnen verbündet, und Mangel, Entkräftung und Krankheiten rafften Tausende von Menschen und Thieren im russischen Heere hin. Mit der höchsten Anstrengung konnte es nur die Eroberung der Festung Varna am schwarzen Meere erzwingen und mußte von Schumla und Silistria zurückweichen. Sehr erwünscht war es für die Russen, daß der Winter die Waffenruhe auch für die Türken nöthig machte, damit sie aus ihrem unermeßlichen Reiche neue Heere heranziehen konnten.

Unterdeß war in diesem Jahre 1828 eine zweite glückliche Veränderung in Griechenland eingetreten. Das Land hatte durch die Wahl des russischen Staatsraths Grafen Capo d'Istrias zum Präsidenten des neuen Bundesstaates einen Vorsteher gewonnen, der die innern Zwistigkeiten zu besiegen und zu beherrschen verstand, unterstützt von den verbündeten Mächten Ordnung und Ruhe herstellte und den Grund zu einer kräftigen Gesetzgebung für den jungen Freistaat legte. Und, was die Hauptsache war, der menschenfreundliche König Karl X. von Frankreich schickte ein Landheer unter dem Befehle des Generals Maison nach Morea ab, um diesen Mittelpunkt des griechischen Staates endlich von seinem Bedränger Ibrahim ganz zu befreien. Einem solchen Heere zu widerstehen wagte der starrköpfige Mann doch nicht und nahm lieber den Vertrag an, den ihm die Engländer anboten, nämlich ihn mit seinem ganzen Heere zu Schiffe wieder nach Aegypten zu bringen. So wurde das Land von ihm befreit und auch die wenigen noch von den Türken besetzten Festungen Morea's bald übergeben.

Der russisch-türkische Krieg nahm in dem Jahre 1829 ebenfalls eine außerordentliche glückliche Wendung für die Russen. Der General Diebitsch drang, nach dem er den Großvezier bei Schumla geschlagen hatte und nachdem die wichtige Festung Silistria gefallen war, kühn über den Kamtschick und den Balkan, den noch kein russisches Heer betreten hatte, vor. Er stand nun in den fruchtbaren, offenen Ebenen Rumeliens und die zweite Hauptstadt des Reiches, Adrianopel, öffnete ihm am 20. August ohne Schwertstreich ihre Thore. In Asien aber hatte schon der zweite ausgezeichnete Feldherr, Graf Paskewitsch, mit nicht gar großer Macht Alles, was ihm entgegenstand, niedergeworfen und die wichtigste türkische Stadt in Asien, Erzerum, mit mehr als 100,000 Einwohnern, am 9. Juli eingenommen. Jetzt lag das Schicksal des türkischen Reiches in der Hand des Kaisers Nikolaus, und ganz Europa blickte mit gespannter Erwartung, halb hoffend, halb zitternd, auf seinen Entschluß hin. Denn wenn es auch an sich für die Fortschritte der europäischen Menschheit ein Gewinn schien, wenn der klassische Boden, der einst zum großen Theile der Sitz der höchsten Bildung des Alterthums gewesen war, von den Fesseln einer rohen Herrschaft ganz befreit würde, so war doch auf der andern Seite vorauszusehen, daß eine große Verwirrung und ein schwerer Kampf der Hauptmächte Europa's daraus hervorgehen würde. Die übrigen Mächte konnten eine so außerordentliche Vermehrung der russischen Macht, welche dieses Reich zur Herrschaft des Mittelmeers führen mußte, nicht gleichgültig ansehen.

Der Kaiser Nikolaus jedoch bewährte den Geist der Mäßigung und Friedensliebe, welchen er bei dem Beginnen des Kampfes ausgesprochen hatte; er schloß den 14. September 1829 zu Adrianopel einen wahrhaft großmüthigen Frieden, nach welchem die Türken sich zur Erfüllung früherer Verträge wegen der Moldau und Wallachei verpflichteten, die Kriegskosten er-

statten, einige Grenzfestungen in Asien abtreten, und was das Wichtigste war, die Schifffahrt durch die Dardanellen frei geben mußten.

Aber das alternde türkische Reich, so eben aus dieser Gefahr errettet und von seinem alten Erbfeinde verschont, sollte sehr bald durch neue Gefahren in seinem eigenen Innern zerrüttet werden. Gefährliche Aufstände brachen in mehreren Provinzen aus, und kaum waren diese mit äußerster Anstrengung gedämpft, als der mächtigste seiner Vasallen, der Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten, 1832 seinen Sohn Ibrahim mit dem im griechischen Kriege wohlgeübten Heere zur Eroberung Syriens ausschickte. Ibrahim eroberte nach hartnäckigem Widerstande die Grenzfestung Acre, an welcher Buonaparte gescheitert war, schlug die türkischen Heere, drang bis in Kleinasien vor, und nahm zuletzt bei Konieh (dem alten Iconium), den gegen ihn gesandten Großvezier selbst gefangen. Die Hauptstadt Konstantinopel zitterte. Da traten wiederum die christlichen Mächte, besonders Rußland und Frankreich, vermittelnd dazwischen und verhinderten zum zweitenmale den Untergang der Pforte, die einmal ein unentbehrliches Glied in der europäischen Staatenkette geworden zu sein schien. Der Friede mit Mehemed kam, freilich nicht ohne Opfer von Seiten der Pforte, zu Stande, indem Syrien im Besitze Mehemeds blieb. Seine tyrannische Regierungsweise in diesem Lande und die stete Besorgniß der Pforte vor seinem Weitergreifen brachten endlich den Beschluß der großen Mächte zum Schutze der Pforte im Jahre 1840 zu Stande, nach welchem Mehemed Ali auf Aegypten beschränkt werden sollte. Nur Frankreich nahm sich des Vicekönigs an und der Minister Thiers drohte mit einem europäischen Kriege. Allein England in seiner kräftigen Weise sandte eine starke Flotte ins Mittelmeer, eine östreichische Flotille schloß sich an, und beide in Vereinigung unterstützten das türkische Heer so wirksam, das die Aegypter einen Platz nach dem andern in Syrien verloren. Am 3. Novbr. wurde das für unüberwindlich gehaltene St. Jean d'Acre, schon aus der Zeit der Kreuzzüge und durch Napoleon's vergeblichen Angriff berühmt, von den vereinigten Flotten in den Grund geschossen. Mehemed Ali mußte sich dem Sultan unterwerfen, behielt aber die Herrschaft Aegyptens erblich.

Das Schicksal Griechenlands schwankte nach der Trennung vom türkischen Reiche noch einige Jahre in Ungewißheit. Die eifrigen Bemühungen des Präsidenten Capo d'Istrias, Ruhe im Innern, Gesetzlichkeit aller Verhältnisse und Richtung auf die Künste des Friedens hervorzubringen, wurden von den unruhigen Parteihäuptern, die in der Unordnung ihren Vortheil sahen, verkannt. Dazu wies der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg die ihm dargebotene und schon angenommene Krone Griechenlands wieder von sich. Endlich, nach dreijähriger vergeblicher Anstrengung, wurde Capo d'Istrias am 9. October 1831, als er eben zur Morgenandacht in die Kirche treten wollte, von zwei Meuchelmördern aus angesehenen Geschlechtern niedergemacht. Unordnung und Verwilderung nahmen wieder überhand, bis die verbündeten Mächte den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige des zerrütteten, aber mit so herrlichen Keimen neuer Blüthe ausgestatteten, Landes ausersahen und die Einwilligung des Vaters erhielten. Der junge 16jährige König, umgeben von einem Regentschaftsrathe erfahrner Männer, gestützt auf ein baiersches Truppencorps, begleitet von den Segenswünschen der Eltern, seines Geburtslandes und aller Freunde des griechischen Volkes, segelte zu den Küsten der neuen Heimath hinüber, und hielt am

6. Februar 1833 seinen Einzug in der vorläufig zur Residenz gewählten Stadt Nauplia, welche er später mit Athen vertauscht hat. Im J. 1836 trat er nach erlangter Volljährigkeit, die Regierung seines Landes selbst an. Seine Aufgabe ist groß und herrlich: ein seit Jahrhunderten entwürdigtes Volk, welches einst den hellsten Tag menschlicher Entwickelung gesehen hat, aber dann in eine lange Nacht verhüllt gewesen ist, wieder empor zu richten.

Bis jetzt hat der mild und edel gesinnte König mit seiner deutschen Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Oldenburg, noch nicht viel Freude an seinem Volke haben können, welchem er doch seine ganze Liebe zugewendet hat. Die Eigensucht der Parteihäupter, an die alte Gesetzlosigkeit gewöhnt, hat sich vielfach seinen guten Absichten entgegengesetzt; das Volk, roh und eigensüchtig, wie seine Führer, hat mit blindem Hasse alle Fremden betrachtet; dazu sind auch von den Fremden, aus Unkunde, manche Fehler in der Verwaltung des Staates gemacht und der Haushalt desselben ist nicht aus der Unordnung herausgekommen, so daß die Schutzmächte, welche denselben durch Anleihen unterstützt haben, zuletzt mit ernster Mahnung Sparsamkeit und Ordnung in den Finanzen forderten. In dieser Bedrängniß hat am 15. Septbr. 1843 ein Militairaufstand in Athen dem Könige das Versprechen einer Constitution Griechenlands abgenöthigt, welches der König, seinem Worte getreu, mit allem Ernste gelöst hat. Noch sind die Früchte der freien Verfassung nicht bedeutend gewesen; die Eigensucht der Parteien hat noch vielfache Störung hervorgebracht, obgleich sich der Wohlstand des in sich reichen und für Handel und Schifffahrt so schön gelegenen Landes merklich gehoben hat. Die Zukunft muß zeigen, ob Griechenland reif wird, ein constitutionelles Königthum zu sein und sich der Herrschaft der Gesetze mit voller Hingebung zu unterwerfen. — Nicht rühmlich ist der Undank, mit welchem alle Fremden ohne Unterschied, auch die welche Blut und Leben für Griechenlands Befreiung gewagt haben, mit Haß und Hohn aus dem Lande vertrieben sind.

185. Die Juli-Revolution in Frankreich im J. 1830 und ihre Folgen.

1. Die Familie der Bourbons hatte es nicht verstanden, ungeachtet vieler ehrenwerther Züge in ihrem Charakter, die allgemeine Achtung des französischen Volkes zu gewinnen und den noch immer fortdauernden Kampf der Leidenschaften zu beschwichtigen. Welche außerordentliche Kraft hätte dazu gehört, nach einer vierzigjährigen fast unaufhörlichen Aufregung, zuerst durch die Wechsel der Revolution, dann durch die unerhörten Unternehmungen eines gewaltigen Geistes, das reizbarste Volk Europa's zur ruhigen Verfolgung friedlicher Bestrebungen, zur Mäßigung, Selbstentsagung und religiösen Beruhigung zurückzuführen! Diese Kraft war in dem alternden Herrscher-Geschlechte nicht mehr; es unternahm, wenn auch in guter Absicht, den immer vergeblichen Kampf für ein abgestorbenes Altes, gegen eine neue Welt von Ideen und gegen heftige Begehrungen, welche, jedem offnen Widerstande unbezwinglich, nur durch eine sehr überlegene geistige Kraft zum Guten geleitet werden konnten.

Die Minister Karls X., des Nachfolgers des im J. 1824 gestorbenen Ludwigs XVIII., veranlaßten im Juli 1830, um ihren Willen gegen den der Kammern durchzusetzen, mehrere Ordonanzen des Königs, wodurch Artikel der Charte verletzt wurden. Dies gab das Signal zum offnen

Widerstande; das Volk der Hauptstadt, welches immer für ganz Frankreich die Stimme zu geben gewohnt war, erhob sich zum Aufstande in den Tagen des 26. bis 29. Juli, bekämpfte die nicht zahlreichen Truppen und zwang sie zur Räumung der Stadt. Und als nun von allen Seiten der Zuruf des Beifalls aus dem übrigen Frankreich erscholl und die geringe Zahl der Anhänger des herrschenden Hauses verzagte, da mußte der König mit seinem ganzen Hause Frankreich verlassen und zunächst in England, später in Oestreich, eine Zuflucht suchen; das französische Volk aber setzte einen andern Zweig des königlichen Geschlechtes, das Haus Orleans, in der Person des Königs Ludwig Philipp, auf den Thron. Die Einstimmigkeit, womit dies geschah, und das verständige Benehmen des neuen Königs bewog die übrigen Mächte Europa's, ihn anzuerkennen.

Seine Herrschaft hat 18 Jahre gedauert; aber von Anfang an hat sie schwere Kämpfe mit dem neuaufgeregten Parteigeiste dieses leidenschaflichen Volkes zu bestehen gehabt; angefeindet auf der einen Seite von den Anhängern der alten Regierung, die nach der ersten Bestürzung ihr Haupt erhoben, und auf der andern, fast noch heftiger, durch die Republikaner, deren Partei sich immer mehr verstärkte, geheime Verbindungen stiftete und mit eiserner Consequenz den alten Traum einer eigentlichen Republik verfolgte. Der Glaube an die durch ihr Alterthum geweihte Monarchie war durch die erste Revolution vernichtet, das Kaiserthum des Schwertes war durch seinen eignen Uebermuth zu Grunde gegangen; das neue Bürgerkönigthum stützte sich auf den Volkswillen, die Volkssouveränetät; wenn diese einmal die Quelle der höchsten Gewalt war, warum sollte sie sich nicht unmittelbarer in der Gestalt der Republik darstellen, warum bedurfte es eines Königs mit kostbarer Hofhaltung, einer vom Lande zu erhaltendd Königsfamilie, einer Umgebung, die bald wieder in die alte Aristocratie umschlagen und die Gleichheit aller Bürger zerstören würde? Die ersten Aufstandsversuche zu Paris, Lyon und an andern Orten wurden unterdrückt, denn der besitzende Bürgerstand wollte keine neue Umwälzung; er wollte Ruhe, um erwerben und genießen zu können. Auch die Mordversuche, deren im Laufe der Jahre 8 gegen den König gemacht wurden, schlugen fehl; das Leben desselben wurde durch eine höhere Hand geschützt. Auch wußte Ludwig Philipp, durch sein wechselvolles und vielgeprüftes Leben belehrt, mit großer Klugheit seine Diener zu wählen, die Gelegenheiten zu benutzen, den Mittelstand zu begünstigen, und den der Entwickelung der Nationalwohlfahrt so nothwendigen Frieden Europa's zu erhalten, ohne dem Auslande gegenüber das Ansehen Frankreich's preiszugeben. Man betrachtete ihn lange Zeit als die Stütze des europäischen Friedens und bewunderte seine Klugheit. Auch hatte sich der demnächstige Nachfolger des bejahrten Königs, der Herzog von Orleans, mit seiner deutschen Gemahlin, der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, die Neigung der Nation zu erwerben gewußt und man gewöhnte sich daran, das Haus Orleans als eine Bürgschaft für die Ruhe Frankreich's und Europa's zu betrachten. Eine allgemeine Bestürzung erregte es daher, als der Herzog am 13. Juli 1842 durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen, vor welchen die Pferde flüchtig geworden waren, das Leben verlor. Es erschien als ein böses Omen für die Orleans'sche Herrschaft. Er hinterließ 2 Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche von der Wittwe mit der Sorgfalt einer deutschen Mutter erzogen wurden.

Aber auch außerdem betrübten sich die Zustände Frankreichs, und man

kann keine Partei davon freisprechen, dazu mitgewirkt zu haben. Der König zeigte sich zu eigensüchtig für sich und seine Familie, ließ sich eine sehr hohe Civilliste und hohe Jahrgelder für seine zahlreiche Familie aussetzen, und der Eigennutz beherrschte auch viele der ersten Staatsdiener, von denen sich sogar mehrere zu Verbrechen hinreißen ließen. Aemterhandel, Bestechungen, Unterschleife, verkaufte Concessionen und sonstige Mittel verwerflicher Gewinnsucht wurden immer häufiger. Die Achtung vor den Hochgestellten verschwand immer mehr im Volke. Ludwig Philipp konnte selbstständige Charaktere nicht wohl um sich dulden, und wie er die meisten an Klugheit übersah, so wurde er auch immer eigenwilliger. Die Deputirtenkammer war stets willfährig, weil ein großer Theil ihrer Mitglieder durch ihren eignen Vortheil an die Regierung geknüpft war, und eine Erweiterung des Wahlrechtes, um mehr Elemente des Mittelstandes in die Kammer zu bringen, gab der König nur in sehr beschränkter Weise zu. Der dritte Stand, die kleineren Bürger, wandten sich dem vierten, der die Arbeiter und Tagelöhner umfaßte, mehr zu und die Republikaner, so wie die Feinde aller festen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, sahen diese Wendung der Dinge mit innerer Freude. Ihre Schmähschriften vermehrten sich; Schilderungen der Noth der unteren Stände, dem Ueberfluß und der Entsittlichung der höheren gegenüber; die Lehren des Socialismus und Communismus, wie man sie nennt, daß das Recht auf Besitz für alle Menschen gleich sei und das Volk, wenn es nur seine Kräfte gebrauchen wolle, bald der unnatürlichen Ungleichheit der Güter ein Ende machen könne, — wurden überall verbreitet. Und nimmt man dazu, wie außerdem durch die schlüpfrige und sittenlose Romanen=Literatur die Gemüther vergiftet, erschlafft, von dem Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung abgezogen wurden, so ist es begreiflich, wie das Gefühl sich immer weiter verbreitete, Frankreich stehe auf einem Vulcan und der Ausbruch könne jeden Tag erfolgen. — Ehe wir ihn beschreiben, müssen noch die Folgen der Julirevolution in einigen andern europäischen Ländern nachgeholt werden.

2. Zuerst erhob sich schon im Sept. desselben Jahres 1830 ein Aufruhr in Brüssel, und nach und nach im ganzen belgischen Volke, gegen die Herrschaft des Oranischen Hauses und die Verbindung mit Holland. Nach blutigen Gefechten mußten die holländischen Truppen zuerst Brüssel, dann das übrige Land, bis auf wenige Plätze, räumen. Der schroffe Gegensatz zwischen den beiden, erst durch den Wiener Congreß vereinigten, Theilen des Königreichs der Niederlande zeigte sich so stark, daß selbst der König Wilhelm und die altholländischen Provinzen eine so widerwärtige Vereinigung nicht ferner wünschen konnten, und daß auch die übrigen Mächte ihre Zustimmung zu der Bildung eines eigenen Königreichs Belgien gaben.

Aber damit war diese schwierige Frage noch nicht gelöst. Der neue Staat, aus reichen und kraftvollen Provinzen bestehend, konnte seine Kräfte nicht entwickeln, wenn er nicht ungehinderte Verbindung mit dem Meere durch die Schelde hatte, deren Mündungen von Holland beherrscht wurden. Holland aber wollte den Vortheil dieser Stellung nicht aus den Händen geben, damit nicht Antwerpen, wie es schon früher gethan, den großen Handelsplätzen Hollands zu sehr Abbruch thäte. Auch wegen des Besitzes von Luxemburg und einiger anderer Landstriche erhob sich Streit, so wie wegen Theilung der Nationalschuld. Die fünf großen Mächte Europa's setzten eine

Conferenz in London nieder, um diese Streitfragen zu entscheiden; und um sogleich dem belgischen Staate ein Oberhaupt zu geben, leiteten sie es so ein, daß die belgischen Reichsstände den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Könige wählten. Er, der die Krone Griechenlands ausgeschlagen hatte, nahm die belgische im Juli 1831 an und vermählte sich später mit einer Tochter Ludwig Philipps, wodurch das Geschick seines Thrones noch enger an Frankreich's Beistand geknüft wurde. Dieser hatte sich schon gleich nach seiner Thronbesteigung thätig gezeigt, als der König Wilhelm von Holland den noch dauernden Zwistigkeiten durch die Gewalt der Waffen ein Ende machen wollte und siegreich in Belgien einfiel. Rasch ging ein französisches Heer zum Schutze Belgiens über die Grenze, vor dessen Uebermacht die Holländer zurückwichen.

Eine zweite thätige Hülfe erfuhr Belgien gegen das Ende des Jahres 1832 durch Frankreich, indem ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard die Citadelle von Antwerpen, welche eine holländische Besatzung unter dem General Chassée noch immer besetzt hielt, nach sehr tapferem Widerstande des letzteren und schwieriger Belagerung einnahm und der belgischen Regierung übergab. Zugleich hielt eine englisch-französische Flotte die Küsten Hollands bloquirt und führte die holländischen Kauffahrtei-Schiffe, die auf dem Meere gefunden wurden, nach englischen und französischen Häfen. Oestreich, Preußen und Rußland billigten zwar diese Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht und wollten selbst nicht Theil daran nehmen; allein die Sorge vieler, daß aus dieser Meinungsverschiedenheit der großen Mächte ein europäischer Krieg entstehen könne, wurde durch die Mäßigung der Herrscher gehoben. Als das französische Heer, der Zusage des Königs gemäß, gleich nach der Eroberung der Antwerpener Citadelle nach Frankreich zurückzog, löste auch der König von Preußen das Beobachtungsheer, welches er an der Maaß zusammengezogen hatte, auf.

Nach und nach ist darauf die Einsicht, daß das Geschehene nicht wieder rückgängig zu machen sei, stark genug geworden, um die noch unausgeglichenen Punkte zwischen Holland und Belgien zur Vergleichung zu bringen. Eine ruhigere und friedlichere Stimmung hat Platz genommen, beide Länder haben ihre Heere vermindert, welche zuletzt unerschwingliche Kosten verursachten, und Holland ist mit der Verbesserung seines sehr verschuldeten Haushalts, Belgien mit der Ausdehnung seiner Fabriken und seines Handels lebhaft beschäftigt. In keinem Staate des Festlandes ist so viel für Anlegung von Eisenbahnen geschehen, als in Belgien; sie ziehen sich jetzt wie ein Netz über das ganze Land und haben im J. 1843 auch ihre Verbindung über Aachen nach Köln mit dem Rheine errungen, so daß nunmehr durch den Hafen von Antwerpen die Verbindung des Rheines mit der Nordsee hergestellt ist und die Fesseln, die Holland noch immer dem Handel auf dem Rheine bis an's Meer aufgelegt hatte, gebrochen sind.

Die Verbindung Belgiens mit Deutschland hat für beide Länder eine sehr wichtige Bedeutung. Belgien ist Deutschlands kriegerische Schutzwehr gegen Frankreich im Nordwesten. Wenn Frankreich diesen Punkt beherrscht, so sind der Niederrhein, Westphalen, ja Weser und Elbe bald bedroht. Ist er in deutschen Händen, so steht der kürzeste Weg nach Paris offen. Ebenso hätte der deutsche Handel durch Belgien den freien Weg in's Meer, wenn beide Länder durch einen Zollverein verbunden wären. Auch Belgien, in welchem das germanische Element noch immer das überwiegende an Zahl ist,

würde bei einer Verbindung mit Deutschland nur gewinnen können; denn während Frankreich stets die Hand nach seinem Besitze ausstreckt und Holland seinen Handel zu lähmen sucht, kann Deutschland nur das Bestreben haben, die politische Selbstständigkeit Belgiens aufrecht zu halten und dessen Handel, der den deutschen Producten das Weltmeer öffnet, zu befördern. Und wenn die natürliche Stellung der Dinge einen Weg so klar vorzeichnet, als dieser, so ist die Hoffnung wohl begründet, daß derselbe auch wirklich über kurz oder lang werde betreten werden.

3. Einen andern Brand, der als Folge der Juli-Revolution sich entzündete und mit großer Heftigkeit eine Zeitlang fortdauerte, hat die Vorsehung ebenfalls ohne einen allgemeinen Krieg, für Europa vorüberziehen lassen, nämlich die Revolution in Polen gegen die russische Herrschaft, welche im November 1830 in Warschau ausbrach, schnell um sich griff und an einem kriegserfahrenen Heere eine kräftige Stütze fand. Der Adel des Landes, die Städte, die Landleute, Alles vereinigte sich, um eine Nationalunabhängigkeit wieder zu erringen, welche ihnen durch die Theilungen Polens im 18. Jahrhundert genommen, durch Napoleon als Aufregungsmittel gegen Rußland wieder vorgehalten aber nicht gewährt war, und jetzt noch einmal das ganze Volk zu einem Kampfe auf Leben und Tod anfeuerte. Dieser Kampf war sehr heftig und dauernd. Der Kern der russischen Macht mußte nach und nach herbeigezogen und die besten Anführer mußten an seine Spitze gestellt werden. Der eine derselben, der Besieger der Türken, Graf Diebitsch, erlag den Beschwerden und den Gemüthsanstrengungen dieses Kampfes nach mehreren sehr blutigen und zweifelhaften Schlachten; erst sein Nachfolger Graf Paskewitsch, unterwarf das Land durch Umgehung und Trennung der Heere und blutigen Sturm auf die Hauptstadt, am 8. September 1831. Theile des polnischen Heeres waren über die östreichische und preußische Grenze gegangen und wurden entwaffnet; ihre Offiziere wanderten zum großen Theile durch Deutschland nach Frankreich. Im Februar 1832 wurde Polen als integrirender Theil mit dem russischen Reiche vereinigt. Durch die gänzliche Auflösung des alten polnischen Reiches ist eine wichtige Grenzwehr Deutschlands nach Osten zu gefallen und Rußland hat einen gefährlichen Keil zwischen Oestreich und Preußen eingetrieben, von welchem aus es beiden in die Seite fallen kann. Eine neue Aufforderung für beide, in inniger Freundschaft zusammen zu halten.

4. Einen leichtern und schnelleren Ausgang nahm der Aufstand der päpstlichen Legationen und einiger benachbarten kleineren Fürstenthümer Italiens. Durch das Einrücken östreichischer Truppen wurde schnell die Ruhe hergestellt. Als aber, nach deren baldigen Entfernung, neue Gährung entstand, rückten die Oestreicher neuerdings ein und besetzten Bologna, wodurch Frankreich bewogen wurde, um auch seinen Einfluß in Italien geltend zu machen, eine Flotte nach Ancona zu senden und diese Stadt zu besetzen. Nach hergestellter Ruhe haben jedoch beide Reiche ihre Besatzungen wieder zurückgezogen.

Die Stimmung der Römer und das Verlangen nach einer neuen Erhebung Roms, wie ganz Italiens, zu würdigern Zuständen erhielt einen freudigen Aufschwung durch den Kardinal Mostai Ferretti, der 1846, nach Gregors XIV. Tode, im kräftigsten Lebensalter und mit warmen Eifer für wohlthätige Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er begann mit Entschlossenheit veraltete Miß-

bräuche abzuschaffen, umgab sich mit aufgeklärten und wohlgesinnten Männern, ernannte weltliche Minister, was bis dahin im Kirchenstaate unerhört gewesen war, berief Abgeordnete aller Provinzen nach Rom, um die Bedürfnisse derselben kennen zu lernen, gab der Stadt Rom eine freiere städtische Verfassung, setzte die Jesuiten und zu schroff an den alten Vorurtheilen hängende Kardinäle zurück, und wurde für das Alles vom römischen Volke bis zu den Sternen erhoben. Und nicht nur das römische Volk, sondern ganz Italien begrüßte diese Vorboten einer bessern Zeit mit unermeßlichem Jubel. **Pio nono**! wurde der Ruf aller Fortschrittsfreunde von Neapel bis nach Turin und Mailand. Rom schien wieder das Haupt von ganz Italien werden zu sollen, von Pius **IX.** erwartete man ein neues Zeitalter für ganz Italien beginnen zu sehen. Aber schon im J. 1847 zeigten sich bedenkliche Ausbrüche der Leidenschaften in den heißblütigen Völkern dieses Landes, die in der Jahrhunderte langen Verwirrung ihrer Verhältnisse Maaß und Besonnenheit verloren hatten. Papst Pius sah sich zu Ueberstürzungen hingedrängt, vor denen er zurücktrat; Sicilien riß sich von der Krone Neapel los; in der Lombardei offenbarte sich ein so lauter Haß gegen die östreichische Herrschaft, daß die Regierung im Febr. 1848 den Kriegsstand zu erklären für nöthig fand. Und nun trat die neue Revolution in Frankreich ein, die bald ganz Italien in Flammen setzte.

5. Damit fast kein Land in Europa von Erschütterungen frei bliebe, spalteten sich auch, in Folge der französischen Julirevolution in der Schweiz die Parteien für das Alte und Neue, riß sich ein Theil des Cantons Basel als Basel-Landschaft von der Stadt los, mußte Neufchatel erst durch Waffengewalt wieder zur Ruhe gebracht werden, und trat die Schweiz längere Zeit hindurch mit dem übrigen Europa in ein gespanntes Verhältniß, dadurch daß sie den politischen Flüchtlingen aus allen Ländern nicht nur eine Freistatt darbot, sondern auch gestattete, das dieselben feindliche Anschläge gegen die Ruhe der benachbarten Staaten schmiedeten, die sogar zu einem, freilich mißlungenen, Einbruche in Savoyen führten.

Die politische Spannung ward noch durch religiösen Zwiespalt vermehrt. Die liberale Partei im Canton Aargau brachte es dahin, daß die acht Klöster des Landes unter ihnen das vom Hause Habsburg gestiftete reiche Muri, im J. 1841, für allgemeine Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit eingezogen wurden; der Widerspruch der Katholiken, wie der östreichischen Regierung, wurden nicht beachtet. Die Tagsatzung bestätigte das Verfahren des Cantons unter der Bedingung, daß derselbe 3 Frauenklöster herstellen solle. — Einen neuen Gegenstand des Streites bildeten die Jesuiten, die sich bereits seit längerer Zeit in Freiburg und Wallis festgesetzt hatten und nun auch nach Luzern, einen der drei Schweizer Vororte, berufen wurden, um die Kirchen und Schulen des Cantons unter ihre Leitung zu nehmen. Der Haß gegen diesen Orden war so groß, daß im J. 1845 sich ein großer Freischaarenzug in den protestantischen Cantonen bildete und einen Angriff auf Luzern machte, um die Jesuiten zu vertreiben. Er mißlang, indem die katholischen Urcantone raschen Beistand leisteten. Gegen ähnliche Angriffe schlossen nun die Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden mit Luzern, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund zu gemeinsamer Vertheidigung. Diesen Bund sahen die übrigen Cantone als eine Verletzung der Verfassung an und verlangten seine Auflösung. Die sieben verweigerten sie und rüsteten sich. Da beschloß die Tagsatzung ihren Be-

fehl durch Waffengewalt durchzuführen, sammelte ein willig zusammentretendes überlegenes Heer unter dem General Dufour und zwang im Novbr. 1847 nach kurzem Widerstande erst Freiburg, dann Luzern und bald auch die übrigen Cantone zur Unterwerfung. Die Regierungen wurden abgesetzt, neue, liberale an ihre Stelle gebracht und die Jesuiten überall aus der Schweiz ausgetrieben. Die benachbarten Mächte mißbilligten zwar den Bürgerkrieg in der Schweiz, scheuten sich doch aber in die innern Angelegenheiten des Bundes einzugreifen und hatten auch bald genug in ihren eigenen Ländern zu thun. Die Schweiz veränderte im nächsten Jahre ihre Verfassung in der Weise, daß die obere Bundesbehörde größere Macht über die einzelnen Cantone erhielt.

6. In England endlich hatte sich der Gährungsstoff, der vorzüglich aus dem Uebermaße von Armuth und Reichthum seine Nahrung erhält, allmählig zu einer Höhe gesteigert, welche die Zukunft dieses Reiches sehr trübe zu machen drohete; und in einem großen Theile von Irland, diesem von Armuth und Noth schwer gedrückten Lande, war die Herrschaft der Gesetze so sehr gesunken, das Leben und Eigenthum der friedlichen Einwohner in steter Gefahr schwebten und nur ein kräftiges Einschreiten der Gewalt von einer, und Verbesserung der bürgerlichen Einrichtungen von der andern Seite, die gänzliche Auflösung aller Ordnung abzuwenden im Stande war. Man ist auf dem Wege der innern Verbesserung der schwächsten Theile der Verfassung standhaft fortgeschritten; aber das Werk ist in dem übervölkerten Lande, wo jede Mißernte und jede Stockung in der Fabrication und im Handel sogleich Hunderttausende außer Brod setzt, außerordentlich schwer. Doch ist durch die Milderung der strengen Korngesetze, welche die Einfuhr des fremden Getraides sehr schwer machten, und durch immer größere Annäherung an das Freihandelssystem schon recht viel für die arbeitende Klasse gethan. — Der wohlwollende hochgeachtete König Wilhelm IV. schied am 20. Juni 1837 aus dem Leben und hinterließ sein großes Reich, mit Ausnahme des Königsreichs Hannover, seiner Nichte, der jetzigen Königin Victoria. Sie hat sich im J. 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen Koburg-Gotha vermählt und nun schon 14 Jahre lang mit Hülfe treuer und einsichtsvoller Rathgeber ein neues Beispiel aufgestellt, daß England auch unter dem Scepter einer Frau auf seiner großartigen Bahn fortschreiten könne. Der Lebenstrieb in diesem Staate, welcher die Kraft Roms und Karthago's in sich vereinigt, und in dessen Umfange in noch weiterem Sinne, als in dem Reiche Karls V., die Sonne nicht untergeht, ist erstaunenswürdig. Noch immer dehnt es seine Macht in allen Welttheilen aus. In Australien entstehen neue Colonieen, die bald diesen fünften Welttheil zum großen Theile in die Hände Englands bringen werden. In Ostindien wird ein Landstrich nach dem andern seinen schon unermeßlichen Besitzungen hinzugefügt, und im J. 1843 hat ein wegen des Opiumhandels mit China entstandener Streit Veranlassung gegeben, daß sich die englischen Waffen auch im äußersten Osten Asiens, einige tausend Meilen von der Heimathinsel, gegen ein Reich von 100 Millionen Menschen, mit Ruhm bedeckt haben. Mit welcher niederschmetternden Kraft haben sie die Heere und Festungen der Chinesen, mit verhältnißmäßig sehr geringen Streitkräften, in Kurzem überwunden und das himmlische Reich, wie es sich nennt, zum Frieden und zum Oeffnen seiner Häfen für fremden Handel gezwungen, so daß die Scheidewand, mit welcher sich dieses räthelhafte Reich seit Jahrtausenden umgeben hat, immer

mehr sinken und europäische Cultur, gewiß auch dereinst mit dem Christenthum, dort ihren Einfluß üben wird.

In Africa ist die Südspitze, das Kapland, von Holland an England übergegangen, und dieses versäumt nie, von einem solchen Punkte aus weiter in das Innere vorzudringen.

Aber in diesem Welttheile ist der europäische Einfluß auch noch von einer andern Seite mächtig geworden. An der Nordküste hat sich Frankreich seit 14 Jahren einen Besitz an Algier erworben, der zwar sehr viel Kämpfe, sehr viel Menschenleben und viel Geld gekostet, aber sich doch immer weiter ausgebreitet und fester gegründet hat. Mit ausdauerndem Willen durchgeführt werden europäische Cultur und Christenthum dort immer mehr Raum gewinnen und mit der Zeit auch nach Aegypten und den angränzenden Ländern vordringen. — An der Westküste Africa's mehren sich die europäischen Niederlassungen, und eine Colonie freier, zum christlichen Glauben bekehrter Neger hat sich von Amerika aus dort angesiedelt und Boden gewonnen. Evangelische Missionaire, von England und Deutschland lebhaft unterstützt, arbeiten unter Hottentotten und Kaffern im Süden und unter den Negervölkern im Westen; sie arbeiten in Ostindien und auf den großen Inseln des indischen Ocean's; in Australien und unter den Resten der Ureinwohner America's. Auch die katholische Kirche hat ihre Sendboten in allen Theilen der Erde. Im Sinne der europäischen und christlichen Cultur entwickeln sich die von Europa freigewordenen Staaten in Nord-, Mittel- und Süd-America, wenn auch in letzterem noch immer in ziemlich chaotischer Gährung, und neue Kräfte strömen ihnen durch zahlreiche Einwanderungen von Europa aus zu.

Wenn wir so den fortwährenden Einfluß Europa's, von welchem aus im Laufe der Jahrhunderte das höhere Leben der übrigen Welttheile gegründet worden ist, betrachten, so möchten wir gern der Hoffnung Raum geben, daß Europa trotz mancher Zeichen von Altersschwäche, nicht, wie Viele gefürchtet haben, unaufhaltsam und schnell dem völligen Absterben entgegeneile. Auch das Alter kann in seinen Grenzen und nach seinen Gesetzen ein gesundes und blühendes, ein **viridis senectus**, sein. Die Gesundheit muß nur im innern Kerne der Natur ihre Wurzel haben und aus dem Geiste und dem Willen ihre Nahrung ziehen.

Leider ist eine solche Hoffnung durch die unerhörten Erschütterungen der letzten Jahre sehr stark erschüttert worden.

Die Jahre 1848 bis 1851.

---

186. Das Jahr 1848.

Die Pariser Februar-Revolution und ihre Folgen für Europa.

Die Unzufriedenheit mit der Regierung und den Kammern, welche von dem Könige und seinem ersten Minister Guizot ganz abhängig zu sein schienen, war immer größer geworden; man schrieb den Regierenden, wie es in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung zu geschehen pflegt, alle Uebel

zu, welche die Menschen und besonders die unteren Klassen drückten, und glaubte sie gehoben zu sehen, wenn nur durchgreifende Veränderungen in den oberen Regionen vorgenommen würden. Es sollten andere Minister und andere Kammern da sein, und da die Minister vorzüglich von der Mehrheit in der zweiten Kammer abhängen, so sollte diese durch ein erweitertes Wahlgesetz umgewandelt werden. Das war das Verlangen der Reformpartei, die in ganz Frankreich immer mächtiger wurde; und um ihre Grundsätze recht laut auszusprechen, wurden in großen und kleinen Städten sogenannte Reformbankette gehalten, bei welchen sehr aufregende, der Regierung feindliche Reden gehalten wurden. Die Gefahr wurde dringender. Als auch in Paris am 22. Febr. ein solches Reformbankett gehalten werden sollte und die Nationalgarden dazu eingeladen wurden, glaubte die Regierung es nicht dulden zu dürfen, verbot dasselbe am Tage vorher und traf militärische Maßregeln. Die Festordner unterwarfen sich dem Verbote, aber das Volk war schon zu aufgeregt. Am 22. versammelten sich große Massen, verübten Unordnungen, widersetzten sich der Polizei, und das Geschrei: „Es lebe die Reform, nieder mit Guizot!" durchlief die ganze Stadt.

Am 23. da der Kampf immer heftiger und drohender wurde, entschloß sich der König, das Ministerium Guizot zu entlassen und den Grafen Molé an die Spitze zu stellen. Auch versprach er die Reform. Diese Nachricht verbreitete einen allgemeinen Jubel, die Straßen wurden erleuchtet und singend und rufend zog die Menge einher. Ein Haufen, der sich um 10 Uhr Abends vor dem Hause des bisherigen Minister Präsidenten Guizot versammelt hatte, forderte die Erleuchtung des Hauses; zugleich fiel aus der Menge ein Schuß. Die Wache im Hause, die sich angegriffen glaubte, gab Feuer auf die zusammengedrängte Masse und etwa 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet. Da ergriff das Volk eine ungeheuere Wuth; mit dem Geschrei: „Wir sind verrathen! Rache! zu den Waffen!" stürzte die Menge durch die Straßen von Paris, eine Bahre mit mehreren Leichnamen mit sich tragend. Um Mitternacht ertönten die Sturmglocken und am Morgen des 24. war Paris mit Barrikaden angefüllt. Die Nationalgarde verband sich zum großen Theile mit dem Volke.

Vergeblich war der Versuch des Königs, aus Männern der Linken, Thiers und Odilon Barrot, ein neues Ministerium zu bilden; man erklärte ihm, das Volk verlange, daß er die Krone niederlege. Er that es zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Grafen von Paris, ältesten Sohnes des Herzogs von Orleans. Um diese Wendung des Geschickes zu befördern, begab sich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen in die Versammlung der Deputirten und Odilon Barrot, nebst einigen andern geachteten Männern, bemühte sich, die Kammer zur Anerkennung der königlichen Anordnung zu bewegen. Schon neigten sich Viele dahin, denn die Herzogin war sehr beliebt. Aber plötzlich ertönt von den Gallerien, die vom Volke gefüllt sind, eine Stimme: „Es ist zu spät!" und dieses verhängnißvolle Wort gab die Entscheidung. Bewaffnete dringen in den Saal und die Herzogin muß mit den Kindern durch eine Seitenthür weggeführt werden. Im Saale der Deputirten wurde in der Aufregung der Stunde und im Tumulte eine provisorische Regierung beschlossen und auf der Spitze der Bajonette wurden die Namen der Männer, die sie bilden sollen, herumgereicht. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" strömt der Zug nach dem Stadthause, wo die neue Regierung eingesetzt wird. Der alte Dupont de l'Eure

erhält den Vorsitz und Lamartine, Ledrü-Rollin, Arago, Garnier, Pagès, Cremieux und Louis Blanc werden nebst andern weniger bekannten Männern, die Mitglieder.

Für die königliche Familie war kein Bleibens mehr in Paris. Der König und die Königin flohen durch eine Hinterpforte der Tuilerieen nach dem nördlichen Frankreich zu und kamen, nachdem sie einige Tage an der Küste einen sichern Einschiffungsplatz gesucht hatten, nach England, wo auch die Prinzen sich nach und nach zusammenfanden. Die Herzogin von Orlean's ging mit ihren Kindern nach Deutschland.

So war Frankreich wieder Republik und die Generale, die Geistlichkeit, die oberen Beamten der Provinzen und der Städte, Alles erkannte die neue Ordnung der Dinge an, und im Anblicke dieser Einigkeit und als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lamartine, in einer Note an alle Regierungen Europa's die friedlichen Absichten Frankreichs bezeugte, erkannten auch diese die Republik an. Um derselben eine feste Verfassung zu geben, wurde durch freie Volkswahlen eine constituirende Nationalversammlung auf den Monat Mai zusammenberufen; bis zur Vollendung der Verfassung sollte die provisorische Regierung dem Lande vorstehen.

Rückwirkung auf Deutschland.

Die Rückwirkung dieser Revolution auf das übrige Europa und vor Allem auf Deutschland war heftiger und rascher, als die der ersten im J. 1789 und der vom Juli 1830; der Gährungsstoff hatte sich überall angehäuft. Ueberall gab sich das stürmische Verlangen nach Veränderungen im Einzelnen und im Ganzen kund: Aufhebung aller Feudallasten und Staatsvorrechte, Offentlichkeit der Rechtspflege und Geschwornengerichte, Volksbewaffnung und Vereinsrecht, Verminderung der Abgaben, Preßfreiheit, Antheil der Völker an der Vertretung Deutschlands als eines Bundesstaates unter einer Centralgewalt, mit kräftigerer Einheit dem Auslande gegenüber, und im Innern gleiche Gesetze über Handel und freien Verkehr, — das waren die übereinstimmenten Forderungen, die überall an die Regierungen gestellt wurden; und diese sahen sich genöthigt, dieselben zuzugestehen. Die Ministerien wurden fast überall gewechselt und mit freisinnigen Männern besetzt. In einigen deutschen Ländern folgten sogar Regentenwechsel. Der König Ludwig von Baiern entsagte am 20. Mai der Krone und übergab sie seinem Sohne Maximilian, und der Großherzog Ludwig II. von Hessen nahm den Erbgroßherzog zum Mitregenten an, der am 10. Juli, nach des Vaters Tode, als Ludwig III. Großherzog wurde.

Die Entscheidung für Deutschland lag aber offenbar in der Haltung der beiden größten Bundesstaaten, Oestreich und Preußens, und mit gespannter Erwartung blickten Aller Augen nach Wien und Berlin. Aber mit betäubender Raschheit brach sich auch an diesen beiden Orten die Bewegung ihre Bahn. Schon am 13. März war in Wien der Staatskanzler, Fürst Metternich, und mit ihm das alte System entfernt und der Kaiser Ferdinand versprach Aufhebung der Censur und eine freisinnige Verfassung. Allein der Kaiser hielt sich doch nicht sicher in Wien, weil die Gährung fortwährte und die bewaffneten Bürger mit der akademischen Legion und den Arbeitern Herren von der Stadt waren; er ging mit seiner Familie nach Insbruck und ließ die neuen Minister zur weiteren Verhandlung mit dem einzuberu-

fenden Reichstage zurück. Die Dinge blieben in Oestreich in einer gewissen Schwebe bis zum Herbste, während in Preußen viel schneller eine blutige Entscheidung herbeigeführt wurde.

Auf dringende Anforderungen der rheinischen Provinzen, wo der Eindruck der Pariser Ereignisse der stärkste gewesen war, und auf lebhafte Bitten der Berliner Stadtverordneten gab der König am 18. März das Versprechen, das Ministerium zu ändern, die Censur aufzuheben und eine freie Verfassung mit beschließenden Ständen einzuführen. Diese Zusagen wurden mit dem größten Jubel in der Stadt verbreitet und bald nach Mittag versammelten sich große Volksmassen vor dem Schlosse, dem Könige zu danken. Der König erschien auf dem Balcon, aber seine Stimme verhallte in dem regellosen Getümmel, aus welchem auch der Ruf gehört wurde, das Militair mögte entfernt werden. Zugleich drängte ein verdächtiger Haufen gegen die Wache. Es fielen einige Schüsse, ob von Seiten des Militairs oder geheimer Aufwiegler, darüber ruht ein Dunkel. Kavallerie rückte vor, den Platz zu reinigen. Das war ein Augenblick, wie am Abend des 23. Februar in Paris, und das Geschrei: „Wir sind verrathen! zu den Waffen!" wurde das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung in der ganzen Stadt. Zweihundert Barrikaden erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, die auf Uebung schließen ließ, und die unheimlichen, fremden Gestalten, die dabei in Menge gesehen wurden, bewiesen, welche Elemente sich auch in Berlin gesammelt hatten. Das ist der Fluch der unnatürlichen Anhäufung der Menschen in großen Städten, besonders wenn sie zugleich zahlreiche Fabriken in sich schließen, daß sich eine Hefe in ihnen sammelt, die bei Ausbrüchen roher Gewalt zu den schrecklichsten Dingen fähig ist.

Um 3 Uhr Nachmittags beginnt der Kampf und wird mit großer Erbitterung geführt; von den Dächern, aus den Fenstern der Häuser, von den Barrikaden, wurden die Soldaten mit Schüssen und Steinwürfen empfangen. Doch nehmen sie mit Hülfe der Kanonen, welche die Barrikaden niederschießen, mehrere der Hauptstraßen, namentlich die alte Königsstraße, ein. Die Nacht machte dem Kampfe kein Ende; Deputationen gehen zum Könige, andere suchen das Volk zu beruhigen. Gegen Morgen tritt eine Stille ein und an den Straßenecken erschien eine Proklamation des Königs an die Berliner, worin der Abzug der Truppen versprochen wurde, unter der Bedingung, daß auch die Barrikaden weggeräumt würden. Das gleiche Versprechen empfing eine Deputation der Bürgerschaft, das Militair erhielt den Befehl zum Abzuge aus Berlin, der unter gedämpften Trommelschlage vollführt wurde, und die Bewachung der Stadt und des Schlosses wurde einer bewaffneten Bürgewehr übertragen. Zugleich wurde das Ministerium entlassen und allen politischen Verbrechern eine allgemeine Amnestie ertheilt. In einer Proklamation vom 21. März an die deutsche Nation erklärte der König, „daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt habe und als neuer constitutioneller König Führer der freien, wiedergebornen deutschen Nation sein wolle!"

Im folgenden Monate wurde der vereinigte Landtag zum letzten Male berufen, um ein Wahlgesetz für eine constituirende Nationalversammlung Preußens zu genehmigen. Sie trat am 22. März zusammen, allein mehrere aufeinander folgende Ministerien vermochten keine befriedigende Einigung mit derselben zu Stande zu bringen; Volksversammlungen, Klubs und Arbeitervereine hielten eine fieberhafte Aufregung im Gange, die sogar

am 15. Juni zur Erstürmung des Zeughauses führte. Der preußische Staat schien so wenig, als der östreichische in dieser trüben Zeit einen festen Anhaltepunkt für Deutschland gewähren zu können.

Das Schwanken, aller Verhältnisse an den bedeutendsten Punkten des Vaterlandes hatte in vielen Männern in allen Theilen Deutschlands den Gedanken und den Trieb erweckt, helfend hinzuzutreten, um ein völliges Zusammenbrechen der gesetzlichen Ordnung zu verhüten und wo möglich einen Mittelpunkt für ganz Deutschland zu bilden; und so geschah das in unserer Geschichte Unerhörte, daß sich schon im März auf eigenen Betrieb, ohne Berufung und Vollmacht der Regierungen, etwa 500 Männer aus Deutschland in Frankfurt a. M. zusammenfanden, um eine vorberathende Versammlung, ein Vorparlament, zu bilden. Am 31. März begannen sie, in der Paulskirche unter dem Vorsitze des Heidelberger Prof. Mittermaier ihre Sitzungen und faßten den Beschluß, daß eine aus allgemeinen freien Wahlen hervorgehende Nationalversammlung aus allen deutschen Ländern im Mai zusammtreten und über die kräftige Verfassung und den Rechtszustand Deutschlands vollgültige Beschlüsse fassen sollte. Auf 50,000 Einwohner sollte ein Deputirter gewählt und die Wahlen sollten in den einzelnen Ländern von den Bundesregierungen angeordnet werden. Dadurch knüpfte die Versammlung, gegen den Willen einer extremen Freiheitspartei, (Hecker, Struve u. a.), welche verlangten, das freiwillige Vorparlament solle sich permanent erklären und selbst die Verfassung bestimmen, ihre Verbindung mit den bestehenden Regierungen. Der Bundestag war auch noch versammelt, er wurde durch neue Gesandte der Regierungen ergänzt, es wurden ihm 7 Vertrauensmänner aus dem Vorparlamente zur Seite gestellt, und durch seine Vermittlung gingen die Aufforderungen zu den Wahlen zur Nationalversammlung an die Regierung; diese stimmten sämmtlich zu und ließen die Wahlen in ihren Ländern vollziehen. Unter Zurücklassung eines ständigen Ausschusses von 50 Männern, welche über der Vollziehung der gefaßten Beschlüsse bis zur Eröffnung der Nationalversammlung wachen sollten, löste sich das Vorparlament auf.

Aber noch ehe die Nationalversammlung zusammenkam, wurden die südwestlichen Gegenden Deutschlands durch einen Aufruhr erschreckt. Hecker und Struve, unzufrieden mit den Beschlüssen des Parlaments, schieden aus demselben und machten von Constanz aus im südlichen Baden, mit Hülfe von deutschen Freischaaren aus der Schweiz und Frankreich, am 12. April einen Versuch zur Errichtung einer Republik. Allein ein schnell zusammengebrachtes Truppencorps aus Baden, Würtemberg, Darmstadt und Nassau, unter der Anführung des Generals Friedrich von Gagern, zerstreute diese Schaaren sehr bald; doch fiel der edle Gagern durch ihre Kugeln bei Kandern. Die Führer entkamen nach der Schweiz und Frankreich.

Am 18. Mai wurde die Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet und der Freiherr Heinrich von Gagern, der das Zutrauen aller Parteien besaß, zum Präsidenten gewählt. Deutschland hatte viele seiner besten Männer nach Frankfurt geschickt und wenn es auch Bedenken erregen konnte, daß so überwiegend viele Gelehrte und Lehrer darunter waren, die mehr mit der Theorie als mit den factischen Zuständen und ihren Bedürfnissen bekannt waren und daher, nach deutscher Weise, Gefahr liefen, mehr das Denkbare als das Ausführbare zu erstreben und das Gute über dem Suchen nach dem Besten zu vergessen, so waren doch auch geschäfts=

kundige Männer in der Versammlung, die das Praktische hervorheben konnten; und da es überhaupt auf Gesetzgebung ankam, so erschien eine gründliche Kenntniß der Geschichte, des bisherigen Rechtszustandes und der Wissenschaft überhaupt, als ein nothwendiges Erforderniß für eine gründliche Behandlung der Sachen. Eine Bestätigung der obigen Bedenken konnte man allerdings sogleich darin finden, daß die Versammlung anstatt nur schnell die Verfassungsfrage vorzunehmen, um das Band der Einheit, welches Deutschland so sehr Noth that, zu knüpfen, sich in sehr weitschichtige Erörterung der Grundrechte des deutschen Volkes einließ, wobei die leidenschaftlichen Bestrebungen der äußersten Freiheitspartei mit den besonneneren Ansichten der Gemäßigten in heftige Kämpfe geriethen. Die wichtigen und schwierigen Fragen über das Verhältniß von Staat, Kirche und Schule, von den Rechten des Einzelnen und der Gesammtheit, von Preßfreiheit und ihren Schranken, vom Rechte der freien Vereinigung, von den Rechten auf freien Verkehr auf Landstraßen und Flüssen u. s. w., — boten ein sehr weites Feld dar und waren zum Theil ohne Berücksichtigung vieler specifisch verschiedener Verhältnisse des Nordens, Südens, Ostens und Westens des weiten deutschen Reiches gar nicht sachgemäß zu entscheiden. Da überdies eine große Zahl der Versammelten dem Rechte zu reden nicht entsagen wollte, so wurde eine theure Zeit mit den Verhandlungen über die Grundrechte hingebracht. Und als sie vollendet waren, waren die größeren Regierungen schon in der Lage, die Einführung derselben versagen zu können.

Rascher kam ein anderer Beschluß zu Stande, der ein unmittelbar praktisches Bedürfniß befriedigen sollte, nemlich das einer vollziehenden Bundesgewalt neben der blos zur Berathung der Vefassung berufenen Nationalversammlung. Nach Verwerfung mehrerer weiter nach rechts und nach links gehender Vorschläge, wählte die Nationalversammlung den allgemein geachteten Erzherzog Johann von Oestreich zum unverantwortlichen Reichsverweser, der die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Ausführung bringen, die Oberleitung der bewaffneten Macht haben, Recht und Ordnung aufrecht halten und Deutschland dem Auslande gegenüber vertreten sollte. Die Wahl war so glücklich, daß die Zustimmung der Regierungen vorausgesetzt werden durfte; diese erfolgte auch und der Erzherzog nahm die Wahl an. Am 12. Juli empfing er aus den Händen des Bundestagspräsidenten die bisher von dieser Behörde geübte Gewalt und der Bundestag ging auseinander, zum Bedauern Vieler, die in dem Bundestage eine Vermittlung der Nationalversammlung mit den einzelnen Regierungen erhalten zu sehen wünschten. Der Reichsverweser wählte für die Besorgung der Geschäfte ein aus 7 Mitgliedern bestehendes verantwortliches Reichsministerium.

Um diese Zeit war Deutschland schon in einen äußern Krieg verwickelt worden. In den Herzogthümern Holstein und Schleswig herrschte schon seit dem J. 1846 eine Aufregung gegen die dänische Regierung, weil im jenem Jahre der König Christian VIII. in einem offenen Briefe ausgesprochen hatte, daß die weibliche Erbfolge auch für Schleswig und den größten Theil von Holstein gelten und also ganz Dänemark, auch nach dem Aussterben des Mannesstammes, ungetheilt bleiben müsse. Dadurch wurden die Rechte der männlichen Nebenlinien, zunächst die des Herzogs von Augustenburg, so wie die Rechte der Herzogthümer selbst, gekränkt; die Holsteinische Ständeversammlung klagte bei dem deutschen Bundestage, und dieser verwahrte durch einen Beschluß vom 17. Sept. 1846 die Rechte des deutschen Bundes, der

Agnaten und der holsteinischen Ständeversammlung; der König von Dänemark erklärte darauf, daß er die wirklichen Rechte der Herzogthümer auch nicht habe kränken wollen, daß diese aber erst näher untersucht werden müßten. Dabei war die Sache beruhen geblieben. Christian VIII. starb den 20. Januar 1848. Sein Sohn Friedrich VII. überließ sich der streng-dänischen Partei, welche das Herzog Schleswig ganz mit Dänemark verschmelzen und aus seiner, auf alten Verträgen beruhenden, Verbindung mit Holstein herausreißen wollte. Die europäische Bewegung ergriff jetzt auch die Herzogthümer, sie erhoben sich, bemächtigten sich der Festung Rendsburg und wählten eine provisorische Regierung. In Frankfurt wurde die Sache Schleswigs für eine Angelegenheit der deutschen Nation erklärt, die Abgeordneten Schleswigs wurden sogar als Mitglieder der Nationalversammlung aufgenommen, (allerdings eine Ueberschreitung des strengen Rechtes, denn Schleswig hatte nie zum deutschen Bunde gehört,) und deutsche Truppen, Preußen, Hannoveraner, Oldenburger, Meklenburger, Hanseaten, unter dem Oberbefehle des preußischen Generals v. Wrangel, kamen den Herzogthümern gegen Dänemark zu Hülfe. Die dänischen Truppen wurden zurückgetrieben, Schleswig und ein Theil Jütlands besetzt. Dafür aber verschlossen die dänischen Kriegsschiffe den größten Theil der deutschen Häfen an der Ostsee und Nordsee, hemmten den Handel, nahmen die deutschen Kauffahrer weg, und da Deutschland gar keine Seemacht besaß, so war der deutsche Handel ohne Schutz. Dieser Zustand zeigte die Nothwendigkeit, daß Deutschland auch eine Kriegsflotte haben müsse; es bildeten sich Vereine zur Sammlung von freiwilligen Beiträgen für eine solche, der Reichsverweser forderte die deutschen Regierungen ebenfalls zu regelmäßigen Beisteuern auf, die auch von mehreren willig geleistet wurden, und so wurde eifrig der Bau von Kanonenböten, Fregatten und Kriegsdampfschiffen begonnen und mehrere Schiffe in England und Amerika angekauft.

Allein die Hülfe von dieser Seite gegen die dänische Seemacht war noch zu weit aussehend und der deutsche Handel litt zu sehr durch die Absperrung der Häfen. Es wurde eine friedliche Ausgleichung mit Dänemark versucht und Preußen erhielt von der Centralgewalt die Vollmacht für die dahin zielenden Verhandlungen. Am 27. August schloß Preußen zu Malmö einen Waffenstillstand auf 7 Monate; die Sperrung der deutschen Häfen sollte aufhören, die deutschen Schiffe sollten herausgegeben und die Gefangenen ausgewechselt werden, eine provisorische Regierung von 4 Mitgliedern, wovon Preußen 2 und Dänemark 2 ernennen würde, sollte die Herzogthümer verwalten. Daß eine solche gemischte Behörde, in welcher der unbeliebte Graf Moltke sitzen sollte, an die Stelle der provisorischen Regierung treten, daß die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt und die seit dem 17. März erlassenen Verordnungen in Schleswig-Holstein aufgehoben werden sollten, das waren Punkte, welche dem größeren Theile der Frankfurter Nationalversammlung nicht gefielen; auf Dahlmanns Antrag wurde die Bestätigung des Waffenstillstandes am 5. September verweigert. Das Reichsministerium, welches denselben aufrecht erhalten wollte, trat ab; aber weder Dahlmann, noch ein anderer, konnte ein neues zu Stande bringen; man bedachte ferner die Gefahr, ohne Preußen den Krieg fortsetzen zu müssen; und da Hoffnung gemacht wurde, daß einige Ermäßigungen in den Bedingungen erlangt werden und Graf Moltke nicht in die Regierung eintreten würde, wandte sich ein Theil der Gemäßigten auf die andere Seite

und am 16. wurde der Waffenstillstand anerkannt. Die aufgeregte Stimmung des Volkes und der vielen Fremden, welche die Galerieen der Paulskirche füllten, benutzten die Feinde der Ordnung, eine neue Revolution hervorzurufen; in einer Volksversammlung auf der Pfingstwiese wurden die Massen bearbeitet, von nun an „in Frakturschrift zu reden", und am 18. September erhob sich der Aufstand des Pöbels mit Hülfe von Außen her eindringender Schaaren gegen die Nationalversammlung. Schnell jedoch kamen von Mainz und Darmstadt Truppen herbei und zerstörten nach kurzem Kampfe die aufgeworfenen Barrikaden, die fremden Schaaren flohen aus der Stadt. Aber eine blutige Greuelthat wurde am 18. vollbracht. Zwei Mitglieder der Nationalversammlung, der preußische General v. Auerswald und der Fürst Lichnowsky, beide der Rechten angehörig, waren aus der Stadt geritten, wurden vom Pöbel erkannt, verfolgt, und da sie sich in eine Gärtnerwohnung gerettet, in's Freie geschleppt und grausam ermordet.

Von diesem Tage an war die Lebenskraft der Versammlung in der Paulskirche gebrochen, die Hoffnung auf eine Einigung derselben für eine gesunde Ordnung der deutschen Angelegenheiten war gelähmt, die Gegensätze, die bisher unter der Hülle des Anstandes und der Annäherung dem weniger scharf sehenden Auge verborgen geblieben waren, traten so schroff hervor, daß der Präsident einen Antrag der äußersten Linken, die das gerichtliche Verhör dreier Mitglieder wegen Aufreizung zum Aufstande erfinden wollte, als „Frechheit" zu bezeichnen sich gedrungen fühlte. Die zunehmende Spaltung in der Versammlung hinderte kräftige Beschlüsse, welche dem deutschen Volke das Gefühl hätte geben können, daß hier das Vaterland noch einen festen Mittelpunkt besitze.

Daß der Septemberaufruhr in Frankfurt im Zusammenhange mit den Planen der republikanischen Partei gestanden, bewies ein gleichzeitiger neuer Einbruch von Freischaaren unter Struve's Anführung von der Schweiz aus in das südliche Baden, der indeß von den Reichstruppen eben so, wie der frühere, schnell unterdrückt wurde. Struve selbst wurde gefangen und nach Rastatt zur gerichtlichen Untersuchung geführt.

Während dieser Vorgänge in Frankfurt und Baden bot der östreichische Staat ebenfalls ein Bild der höchsten Gährung und Gefahr für gesetzliche Ordnung dar. Während der Kaiser Ferdinand in Insbruck seinen Sitz genommen hatte, wurde der verfassungsgebende Reichstag für die ganze Monarchie, der aus den Wahlen aller Provinzen nach allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen war, am 22. Juli in Wien eröffnet. Aber wie konnte von einer so gemischten Versammlung, deren Mitglieder an Abstammung, Sitten, Lebensgewöhnung und Bedürfnissen so verschiedenartig waren und nicht einmal Eine Sprache redeten, ein Werk gemeinsamer Verständigung, Einigung und Gesetzgebung erwartet werden, und dazu in einem Augenblicke, wo Böhmen und Ungarn im Aufstande, die übrigen slavischen Provinzen in Gährung, Italien im offnen Kriege und die Hauptstadt in den Händen wühlerischer Parteiung war? Ueberdies solche Geldnoth, daß die Ausfuhr baarer Münze für längere Zeit verboten werden mußte und solche Stockung von Handel und Verkehr, daß Tausende von Arbeitern in den großen Fabriken ohne Verdienst waren und ihre Arme den Aufrührern zum Dienste anboten. Zwar erlangte man es von dem Kaiser Ferdinand, daß er am 12. August nach Wien zurückkehrte, allein seine Gegenwart besserte in der Lage der Dinge nichts; die Vereine, die akademische Legion, die Arbeiter

übten eine Schreckensherrschaft in der Stadt und schon im August kam es zu blutigen Auftritten. Den furchtbarsten Ausbruch führten aber die ungarischen Angelegenheiten herbei. In Ungarn trat ein mit großen Fähigkeiten und hinreißender Beredtsamkeit begabter Anführer, der Advocat Kossuth, an die Spitze der Bewegung; sein Ziel war Lostrennung Ungarns von Oestreich und das Mittel eine allgemeine Bewaffnung des Landes. Der Palatin, Erzherzog Stephan, legte seine Würde nieder und verließ das Land; der als kaiserlicher Commissarius nach Pesth gesandte Graf Lamberg wurde auf der Brücke von Buda-Pesth vom rasenden Pöbel ermordet. Es blieb nur die Gewalt der Waffen übrig. Der Kaiser erließ ein Kriegsmanifest und ein Theil der Wiener Besatzung sollte am 6. October nach Ungarn aufbrechen, um sich mit dem Ban Jellachich von Kroatien zu vereinigen, der den Befehl der Truppen gegen die Magyaren führte. Ein Theil der Soldaten weigerte sich auszuziehen und die Bürger, die akademische Legion und die Zöglinge der polytechnischen Schule an der Spitze, wollten den Abmarsch verhindern. Ein Kampf mit den treugebliebenen Truppen erhob sich, die Studenten eroberten einige Kanonen und die Volksmasse erstürmte das Zeughaus und bemächtigte sich der Waffen. Der ärgste Greuel geschah im Kriegsgebäude, wo man den Kriegsminister Latour aufsuchte, der den Befehl zum Ausrücken der Truppen gegeben hatte. Man fand ihn im vierten Stockwerke versteckt und die wüthende Schaar schleppte ihn auf die Straße, ein Hammerschlag zerschmetterte ihm den Schädel und sein Leichnam wurde an einem Laternenpfahle aufgehängt.

Nach solchen Vorgängen verließ der Kaiser das Schloß Schönbrunn und nahm seinen Sitz in Olmütz; die Minister gingen größtentheils auseinander, Tausende der vornehmen Einwohner verließen ebenfalls Wien und statt ihrer zogen Schaaren von Freiheitsmännern ein. Der Reichstag blieb zwar noch zum Theil versammelt, hatte aber keine Macht, und die Kaiserstadt war in den Händen der Aufrührer. Sie entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit; der Anführer der Nationalgarden Messenhauser und der polnische General Bem ordneten die Vertheidigungsmaßregeln; Barrikaden und Verschanzungen sperrten die Zugänge zu der Stadt; die kräftigste Hülfe aber erwartete man von den Ungarn, die ihren Beistand versprochen hatten.

Schon rückten indeß von allen Seiten die kaiserlichen Truppen heran, von Süden der Ban Jellachich mit 50,000 Mann aus Kroaten, Grenzern, Italienern, Polen u. a. gemischt; von Norden her der Fürst Windischgrätz, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber ernannte, und der vor nicht langer Zeit einen blutigen Aufruhr in Prag mit eiserner Strenge gedämpft hatte. Am 21. Oct. war Wien von kaiserlichen Truppen eingeschlossen. Eine Proklamation des Kaisers, die in milder Weise zur Rückkehr zum Gehorsam ermahnte, und eine strengere des Fürsten Windischgrätz, welche die Bedingungen der Unterwerfung aufstellte, blieben ohne Erfolg, weil die Schreckenspartei die Oberhand hatte und die Auslieferung der Häupter verweigerte. Am 24. begann die Beschießung, am 28. der Sturm; es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten, jeder Schritt wurde streitig gemacht; besonders die Jägerzeile in der Leopoldstadt kostete viel Blut. Aber die Truppen eroberten die Außenwerke und die Vorstädte und in der Stadt fehlte es an Kriegsvorrath und Lebensmitteln. Am 29. nahm der Gemeinderath die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, die der

Sieger forderte, an und am 30. rückten die Truppen von allen Seiten bis an das Glacis vor. Da sah um Mittag der Wächter vom Stephansthurme Pulverdampf von der ungarischen Grenze her aufsteigen, und in der Hoffnung auf die Hülfe der Ungarn erneuerte sich der Kampf von Seiten der Freischaaren und des bewaffneten Pöbels, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag. Die Kanonen wurden wieder auf die Wälle geführt und von Neuem floß Blut. Allein die Hülfe der Ungarn war zu schwach, sie wurden an der Schwechat mit großem Verluste zurückgeschlagen und nun war auch der Widerstand der Stadt nur von kurzer Dauer; die Truppen drangen unter Begünstigung der Nationalgarde, welche der Schreckensherrschaft des Pöbels müde war, bis auf die Hauptplätze vor. Der Kampf hörte auf, die Stadt wurde unter den strengsten Belagerungszustand gestellt, die Einwohner wurden entwaffnet und über die Anführer, die man gefangen genommen, erging ein strenges Gericht. Bem entkam, Messenhauser und viele Andere wurden erschossen, unter ihnen auch der Frankfurter Deputirte, Robert Blum, der, vielleicht auf Andringen seiner Partei, nach Wien geeilt war und an dem Kampfe Theil genommen hatte.

Der östreichische Reichstag war schon vorher durch ein kaiserliches Decret vertagt und aus der Verwirrung der Hauptstadt nach Kremsier, zwischen Olmütz und Brünn, verlegt, wo er am 22. Novbr. eröffnet wurde.

Unerwartet und zu Aller Erstaunen legte der Kaiser Ferdinand am 1. Decbr. 1848 die Krone nieder und übergab sie seinem 18jährigen Neffen Franz Joseph, nachdem dessen Vater, der Erzherzog Franz Karl, der Thronfolge entsagt hatte. Beide Brüder fühlten es wohl, daß die sehr schwierigen Aufgaben der Zeit jüngere Schultern verlangten. Das Ende des Jahres 1848 sah das kaiserliche Ansehen in den deutschen Provinzen hergestellt; auch in Italien hatte, wie wir später sehen werden, der greise Feldherr Radetzky mit Waffengewalt die Herrschaft Oestreichs siegreich behauptet. In Ungarn jedoch lag ein solches Ziel noch in weiter Ferne; das ganze Land war in voller Empörung.

Für den preußischen Staat brachte die zweite Hälfte des Jahres 1848 auch noch schwere, wenn auch nicht so blutige, Tage mit sich. Die Berliner Nationalversammlung, in welcher die Mittelmäßigkeit das Wort führte, zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen; anstatt die noch aufrechten Pfeiler des erschütterten Staatsgebäudes zu stützen, schien die Mehrheit sie noch wankender machen zu wollen; anstatt der Pöbelherrschaft zu wehren, gestattete sie derselben Einfluß auf die Berathungen der Versammlung; ja, die Freunde der Regierung wurden bei dem Herausgehen aus den Sitzungen von dem Pöbel auf der Straße mit Messern und Stricken bedroht. Da entschloß sich der König, das Ministerium Pfuel, welches durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten gesucht hatte, zu entlassen und ein festeres unter dem Grafen von Brandenburg und dem Herrn von Manteuffel zu errichten. Am 9. Novbr. trat dieses Ministerium „der rettenden That" in Wirksamkeit und seine erste Handlung war, die Nationalversammlung bis zum 27. Novbr. zu vertagen und ihr zur Wiederzusammenkunft die Stadt Brandenburg anzuweisen, „um ihre Berathungen vor dem Anscheine der Einschüchterung zu bewahren." Die Mehrzahl der Versammlung widersprach auf das Heftigste der Vertagung und Verlegung und setzte ihre Berathungen, als der Sitzungssaal geschlossen wurde, in verschiedenen Localen der Stadt fort, ja, sie faßte den gefährlichen Beschluß: „Das Mi-

nisterium Brandenburg sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden, so lange nicht die Nationalversammlung in Berlin frei ihre Pflichten erfüllen könne." Dieser Beschluß der Steuerverweigerung fand indeß, mit wenigen Ausnahmen, keine Befolgung bei der Bevölkerung des preußischen Staates, vielmehr bestand diese die gefährliche Probe auf ehrenvolle Weise, und von diesem Wendepunkte an durfte sich das Vertrauen auf eine neue Befestigung der preußischen Monarchie wieder erheben.

Die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung bewies sich dort eben so unfähig, etwas Tüchtiges zu schaffen, als in Berlin; sie wurde nach wenigen Sitzungen aufgelöst, und am 5 Decbr. verkündigte der König einen neuen Verfassungsentwurf, welcher der auf den 25. Febr. des nächsten Jahres zu berufenden neugewählten Ständeversammlung zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden sollte. Der Entwurf war auf einer freisinnigen Grundlage erbaut und hatte viele der von der constituirenden Nationalversammlung aufgestellten Grundsätze aufgenommen.

Italien.

Für Oestreich war, außer der Hauptstadt und außer Ungarn, im J. 1848 das lombardisch-venetianische Königreich der wundeste Fleck. Schon im Januar waren Unruhen in Mailand entstanden; nach der französischen Revolution brach in dieser Stadt, in Venedig und im ganzen Lande offne Empörung aus; die noch zu schwachen Truppen mußten beide Hauptstädte räumen. Am gefährlichsten wurde ihre Lage dadurch, daß der König Karl Albert von Sardinien, in der ehrgeizigen Hoffnung, ganz Norditalien unter seine Herrschaft zu bringen, an Oestreich den Krieg erklärte und mit einem Heere in die Lombardei einfiel. Aus ganz Italien eilten freiwillige Schaaren zu seiner Verstärkung herbei. Ohne die kaltblütige Festigkeit des 86jährigen Feldmarschalls Radetzky und seines, ihm begeistert ergebenen, kleinen Heeres war Oestreichs Sache in Italien in diesem gefährlichen Augenblicke verloren. Aber klug wählte der greise Feldherr seine Vertheidigungsstellung, zog Verstärkungen an sich, rückte schon im Juni wieder vor, nahm Vicenza und Padua ein und schlug am 25. Juli bei Custozza die sardinische Armee. Im raschen Siegeslaufe verfolgte er seine Bahn; auch in Mailand konnte sich Karl Albert nicht halten, das unverständige Volk betrachtete ihn als einen Verräther, und fast als Flüchtling mußte er in der Nacht die Stadt verlassen. Am 6. August hielt Radetzky seinen Einzug in dieselbe, das Land, mit Ausnahme Venedigs, wurde bald unterworfen und Karl Albert war froh, einen Waffenstillstand von den Oestreichern zu erhalten.

Rom war um diese Zeit ebenfalls der Schauplatz großer Unordnungen. Der wohlmeinende Papst Pius IX. mußte den Wankelmuth der Volksgunst, als er nicht allen übertriebenen Forderungen schnell genügte und sich weigerte, gegen Oestreich Krieg zu erklären, in solchem Maße erfahren, daß seine Büsten, die man früher im Jubel aufgestellt hatte, zertrümmert wurden, daß sein Minister Rossi bei Eröffnung der Kammern auf der Treppe des Ständehauses durch einen Dolchstich seinen Tod fand, und er selbst wie ein Gefangener im Quirinal bewacht war. Am 27. November fand er Mittel zu entfliehen und begab sich nach Gaeta unter den Schutz des Königs von Neapel. In Rom gewann nun die republikanische Partei die Oberhand, Garibaldi kam mit Freischaaren, die gegen die Oestreicher mitge-

kämpft hatten, und Mazzini, schon lange das Haupt des „jungen Italiens", fand sich ebenfalls ein; Rom, welches im Februar 1849 in eine römische Republik verwandelt wurde, sollte von Neuem der Mittelpunkt für das wiedergeborne Italien werden. Welchen Ausgang die römische Republik nahm, wird die Geschichte des Jahres 1849 zeigen.

Frankreich.

Vorher holen wir noch nach, wie sich die Dinge in Frankreich im Laufe des Jahres 1848 weiter entwickelt hatten. Die provisorische Regierung in Paris hatte der arbeitenden Klasse, deren Werk die Revolution gewesen war, Versprechungen auf Verbesserung ihrer Lage, auf hinreichende Arbeit und Unterstützung der Arbeitslosen gegeben, die sie auf die Dauer nicht zu erfüllen vermochte. Die Stockung im Handel und Verkehr und die Muthlosigkeit zu Unternehmungen, die steten Begleiter der Revolutionen, hatten die Zahl der brodlosen Arbeiter um viele Tausende vermehrt; die Errichtung von Nationalwerkstätten, wo sich neben den fleißigen auch die Masse der arbeitscheuen Menschen einfand, und die zwei Franken, welche die Unbeschäftigten täglich erhielten, verschlangen Millionen, ohne wesentlich zu helfen. Der Staat mußte auf solche Weise seinem Bankerotte entgegengehen und die besitzenden Klassen erkannten, daß auf diesem Wege eine allgemeine Verarmung und der Untergang der Civilisation eintreten müsse. Die socialistischen Ideen zeigten sich in ihrer ganzen Unausführbarkeit und die Nationalversammlung beschloß daher, die Nationalwerkstätten zu schließen und die Unterstützungen einzuziehen. Entrüstet darüber versuchten die Arbeiter am 13. Mai einen Sturm auf die Nationalversammlung, um eine Regierung nach ihrem Sinne einzusetzen; aber die Nationalgarde und die Truppen siegten. Es wurde nun ein reiflicher vorbereiteter Plan angelegt und am 23. Juni erhob sich ein neuer, in der That gefährlicher, Kampf. Die Anhänger der „rothen Republik" eroberten Waffen und Kanonen und einige ihrer Fahnen enthielten die verhängnißvolle Inschrift: „Als Sieger plündern, als Besiegte brennen wir!" Da ergriff die Nationalversammlung eine außerordentliche Maßregel und ernannte den General Cavaignac zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt. Dieser sammelte alle Truppen aus den benachbarten Städten, auch Nationalgarden zogen schaarenweise der Regierung zu Hülfe. Dennoch dauerte der Kampf 4 Tage und viel Blut floß von beiden Seiten. Der ehrwürdige Erzbischof, der den Empörern Frieden predigen wollte, fiel von einer Kugel durchbohrt. Erst am 26. Juni ergab sich die Vorstadt St. Antoine. Paris wurde in den Belagerungszustand erklärt und eine große Anzahl der gefangenen Aufrührer wurde in die Verbannung geschickt. General Cavaignac, der am 28. Juni seine Dictatur niederlegte, wurde von der Nationalversammlung zum Präsidenten der Regierung ernannt und die provisorische Regierung unter Lamartine und Ledrü-Rollin hatte ihr Ende erreicht.

Am 4. November vollendete die Nationalversammlung die neue Verfassung, die Frankreich erhalten sollte; sie bildete eine Republik mit einem auf 4 Jahre durch allgemeine directe Wahlen zu ernennenden Präsidenten, dessen Wahl am 10. December in ganz Frankreich stattfinden sollte. Alles war gespannt auf diesen wichtigen Act. Die gemäßigten Republikaner wünschten den festen und ehrenwerthen Cavaignac, der es treu mit der Republik meinte, aber die Nation, noch immer geblendet durch den Ruhm der kaiser-

lichen Zeit, wählte Napoleons Neffen, den Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Louis Napoleon, zum Präsidenten der französischen Republik.

187. Das Jahr 1849.

Die auf die deutsche Nationalversammlung gesetzten großen Hoffnungen, die freilich in den letzten Monaten des Jahres 1848 schon bedeutend gesunken waren, sollten in der ersten Hälfte des neuen Jahres leider zu Grabe getragen werden.

Eine der schwierigsten Fragen für dieselbe betraf das Verhältniß Oestreichs zu der neuen Gestaltung des Gesammtvaterlandes; denn die Absicht des neuen Ministeriums Schwarzenberg, die dem in Kremsier versammelten Reichstage vorgelegt wurde, ging dahin, den Plan festzuhalten, daß alle östreichischen Länder ein in Gesetzgebung und Vertretung untheilbares Ganzes sein sollten. Wenn das aber geschah, wie sollten die slavischen, magyarischen und italienischen Länder Oestreichs mit Deutschland unter eine Verfassung gebracht werden? Welche Mischung der verschiedenartigsten Elemente, und welches Gewicht brachten die Millionen nichtdeutscher Völker in unsere Verhältnisse? Ein Bundesstaat mit gemeinsamer Verfassung und einheitlicher Kraft konnte auf solche Weise in keiner Art zu Stande kommen. Auch erklärte die östreichische Regierung selbst, daß die Verbindung der östreichischen Monarchie mit Deutschland keine so enge sein könne, um mit derselben zu einem Ganzen zu verschmelzen. Und die deutsch-östreichischen Provinzen konnten wiederum nicht für sich in den deutschen Bundesstaat treten und dessen Gesetzgebung befolgen, ohne sich mehr oder weniger von den übrigen östreichischen Ländern zu trennen.

Aus dieser Verlegenheit schien kaum ein anderer Ausweg zu sein, wenn die Idee des einigen Bundesstaates mit kräftiger Vertretung und Verwaltung gerettet werden sollte, als das gesammte übrige Deutschland zu einem organisch verbundenen Ganzen zu vereinigen und diesen Staat wiederum mit dem organisch verbundenen östreichischen Gesammtstaate in eine beständige und unauflösliche Union treten zu lassen, die außer durch die Kraft eines solchen Vertrages auch durch gemeinsame Handelsinteressen und einen gleichmäßigen Zollverein zusammengehalten werde. Auf diesen Gedanken gründete der, an des Oestreicher Schmerling Stelle zum Präsidenten des Reichsministerium ernannte, Freiherr von Gagern seinen Plan für die Verfassungsangelegenheit; als Ziel lag ein engerer deutscher Bund und eine deutsch-östreichische Union vor seinen Augen. Kam der Plan zur Ausführung, so trat Preußen, als der mächtigste reindeutsche Staat, durch die Natur der Verhältnisse an die Spitze des neuen deutschen Bundes. Diese Aussicht widerstrebte dem östreichischen Interesse, so wie dem mehrerer süddeutschen Staaten, theils aus confessionellen, theils aus politischen Gründen, gänzlich; und eben so widersprach der Gedanke, ein Deutschland ohne Oestreich zu bilden, dem Gefühle derjenigen, die von Anfang an die Einheit des ganzen Deutschlands mit Begeisterung ergriffen hatten. Die großdeutsche Partei, welche die Worte des Arndschen Liedes: „das ganze Deutschland soll es sein!" zu ihrem Motto wählte, vereinigt mit einem Theile der Linken, die überhaupt keine kräftige Einheit Deutschlands in monarchischer Gestalt wollte, arbeitete dem Gagernschen Plane mit allen Kräften entgegen, und leider sah sich dessen Partei genöthigt, um die Mehrheit der Stimmen zu erhalten, der Linken manches einzuräumen, was ursprünglich nicht in ih-

rem Willen gelegen hatte. Dahin gehörte unter anderm die voreilige und abgesonderte Bekanntmachung der deutschen Grundrechte als Reichsgesetz, die noch am Ende des Jahres 1848 vollzogen wurde, und die nicht abgetrennt von der übrigen Verfassung und nicht ohne Mitwirkung der Regierungen hätte geschehen sollen. Schlimmer jedoch waren die ferneren Einräumungen: erstlich, daß dem an die Spitze des deutschen Bundes zu stellenden Reichsoberhaupte, bei ihm unzweckmäßig scheinenden Beschlüssen der Nationalvertretung, kein entscheidender, sondern nur ein aufschiebender Widerspruch, kein absolutes, sondern nur ein suspensives Veto zustehen sollte; und zweitens, daß ein Wahlgesetz angenommen wurde, welches auf der breitesten demokratischen Grundlage beruhte, indem jeder unbescholtene Deutsche, der das 25. Jahr zurückgelegt habe, wahlfähig sein und daß die Wahl direct vermittelst Stimmzettel ohne Unterschrift geschehen sollte. Dadurch verlor die Versammlung an moralischem Ansehn. Die Verfassung war mit unheilbringenden Elementen gemischt und gelähmt, und ungeachtet aller dieser Opfer konnte die „Kaiserpartei" es doch nur dahin bringen, daß die Reichsverfassung, mit einem erblichen Oberhaupte unter dem Titel „Kaiser der Deutschen," nur mit einer geringen Stimmenmehrheit am 27. März angenommen, und daß am folgenden Tage die Kaiserwürde dem Könige von Preußen zu übertragen beschlossen wurde. Auch dieses Ergebniß würde kaum zu Stande gekommen sein, wenn nicht Oestreich in der zu Kremsier nach Auflösung des Reichstages von der Regierung bekannt gemachten Verfassung vom 7. März die sämmtlicheu Länder der östreichischen Monarchie zu einem unauflöslichen Einheitsstaate zusammengefaßt hätte, ohne für die deutschen Provinzen ein Anschließen an die deutsche Reichsverfassung offen zu lassen. Daneben wurde in einer Note an die Nationalversammlung der Eintritt von Gesammtöstreich in den deutschen Bund gefordert und ein Directorium von 7 Personen unter dem bleibenden Vorsitze von Oestreich vorgeschlagen, welches in Gemeinschaft mit einem „Staatenhause," aber ohne die „lähmende" Beigabe eines Volkshauses, die allgemeinen Angelegenheiten berathen und pflegen sollte. Diese Vorschläge, die dem mit Vorliebe gepflegten Gedanken eines kräftig organisirten, geschlossenen deutschen Bundesstaates so sehr widerstrebten, brachten manche Schwankende noch zu der Kaiserpartei hinüber.

Eine Deputation von einigen und dreißig Mitgliedern der Nationalversammlung, den Präsidenten Simson an der Spitze, ging nach Berlin, dem Könige von Preußen die erbliche Würde eines Kaisers der Deutschen unter Annahme der von der Versammlung aufgestellten Reichsverfassung, anzutragen. Die Gegenden, durch welche die Gesandtschaft zog, begrüßten dieselbe in der frohen Hoffnung, daß dieser große Moment die Wehen der Revolution schließen und eine neue Zeit beginnen werde; man konnte nicht glauben, daß die Nationalversammlung einen so wichtigen Schritt gethan habe, ohne vorher der Einwilligung der Preußischen Regierung gewiß zu sein. Und nur Preußen bot in diesem Augenblicke einen festen Anhaltspunkt dar, um Gesetz und Ordnung im Vaterlande herzustellen. — Am 2. April kam die Deputation in Berlin an, am 3. wurde sie von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. im Rittersaale des Schlosses empfangen. Der König antwortete auf die Anrede des Präsidenten, „daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es jetzt, zu prüfen, ob die Verfassung dem

Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten."

In dieser Antwort war schon die Ablehnung ausgesprochen; denn die Anerkennung der größeren deutschen Fürsten mit Oestreich an der Spitze war mehr als zweifelhaft, und ebenfalls lag in den königlichen Worten das Bedenken, daß die Verfassung der obersten Reichsgewalt die erforderliche Kraft nicht gewähre. Und so zeigte es sich auch in den nächsten Tagen immer entschiedener, daß der König zur Annahme nicht geneigt sei. Die Deputation kehrte mit dem Gefühle vereitelter Hoffnung nach Frankfurt zurück.

Die Nationalversammlung suchte nun noch der Reichsverfassung in so vielen deutschen Staaten als möglich, die Annahme zu verschaffen, und wirklich hatten bis zum 14. April auch 28 Regierungen ihren Beitritt in Frankfurt erklärt; aber die Königreiche Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg zögerten, und Preußen erklärte durch eine Note vom 28. April, daß die Reichsverfassung, wie sie vorliege, nicht angenommen werden könne. Und als ein Beschluß der Nationalversammlung so weit ging, ohne Rücksicht auf die Protestationen der größeren Regierungen, die Ständeversammlungen und Gemeinden der einzelnen Staaten, also das gesammte deutsche Volk, aufzufordern, die Reichsverfassung vom 28. März zur Anerkennung bringen, also indirect zur Gewalt aufforderte, fanden sich Preußen, Hannover und andere Staaten, wie es Oestreich schon gethan hatte, bewogen, die Deputirten ihrer Länder von Frankfurt zurückzuberufen.

Der Hauptzweck der Nationalversammlung, einen kräftigen deutschen Bundesstaat zu schaffen, war mißlungen; ihre ferneren Schritte waren wie der oben angeführte Beschluß, die letzten, nun schon krankhaften, Versuche, ihre Auctorität durch jedes Mittel aufrecht zu halten. Den letzten Stoß erhielt die Versammlung dadurch, daß 65 der ehrenwerthesten Männer, darunter Gagern, Simson, Dahlmann, Arndt, am 20. März ihren Austritt aus derselben erklärten. Als die nach der Verfassung beschlußfähige Zahl von 200 Deputirten nicht mehr zugegen war, wurde diese Zahl rechtswidrig auf 150, dann auf 100 herabgesetzt; und da das Verbleiben der Versammlung in Frankfurt wegen der kriegerischen Vorfälle in Baden und der Pfalz nicht mehr sicher schien, wurde ihr Sitz am 30. Mai nach Stuttgart verlegt, da in Würtemberg unterdeß die Reichsverfassung wirklich anerkannt war. Hier hielt dieses sogenannte „Rumpfparlament" am 6. Juni seine erste Sitzung und ernannte sogar eine deutsche Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern. Allein die würtembergsche Regierung duldete das Fortbestehen der Versammlung, wie der Regentschaft, nicht länger in Stuttgart und verschloß das Sitzungslocal, worauf die Mitglieder auseinander gingen. — So endete die deutsche Nationalversammlung, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten!

Der Aufruhr in Dresden.

Der Zwiespalt zwischen Regierung und Volk wegen Annahme der Frankfurter Reichsverfassung trug seine erste Frucht in Sachsen. Der in Dresden versammelte, auf breitester demokratischer Grundlage gewählte Landtag verlangte vom Könige die Anerkennung der Reichsverfassung; als die Regierung mit der Auflösung des Landtages antwortete, erhob sich am 3. Mai ein Aufstand des Volkes. Zwar mißlang der Sturm auf das Zeughaus, allein es wurden sehr starke Barrikaden errichtet, Schaaren bewaffneter

Insurgenten zogen von allen Seiten zu Hülfe, der König begab sich mit seinen Ministern auf die Festung Königstein und eine provisorische Regierung unter dem Advocaten Tzschirner nahm die Gewalt in die Hände. Die Altstadt war bald im Besitze der Aufrührer, welche zum Theil die rothe Fahne aufpflanzten. Die sächsischen Truppen vertheidigten die Neustadt, waren aber zu schwach, den übrigen größeren Theil der Stadt wieder zu gewinnen. Da rief der König die Preußische Regierung um Beistand an und am 6. Mai rückten preußische Truppen ein und begannen mit den sächsischen den Angriff auf die Barrikaden. Drei Tage hielten die Aufrührer den Kampf aus, jeder Schritt mußte erobert werden und ein großer Schaden wurde an öffentlichen und Privatgebäuden angerichtet. Am 9. Mai erst, nachdem der Postplatz und die große Barrikade am Altmarkte erstürmt waren, hörte der Widerstand allmälig auf; die Freischaaren flohen nach allen Seiten aus der Stadt, Tzschirner entkam, der Russe Bakunin, einer der thätigsten Anführer, wurde gefangen. Die Gefängnisse füllten sich mit Verhafteten, gegen welche die Gerichte ihre Untersuchung begannen.

Der Aufruhr in der Pfalz und in Baden.

Ein fruchtbarer Boden für die Umsturzpartei war die obere Rheingegend, sowohl jenseits als diesseits des Rheines; nemlich die Pfalz oder Rheinbaiern, an das unruhige Frankreich angrenzend und durch vielfachen Tausch der Landesherrschaft seit einem halben Jahrhundert von Unterthanentreue und gemüthlicher Anhänglichkeit an die Regierung entwöhnt; und ferner das Badensche Land, besonders in den südlichen an die Schweiz grenzenden Gegenden, wo schon zweimal durch Hecker und Struve der Versuch zu einer republikanischen Erhebung gemacht war. Auch hier war der Boden durch die Einwirkung von Frankreich und der Schweiz aus, durch eine schamlose Presse und vielleicht auch durch Schwäche der Regierung, tief unterwühlt.

In der Pfalz diente, wie in Sachsen, die Weigerung der baierschen Regierung, die Reichsverfassung anzunehmen, zum Vorwande eines Aufruhrs, der mehr als die Reichsverfassung beabsichtigte, obwohl die Demokraten die Durchführung derselben an ihre rothe Fahne schrieben. Auf einer Volksversammlung zu Kaiserslautern wurde eine Volkswehr und eine provisorische Regierung beschlossen, die am 17. Mai wirklich errichtet wurde, und nun strömten von allen Seiten Freischaaren herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, emigrirte Polen und deutsche Arbeiter aus Frankreich. Die Festungen Landau und Germersheim waren in großer Gefahr, denn viele Soldaten gingen mit Gewehr und Tornister haufenweise zu den Aufrührern über, so daß Landau nur durch die Standhaftigkeit der Offiziere gerettet wurde, die selbst mit dem Gewehr im Arm Schildwache standen. Es war fast kein Widerstand der Behörden möglich und die provisorische Regierung schloß mit derjenigen in Baden, die unterdeß auch eingetreten war, einen Bund zu gemeinschaftlichem Beistande.

Hier in Baden konnte die Revolution nicht, wie in der Pfalz, die Durchführung der Reichsverfassung zum Vorwande nehmen, denn der Großherzog war einer der ersten, welcher die Reichsverfassung anerkannt hatte. Hier mußten Lüge und Blendwerk zu Hülfe genommen werden und vor Allem mußte man den Widerstand der Regierung dadurch zu brechen suchen, daß das Militair seiner Pflicht untreu gemacht wurde. Das gelang denn

auch zum Erschrecken aller Vaterlandsfreunde nur zu wohl. Manche Umstände kamen dabei zu Hülfe. Die badenschen Truppen waren zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung im J. 1848, daß der Militärstand in den einzelnen Staaten vermehrt werden solle, durch Einberufung vieler jungen Leute ergänzt, die unwillig folgten, die schon republikanische Grundsätze eingesogen und in ihrer Heimath gesehen hatten, wie man diejenigen beurlaubten Soldaten, die gegen Hecker gefochten hatten, mit dem ärgsten Schimpfe behandelte. Die Lehre, „daß der Soldat im Kampfe zum Volke halten müsse," hatte bei Vielen Eingang gefunden, und Verführung durch Freibier und sonstige Bestechung brachte einen widerspenstigen Sinn unter das Heer, dessen Ausbruch am 11. Mai in Rastatt erfolgte. Der Kriegsminister, General Hoffmann, eilte dorthin, fand aber kein Gehör und mußte, um sein Leben zu retten, mit den meisten Offizieren fliehen. Die Festung blieb in der Gewalt der Meuterer.

Eine am 13. zu Offenburg gehaltene große Volksversammlung, in der Siegesfreude über den Rückhalt einer gewonnenen Festung, decretirte die Revolution für permanent und beschloß die Verschmelzung des Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern. An demselben Abende verbreitete sich der Soldatenaufruhr in Karlsruhe durch zwei von Bruchsal zurückgekehrte betrunkene Compagnieen; die Kaserne wurde im Innern verwüstet, einige Offiziere und Unteroffiziere getödtet, die meisten übrigen Offiziere zur Flucht genöthigt. In dieser Schreckensnacht floh auch der Großherzog mit seiner Familie nach der Festung Germersheim und von da nach dem elsassischen Städtchen Lauterburg. Die Minister folgten und der in Offenburg errichtete Landesausschuß zog triumphirend als „provisorische Regierung" in Karlsruhe ein. Ihr Haupt, der Advocat Brentano, gab die Versicherung vom Balkone des Rathhauses, ihr Zweck sei nur die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung. Die Republik zu proclamiren, wagten die Anführer noch nicht; der Schein mußte für's Erste noch bewahrt werden; aber bald gewannen der aus seiner Haft in Rastadt befreite Struve und andere Republikaner solchen Einfluß und brachten die Dinge so sehr in Unordnung, daß der besonnenere Brentano große Mühe hatte, die Haltung des Ganzen einigermaßen zu bewahren. Dennoch zeigte sich die Unfähigkeit und Schlechtigkeit der Männer, welche die Zweige der öffentlichen Verwaltung in die Hände genommen hatten, sowohl in Baden als der Pfalz, so augenscheinlich, und die Gewaltsamkeiten wurden so schreiend, daß das Volk bald enttäuscht wurde. Dazu mißlang der Versuch, eine Umwälzung in Würtemberg hervorzubringen, durch die Energie des Ministers Römer, und ein Einfall in das Darmstädtische durch die Treue und Tapferkeit der hessischen Truppen.

Unterdeß hatten sowohl der Großherzog von Baden, als auch der König von Baiern, preußische Hülfe verlangt; es sammelten sich die Truppen am Rhein unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen und rückten den Grenzen näher. Auch der Erzherzog-Reichsverweser, der ungeachtet der Auflösung der Nationalversammlung fest auf seinem Platze geblieben war, versammelte hessische und meklenburgische Reichstruppen, und diese drangen am rechten Rheinufer gegen Baden vor, während die Preußen die Pfalz in der Mitte Juni schnell zur Unterwerfung brachten und dann auch in Baden einrückten. Die Aufständischen waren an Zahl nicht gering, denn es war ihnen viel Zuzug von Freischaaren geworden, die sich an den Kern der badi-

schen Truppen anschlossen; auch hatte die provisorische Regierung einen geübten General, den Polen Mieroslawsky, der schon in Posen und Sicilien Insurgentenheere geführt hatte, an die Spitze der ganzen Streitmacht gestellt. Allein er war hier nicht glücklicher als in Posen und Sicilien. Seine Haufen wurden immer enger zusammengedrängt und in vielen einzelnen Gefechten geschlagen. Karlsruhe wurde am 25. Juni wieder besetzt und Rastatt darauf eng eingeschlossen. Die Insurgenten zogen sich nach der Schweizer Grenze zurück und lösten sich größtentheils auf; einige Anführer gingen mit einigen tausend Mann und einer Anzahl Kanonen über die Grenze und wurden von den Schweizern entwaffnet. Rastatt müßte sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade ergeben. Bairische Behörden und Truppen zogen wieder in die Pfalz ein, der Großherzog von Baden kehrte nach Karlsruhe zurück; aber das badensche Land blieb von Preußen besetzt, weil das eigne Heer so gut als aufgelöst war. Der Belagerungszustand mußte die Ordnung aufrecht halten helfen und die Bestrafung vieler Schuldigen den Gesetzen neues Ansehn verschaffen.

Das Dreikönigsbündniß.

Preußen hatte sich durch die feste Haltung der Regierung und des Volkes wieder in der öffentlichen Meinung befestigt. Zwar hatten die am 26. Februar zusammengetretenen Kammern sich mit der Regierung nicht einigen können und wurden am 17. April aufgelöst; auch waren in der Zeit der Bewegung über die frankfurter Reichsverfassung in einigen Gegenden der sächsischpreußischen Provinzen und der Rheingegend, namentlich in Elberfeld und Iserlohn, Versuche zum Aufstande und zur Verführung der Landwehr gemacht worden; allein sie waren schnell unterdrückt und gerade die Landwehr hatte ihre Pflicht gegen die Aufständischen in Baden auf musterhafte Weise erfüllt. Die bewundernswerthe Kriegsordnung, welche Scharnhorst und seine Freunde in den Jahren der Erniedrigung dem preußischen Staate gegeben und die in den Freiheitskriegen ihre Feuerprobe bestanden hatte, bewährte sich auch jetzt als der festeste Kern des preußischen Staates.

Dieses Zutrauen, welches sich wieder auf Preußen lenkte, während fast alle übrigen deutschen Staaten mehr oder weniger wankten und Oestreich in den schweren Streit mit Ungarn verwickelt war, führte zu einem neuen Versuche, mit Preußens Hülfe einen Mittelpunkt für eine Neugestaltung Deutschlands zu gewinnen, sollte auch Oestreich für's Erste außerhalb bleiben müssen. Es versammelten sich, auf Preußens Einladung, die Gesandten mehrerer deutschen Staaten im Mai dieses Jahres in Berlin, um eine solche Abänderung der frankfurter Reichsverfassung zu berathen, welche dem Bundesstaate eine kräftige Executivgewalt, einen Reichstag, aus Staatenhaus und Volkshaus bestehend, und ein Reichsgericht geben sollte. Die höchste Gewalt sollte ein Reichsvorstand, an der Spitze eines aus 6 Stimmen bestehenden Fürstencollegiums, üben und die Reichsvorstandswürde mit der Krone erblich verbunden sein. Es wurde darauf gerechnet, daß alle deutschen Länder, außer Oestreich, an diesem Bunde Theil nehmen würden; allein nur die Gesandten von Hannover, Sachsen und Baiern betheiligten sich an den Berathungen, und da Baiern zögerte, schlossen am 26. Mai nur Hannover und Sachsen mit Preußen das Bündniß, welches nachher „das Dreikönigsbündniß“ genannt ist. Es war der Augenblick drängenden Entschlusses, denn eben erst war der sächsische Aufruhr gestillt und der in der

Pfalz und Baden stand auf seiner vollen Höhe; die verbündeten Könige hofften, daß, wenn nur erst der Kern gebildet sei, die übrigen Länder sich anschließen würden; und wirklich gelang dieses auch mit der großen Mehrzahl der mittleren und kleineren deutschen Staaten, die in dem Halt, den sie durch Preußen gewannen, ihre Stütze fanden. Allein Baiern und Würtemberg weigerten sich; sie gaben sich dem wieder wachsenden Einflusse Oestreichs hin; und Sachsen und Hannover, die von Anfang an auf den Beitritt jener beiden süddeutschen Staaten gerechnet hatten, fingen an, sich wieder zurückzuziehen, so daß das Gelingen dieses neuen Versuchen, einen deutschen Bundesstaat zu stiften, schon im Laufe des Jahres 1849 immer zweifelhafter wurde.

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Wendung der Dinge hatte die Wiedererhebung Oestreichs aus schweren Kämpfen, welche wir hier einfügen müssen.

Der Krieg in Italien.

Der König Karl Albert, von den Liberalen gedrängt und fast in seiner eignen Herrschaft bedroht, kündigte schon im März den Waffenstillstand mit Oestreich auf und drang mit einem großen sardinischen Heere, zum Theil unter polnischen Generalen, gegen die Lombardei vor. Allein so wohlberechnet und kräftig waren die Anstalten des altern Feldherrn Radetzky getroffen, daß er das feindliche Heer in dem durch alte und neuere Kriegsereignisse so berühmten Stromgebiete des Tessino überraschte und am 22. und 23. März bei Mortara und Novara so entscheidend aufs Haupt schlug, daß der ganze Feldzug eigentlich in 4 Tagen beendigt war. Karl Albert, an seinem Schicksale verzweifelnd, forderte einen Waffenstillstand, ja, er legte die Krone nieder und übergab sie seinem Sohne Victor Emanuel, der nun eiligst einen Frieden unter nachtheiligen Bedingungen und mit großen Geldopfern schließen mußte. Karl Albert selbst floh auf verborgenen Wegen aus seinem Lande und begab sich nach Portugal, wo er schon nach drei Monaten in Oporto gebrochenen Herzens gestorben ist. Der Friede erregte zwar den Unwillen des Volkes und sogar einen Aufstand in Genua, der mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte; allein die sardinischen Kammern erkannten die Unmöglichkeit des ferneren Widerstandes und bestätigten den Frieden. Nun konnten die Oestreicher ihre Kräfte gegen das noch nicht unterworfene Venedig wenden, und am 25. August ergab sich auch diese Stadt. Oestreichs Ansehen und Uebergewicht in Italien war wiederum so befestigt, daß es mit die Hand dazu bieten konnte, auch den Papst in seine Oberherrschaft wieder einzusetzen.

In Rom nemlich war die Revolution auf ihren Höhepunkt gestiegen, hatte, wie wir schon gesehen haben, den Kirchenstaat zu einer römischen Republik erklärt und gedachte dem Papste nur die Würde eines päpstlichen Oberhauptes der katholischen Kirche zu lassen. Aber Pius IX. rief die Hülfe der katholischen Mächte an, und um den Oestreichern nicht die ganze Entscheidung über Italien zu lassen, mußte die französische Republik sich selbst entschließen, eine zweite Republik, die sich nach ihrem Beispiele gebildet hatte, zu bekriegen. Im April landete ein französisches Corps von 17,000 Mann unter dem General Oudinot zu Civita vecchia und zog gegen Rom. Es war jedoch eine starke Besatzung von Freischaaren in Rom und das römische Volk selbst war im höchsten Grade aufgeregt; an Geschütz und Waffen und Kriegsvorrath war kein Mangel; die Uebergabe der Stadt

wurde verweigert und mehrere Angriffe der Franzosen wurden blutig zurückgeschlagen. Erst als das französische Heer Verstärkungen erhalten hatte und seine Angriffe erneuerte, ging die Stadt am 3. Juli durch Capitulation an die Franzosen über. Mazzini, Garibaldi und andere Anführer entflohen und es wurde eine militärische Regierung eingeführt, bis der Papst drei Kardinäle schickte, welche die geistliche Herrschaft wieder einrichten sollten. Er selbst kehrte im J. 1849 noch nicht wieder nach Rom zurück. Die Oestreicher hatten, um die Franzosen nicht allein schalten zu lassen, unterdeß Bologna und Ancona ebenfalls mit Gewalt eingenommen. Die neapolitanischen Truppen, die in den südlichen Theil des Kirchenstaates eingerückt waren, und einige tausend Spanier, die ebenfalls zur Hülfe des Papstes gelandet waren, zogen in ihre Länder zurück.

Dem Könige von Neapel war es gelungen, im J. 1849 die Insel Sicilien wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen; sie sollte ihre eigne Verwaltung und ihren eignen Statthalter haben.

Der Ungarsche Krieg.

Schwerer, als in Italien, war für Oestreich der Kampf zur Unterwerfung der Ungarn. Dieses kräftige Volk entwickelte eine außerordentliche Tapferkeit und Thätigkeit. Sie drängten in einer Reihe blutiger Gefechte die Oestreicher unter dem Fürsten Windischgrätz aus einer Stellung in die andere zurück, besetzten am 23. April Pesth und erstürmten am 19. Mai unter dem tapfern Görgey Ofen. Ihr Heer wuchs zum Theil durch Zuzüge von polnischen und deutschen Freischaaren, bis auf 200,000 Mann, unter deren Anführern auch die polnischen Generale Bem und Dembinsky waren. Bem hatte schon im Januar ganz Siebenbürgen unter die Herrschaft der Magyaren gebracht. An drei Seiten standen die Ungarn an den Grenzen ihres Landes und die Kaiserlichen hatten nur noch zum Schutze Wiens Preßburg in ihrem Besitz. Im stolzen Vertrauen auf die Siege des Heeres erklärte der Reichstag in Debreczin die Unabhängigkeit Ungarns von Oestreich und von dem lothringschen Herrscherhause und bestellte eine provisorische Regierung unter der Leitung Kossuths als Gouverneurs; die Absicht war auf eine magyarische Republik gerichtet. In dieser gefahrvollen Zeit, da die Kraft der noch immer erschütterten Monarchie zur Bewältigung Ungarns nicht auszureichen schien, — und ohne Ungarn und die slavischen Provinzen, die auch zum Theil nach Unabhängigkeit strebten, war Oestreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, — suchte der Kaiser die Hülfe von Rußland. An demselben Tage, an welchem Görgey Ofen stürmte, war der junge östreichische Herrscher bei dem Kaiser Nicolaus in Warschau und erhielt die Zusage der Hülfe. Sie war schon in so weit vorbereitet, als die russischen Heere gerüstet an den Grenzen standen; die Sicherheit des eignen Staates, besonders der polnischen Länder, forderte den russischen Kaiser zur Wachsamkeit auf und gern nahm er die Gelegenheit wahr, das drohende Feuer löschen zu helfen. Ende Mai rückten die russischen Truppen über Krakau und Dukla, unter dem ersten Feldherrn Rußlands, Paskewitsch, in Ungarn ein; von Osten drang der Feldmarschall Haynau mit dem indeß verstärkten östreichischen Heere, von Süden der Ban Jellachich mit den Kroaten und Grenzern vor. Diesen überlegenen Heeren setzten die Ungarn zwar einen tapfern, aber auf die Dauer vergeblichen, Widerstand entgegen; sie wurden immer enger zusammengedrängt, Ofen und Pesth fielen in der Mitte Juli den Oestreichern wieder in die Hände; der ungarsche

Reichstag zog sich nach Szegedin zurück, von wo er auch bald von Haynau vertrieben wurde; durch eine glückliche Schlacht bei Temeswar befreite der letztere diese von Hunger und Cholera hart bedrängte Stadt von der Belagerung der Magyaren; und zu dem Allen war Zwiespalt und Rathlosigkeit unter den Häuptern des Aufstandes. Der tapferste und von der Armee angebetete ungarsche General, Görgey, war eifersüchtig auf den Vorzug, den Kossuth den polnischen Generalen gab; er billigte überhaupt die republikanischen Bestrebungen Kossuths nicht. Auch mochte er wohl, in der Ueberzeugung der Vergeblichkeit des längeren Kampfes und um die Leiden seines Vaterlandes zu beendigen, schon auf Unterhandlung mit den feindlichen Anführern gedacht haben. Am 11. August erschien er in einem großen Rathe, der zu Arad von Kossuth und der provisorischen Regierung gehalten wurde; sein Ansehn bei dem Heere bewirkte, daß er zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt ernannt wurde; und schon am 13. August streckte er mit einer Armee von 30,000 Mann, mit 120 Kanonen, zu Villagos vor dem russischen General Rüdiger die Waffen, gerade als Haynau sich bereitete, ihm die letzte entscheidende Schlacht zu liefern. Diese unerwartete Katastrophe, auf welcher noch ein Dunkel liegt, machte dem Kriege ein schnelles Ende. Die Anführer: Kossuth, Bem, Dembinsky und andere gingen über die türkische Grenze, wurden dort unter türkischen Schutz aufgenommen und später, auf Oestreichs und Rußlands Verlangen, in das Innere des Reiches abgeführt. Die noch nicht eroberten Festungen ergaben sich; nur Komorn hielt sich noch einen Monat lang unter dem tapfern Klapka, bis dieser, da er alles verloren sah, eine ehrenvolle Uebergabe erlangte und sein Vaterland verließ. Görgey erhielt für den großen Dienst, den er dem östreichischen Staate geleistet hatte, einen sichern Aufenthalt in Klagenfurt. Die Masse der gemeinen Krieger, die Honveds, gingen in ihre Heimath; die Anführer, die man gefangen, wurden einer strengen Strafgerechtigkeit unterworfen, in bedeutender Anzahl zum Tode verurtheilt, andere zu längerem Gefängniß, die minder Beschwerten wurden „assentirt“ d. h. als Gemeine oder Fuhrknechte in die östreichischen Truppen eingereiht. Das verwüstete ungarsche Land erwartet seine allmälige Herstellung, als integrirende Provinz des östreichischen Gesammtstaates, von der heilenden Gesetzgebung desselben, wird aber noch lange an den geschlagenen Wunden bluten.

Das von diesem schweren Kampfe freigewordene Oestreich wandte nun wieder seine Blicke nach Deutschland; es arbeitete dem Dreikönigsbündnisse entgegen, welches, wenn es gelang, jedenfalls den Einfluß Oestreichs auf Deutschland schwächen mußte; und um seine Hand wieder thatsächlich in die deutschen Angelegenheiten zu bringen, vereinigte es sich mit Preußen am 26. Septbr. über eine gemeinschaftliche interimistische Bundesregierung, die bis zum 1. Mai 1850 in Wirksamkeit bleiben sollte. Sie wurde auch von den übrigen deutschen Regierungen anerkannt, denn es fehlte ja gänzlich an einer gemeinsamen Behörde, da die Stellung des Reichsverwesers ohne die Nationalversammlung eine ganz haltlose geworden war. Am 26. Decbr. trat denn auch der Erzherzog Johann seine Gewalt förmlich an die interimistische Centralbundescommission, die ebenfalls in Frankfurt ihren Sitz nahm, ab.

Am 7. August waren in Berlin die nach einem neuen Wahlgesetze gewählten preußischen Kammern zusammengetreten und arbeiteten, im Verein mit der Krone, an der Revision des vom Könige gegebenen Verfassungsentwurfes. Preußen sollte in Wahrheit in die Reihe der constitutionellen Staa-

ten eintreten. Dieses wichtige Ziel vereinigte auch nach mehrfachen Kämpfen die sich entgegenstehenden Ansichten durch gegenseitiges Nachgeben so wesentlich, daß man gegen das Ende des Jahres das Verfassungswerk als in seinem Gelingen gesichert betrachten konnte. — Eine, wenn auch geringe, Vergrößerung des preußischen Staates bereitete sich im J. 1849 dadurch vor, daß die hohenzollernschen Fürsten im südlichen Deutschland das alte hohenzollernsche Erbland dem Könige von Preußen gegen eine Jahresrente mit vollem Erbrechte abzutreten sich erboten. Es waren 21 Quadratmeilen, von Würtemberg und Baden umfaßt, mit 60 bis 70 Tausend Einwohnern, und den Hauptstädten Hechingen und Siegmaringen. Im J. 1850 kam die Uebergabe zur Vollziehung. Die Zahl der deutschen Bundesstaaten wurde dadurch auf 37 verringert, da auch die Anhaltschen Linien um eine vermindert waren.

Es bleibt uns dem Jahre 1849 noch:

Der neue Krieg mit Dänemark kurz zu erzählen übrig. Da der Friede mit dieser Macht nicht zu Stande kam, weil Dänemark, auf den Schutz Rußlands und Englands vertrauend, den Herzogthümern keine günstige Bedingungen zugestehen wollte, wurde der Waffenstillstand von Malmö im März 1849 von dänischer Seite aufgekündigt; es war die Zeit gekommen, wo die Dänen ihre Flotte wieder zur Beunruhigung der Küsten gebrauchen konnten. Da rückten Preußen, Hannoveraner, Baiern, Würtemberger, Sachsen und andere wieder in Schleswig ein und der Krieg begann. Sein Anfang war glücklich für die deutschen Waffen. Zwei große Kriegsschiffe, die sich unvorsichtig bei einem Nordostwinde, der ihr Wiederauslaufen verhinderte, in den Hafen von Eckernförde gewagt hatten, das Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion, wurden von den Strandbatterien, — es war eine holsteinische und eine nassauische, — so wirksam beschossen, daß das Linienschiff in Brand gerieth und in die Luft flog und die Fregatte, nachdem ihr das Steuerruder zerschossen war, die Flagge streichen mußte. Sie ergab sich und wurde später der deutschen Flotte einverleibt. Bald darauf wurden die Düppeler Schanzen im Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber, von den Baiern und Sachsen erstürmt und die Dänen auf die Insel Alsen zurückgetrieben. Es war ein schöner Wetteifer unter den deutschen Truppen, man sah, was sie in Vereinigung gegen einen gemeinsamen Feind würden ausrichten können. Die Herzoge von Sachsen-Koburg und von Nassau waren selbst bei ihren Truppen. Das schleswig-holsteinsche Corps, unter dem Befehle des Generals Bonin, drang kühn voran, erstürmte die Grenzstadt Kolding und stand bald vor der Festung Fridericia in Jütland, die nun belagert werden sollte. Aber die lähmende Politik, die so oft zum Schaden Deutschlands den Sieg unserer Waffen gehemmt hat, trat auch hier in den Weg. Die Schutzmächte Dänemarks, die eine Schwächung dieses Reiches nicht wollten, ließen die Furcht eines europäischen Krieges wirken; dazu war damals der unglückliche Augenblick, wo Deutschland keine kräftige Centralgewalt mehr hatte, wo in Sachsen und Baden der Aufruhr tobte und Ungarn Oestreichs Macht zu brechen drohte; da konnte Preußen nicht überall allein handeln. Der Krieg wurde von seiner Seite im Mai und Juni lässig geführt, weil schon Unterhandlungen unter Vermittlung Englands angeknüpft waren; und diese führten im Juli zu einem neuen Waffenstillstand mit Dänemark bis zum 1. Jan. 1850. Kurz vorher, ehe er abgeschlossen war, benutzten die Dänen die Unaufmerksamkeit der Gegner, warfen das jütländische Armeekorps unter dem General Rye von der See-

seite in Fridericia und machten nun mit weit überlegener Macht einen Angriff auf das holsteinische Belagerungsheer, sie trieben dasselbe, trotz des tapfersten Widerstandes, mit hartem Verluste zurück. Dieser Unfall vermehrte den Unmuth in Deutschland über den neuen Waffenstillstand und dessen Bedingungen noch sehr. Schleswig nemlich wurde vorläufig von Holstein getrennt, erhielt eine eigne Landesregierung, aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Bevollmächtigten als Obmann bestehend, und erhielt in seinem nördlichen Theile eine Besatzung von 4000 Schweden als neutraler Truppen, im südlichen von Preußen, und auf den Inseln von Dänen. Die von der deutschen Centralgewalt in Holstein und Schleswig eingesetzte Statthalterschaft, die bei den Verhandlungen nicht zugezogen war, legte gegen diese Anordnungen ihren Einspruch ein, mußte aber der Gewalt weichen und verlegte ihren Sitz von Schleswig nach Kiel. Ihr Heer behielt sie unter den Waffen. Diese wackern norddeutschen Länder, die so treu mit Deutschland zusammen stehen wollten, die sich so besonnen und fern von demagogischem Treiben gehalten hatten und nur ihr Recht verlangten, mußten die Theilname aller deutschen Herzen in Anspruch nehmen.

188. Die Jahre 1850 und 1851.

Es ist nicht Aufgabe der Geschichte, ein abschließendes Urtheil über das eben Geschehene, was in seinem wahren Zusammenhange noch nicht klar ist, zu fällen, oder die Zukunft zu deuten nach Ansichten, in welchen die fehlsame Einsicht des Einzelnen, von mehr oder weniger engem Gesichtskreise beschränkt, so leicht dem Irrthume verfällt. Sie kann und soll nur das wirklich Geschehene und Gewordene mit möglichster objectiver Treue aufbewahren, damit in Zukunft, wenn der Zusammenhang und die bewegenden Kräfte heller ans Licht getreten sind, die Bedeutung des Einzelnen richtig erkannt werden möge. Wir wollen daher auch nur einfach die wirklichen Thatsachen der letzten beiden Jahre, von welchen das zweite zur Hälfte verflossen ist, berichten und sogleich das Schicksal des nördlichen Theiles unseres Vaterlandes, von welchem eben die Rede gewesen ist, weiter verfolgen.

Der Waffenstillstand mit Dänemark führte auch diesesmal zu keinem vollständigen Frieden, der die Verhältnisse der Herzogthümer endgültig festgestellt hätte; die dänischen Forderungen gingen viel zu weit über dasjenige hinaus, was man von der andern Seite einzuräumen für recht hielt. Gleichwohl konnte Preußen nicht allein gegen das übrige Europa die Rechte der Herzogthümer verfechten, sondern fand am Ende keinen Ausweg aus der schwierigen Lage, als nur durch einen einfachen Frieden vom 2. Juli 1850, welcher nach und nach auch von den übrigen deutschen Regierungen bestätigt wurde, dem Kriegszustande zwischen Deutschland und Dänemark ein Ende zu machen. Die Rechte der Herzogthümer und die des deutschen Bundes in Beziehung auf Holstein waren in allgemeinen Ausdrücken vorbehalten. Man überließ es also beiden streitenden Parteien, ihre Sache mit einander allein auszumachen, und da dieses auf friedlichem Wege auch jetzt nicht gelingen wollte, so trat thatsächlich der Kriegszustand wieder ein. Die Dänen rückten über die schleswigsche Grenze und die holsteinische Armee, die das engverbündete Schleswig nicht preisgeben wollte, trat ihr von der andern Seite entgegen. Sie wurden von dem, von der Statthalterschaft zum Oberbefehl berufenen, ehemaligen preußischen General Willisen geführt, — den General Bonin hatte der König nebst den übrigen preußischen Offizieren zurückgerufen. Die Dänen standen unter dem General Krogh.

Die Heere mußten in dem kleinen Lande bald aufeinander stoßen, und so kam es am 25. Juli bei Idstedt, im Norden der Stadt Schleswig, zur Schlacht. Das dänische Heer war dem holsteinischen bedeutend überlegen, es zählte 36000 Mann gegen 26000. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und von früh Morgens bis Mittag mit abwechselnden Glücke gestritten; allein die Uebermacht der Dänen erlaubte ihnen, ihre Truppen im Mittelpunkte mehrmals durch neue zu ersetzen und zugleich den linken Flügel der Holsteiner mit einer Umgehung zu bedrohen. Da, als der Rückzug gefährdet war und ein längerer Kampf Alles aufs Spiel setzten konnte, entschloß sich der General Willisen zum Rückzuge, der auch in guter Ordnung bis zur Holsteinischen Gränze vollführt wurde. Hier bot die Festung Rendsburg einen festen Stützpunkt und das Heer nahm seine Stellung so vortheilhaft, daß die Dänen einen neuen Angriff nicht wagten; allein der größte Theil des schleswigschen Landes war durch diesen Sieg in ihre Hände gefallen. Der Verlust in der Schlacht von Idstedt mochte auf beiden Seiten etwa 6000 Mann betragen haben.

Von nun an standen beide Heere kampfgerüstet einander gegenüber. Die Dänen machten keinen Angriff, weil ein Sieg sie über die holsteinische Grenze in ein deutsches Bundesland gebracht haben würde und weil die großen Mächte wahrscheinlich einen neuen Zusammenstoß mit Deutschland vermieden wissen wollten. Die holsteinische Armee war für eine zweite Hauptschlacht nicht stark genug, denn selbst einen Sieg konnte sie nicht so verfolgen, um dadurch Dänemark zum Frieden zu zwingen. Ein paar Angriffsversuche, die die Holsteiner auf einzelnen Punkten machten, z. B. bei Missunde und auf die Stadt Friedrichsstadt, kosteten viel unnütz vergossenes Blut und änderten in der Lage der Dinge nichts. So lag die Entscheidung auch dieser Sache an der Wendung, welche die Angelegenheiten Deutschlands nahmen, und an dem Einflusse, den die fremden Mächte auf diese übten.

Für Deutschland wurde, seit Oestreich wieder erstarkt war, das Verhältniß der beiden deutschen Großmächte zu einander der Punkt, um welchen sich jetzt unsere Zukunft drehte. Preußen richtete noch eine Zeitlang seine Anstrengungen dahin, einen engeren Bund unter seiner Anführung zu bilden, der möglichst viele Länder, namentlich den Norden Deutschlands umfassen möchte. Zuerst wurde mit den eignen Ständen die neue Verfassung des preußischen Staates vereinbart, welche Anhaltspunkte genug für die Entwicklung eines constitutionellen Lebens enthielt, und am 6. Febr. 1850 vom Könige feierlich beschworen. Dann wurde zur Feststellung der Verfassung für den engeren Bund ein Reichstag nach Erfurt ausgeschrieben und dabei vorgeschlagen, daß der Bund, da er nur einen Theil Deutschlands umfassen werde, nicht Reich, sondern deutsche Union, und sein Organ, aus dem Volks- und dem Staatenhause bestehend, nicht Reichstag, sondern Parlament der deutschen Union heißen sollte. Von dem Vorschreiten auf diesem Wege hatten Sachsen und Hannover immer abgerathen, weil sie keine Union außer mit allen deutschen Staaten, Oestreich vorläufig ausgenommen, haben wollten; und jetzt nahmen diese beiden Königreiche daher Veranlassung, das Parlament nicht zu beschicken, ja, Hannover trat durch förmliche Erklärung von dem Dreikönigsbunde zurück. Gleichwohl wurde am 20. April das Parlament in Erfurt eröffnet, zum Präsidenten des Staatenhauses wurde v. Auerswald, zu dem des Volkshauses der ehemalige Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, Simson, der ein Jahr früher dem Könige von

Preußen den Antrag wegen Annahme der deutschen Kaiserkrone gemacht hatte, erwählt. Diese Wahl zeigte schon, daß der Kern der ehemaligen Nationalversammlung, der damals schon Preußen an die Spitze des größeren Theiles von Deutschland bringen wollte, und der sich nachher in Gotha zu fernerem gemeinschaftlichen Wirken verbunden hatte, in Erfurt stark vertreten und entschlossen war, den alten Plan, wenn auch in noch geringerem Umfange, durchzuführen. In der That vereinigte sich auch das Parlament, nach mancher lebhaften Verhandlung, im Wesentlichen mit den Vorschlägen der Krone Preußen. Allein ein förmlicher Abschluß kam nicht zu Stande. Das preußische Cabinet machte seine letzte Sanction der gefaßten Beschlüsse von der Zustimmung der übrigen Unionsregierungen abhängig, und diese wiederum zögerten zum Theil, zum Theil machten sie Bedingungen, wie z. B. Oldenburg und die Hansestädte, welche wegen ihrer Lage und ihrer Handelsverhältnisse durch den Nichtbeitritt Hannovers in Nachtheil gesetzt waren. Es trat immer mehr zu Tage, daß man seiner eignen Sache nicht sicher war. Auch ein Congreß der Unions Fürsten, der im Mai in Berlin gehalten, und ein provisorisches Fürstencollegium, welches darauf eingesetzt wurde, führten dieselbe nicht weiter.

Oestreich hatte indeß schon seine Gegenmaßregeln genommen; um jede abgesonderte Union zu verhindern, berief es, in Uebereinstimmung mit Baiern und Würtenberg, eine Versammlung, der Abgeordneten aller deutschen Regierungen unter Oestreichs Vorsitz nach Frankfurt, um auf dem Grunde der Verträge des deutschen Landes von 1815 den Rechtsboden für eine Neugestaltung des Bundes zu gewinnen. Außer den schon genannten Regierungen schickten Sachsen, Hannover, beide Hessen nebst Hessen-Homburg, und einige andere kleinere Staaten ihre Gesandten, und an demselben Tage, an welchem die Unionsfürsten in Berlin zusammengetreten, am 10. März wurde der Congreß in Frankfurt eröffnet. Preußen mit den treugebliebenen Unionsfürsten, protestirte gegen die Befugniß der frankfurter Versammlung, für ganz Deutschland gültige Beschlüsse zu fassen, und verlangte vielmehr freie, durch die Formen der alten im J. 1848 aufgehobenen Verfassung nicht gebundene, Verhandlungen aller deutschen Regierungen, so wie die Anerkennung seiner Union, die Oestreich wiederum verweigerte. Zwei, an Umfang und Menschenzahl fast gleiche, Hälften Deutschlands standen einander schroff gegenüber und die Verhandlungen hätten noch lange Zeit einen unentschiedenen Zustand erhalten können, wenn nicht besondere Zwischenfälle eine raschere Entscheidung herbeigeführt hätten.

Ein solcher Fall stellte sich in den Verhältnissen des churhessischen Staates dar. Hier hatte der Churfürst, mit seinem liberalen Ministerio Eberhard unzufrieden, den ehemaligen, im Lande nicht beliebten, Minister Hassenpflug zurückberufen und gerieth darüber mit den Ständen, die gegen ein solches Ministerium protestirten und, weil ihnen keine Zeit zur Berathung eines vollständigen Budjets gegeben sei, nur die Forterhebung der indirecten Steuern bewilligten, in einen unaufhörlichen Steit. Die Stände wurden am 2. Sept. aufgelöst, die Forterhebung aller Steuern durch landesherrliche Verordnung befohlen, und da der landständische Ausschuß und fast alle Oberbehörden in Kassel dieses Verfahren der Regierung für verfassungswidrig erklärten, wurde am 7. Sept. das ganze Land in den Kriegsstand versetzt. Am 13. Sept. verließ der Churfürst mit seinen Ministern Kassel und verlegte seine Residenz nach Wilhelmsbad im Hanauschen Kreise. Der östreichsche Bundestag in Frankfurt, an welchen sich der Churfürst wandte, erklärte

die Steuerverweigerung der hessischen Stände für ungesetzlich und gab der Regierung selbst auf, der Verwirrung ein Ende zu machen. Das vermochte sie aber nicht mit eigenen Mitteln, weil das ganze Land, die Behörden und selbst die Gerichte, entgegenstanden und bei dem Gebrauche von Gewalt auf das Militair nicht zu rechnen war. Im Oct. forderten gegen 200 hessische Offiziere ihre Entlassung, weil sie auf die Verfassung beeidigt seien und nicht in den Fall kommen wollten, ihren Eid zuverletzen. Bei dieser Lage der Dinge verlangte der Churfürst Hülfe beim Bundestage in Frankfurt und erhielt sie zugesagt. Oestreichische Truppen sammelten sich in Vorarlberg und an der baierschen Grenze, um durch dieses Land nach Norden vorzurücken, und Baiern selbst stellte eine bedeutende Truppenmacht in Franken auf. Die Frage war nur, ob Preußen ein solches ohne sein Zuthun beschlossenes Einschreiten in einem, durch seine Lage für Preußen selbst so wichtigen, Lande dulden würde; denn durch Hessen gehen die Militairstraßen, welche den östlichen mit dem westlichen Theile der Monarchie verbinden. Preußen hatte auch gegen das einseitige Verfahren des von ihm nicht anerkannten Bundestages protestirt und sammelte Truppen in Thüringen, so wie von Paderborn und Wetzlar aus ebenfalls Truppen an die Hessische Grenze zogen. Und als gleichwohl ein baiersches Corps als Reichs-Executions-Mannschaft unter dem Fürsten Thurn und Taxis, begleitet von dem Bundescommissair Rechberg, am 1. Novbr. in Hanau einrückte, so besetzten am 2. Novbr. preußische Truppen die Hauptstadt Kassel und die Stadt Fulda. Oestreicher verbanden sich mit den Baiern, größere Massen rückten nach und der Bruderkrieg in Deutschland schien vor der Thüre zu stehen. Und wenn er ausbrach, so kamen nach aller menschlichen Berechnung sehr schwere Zeiten über unser Vaterland und über dessen Grenzen hinaus; denn nicht nur wurden die unter der Asche glimmenden Leidenschaften losgelassen und zur hellen Flamme angefacht, sondern auch das Ausland mischte sich in unsern Streit. Schon stand Rußland gerüstet da, um, wenn auch nicht mit Oestreich verbündet Preußen zu erdrücken, so doch als Schiedsrichter aufzutreten; und das würden wieder England und Frankreich nicht ruhig zugelassen haben.

Diese Berathungen mochten denn auch die Herrscher und namentlich den König von Preußen bewegen, noch einen Versuch der Verständigung zu machen. Nachdem durch eine Sendung des Ministers Grafen von Brandenburg nach Warschau die Gesinnung des Kaisers Nicolaus erforscht waren, siegte die Friedenspartei im Ministerium zu Berlin; der General Radowitz, der allgemeine Bewaffnung Preußens verlangt hatte, legte sein Amt als Minister der äußern Angelegenheiten am 2. Novbr. nieder und Herr von Manteuffel übernahm dasselbe. Doch trug die Nachgiebigkeit nicht sogleich Frucht, sondern Oestreich verlangte neue Opfer, und namentlich die sofortige Räumung Hessens. Diese Demüthigung war zu groß; am 6. Novbr. befahl der König die Mobilmachung des ganzen Heeres und der Landwehr. Mit höchster Freudigkeit und Hingebung eilte Alles zu den Waffen und die zusammenberufenen Kammern stimmten gern der Regierung bei, daß Preußens Ehre keinen Schritt weiter rückwärts zu thun erlaube.

Auch auf Oestreich machte diese Bewegung in Preußen Eindruck und als nun die beiden ersten Minister beider Staaten, der Fürst Schwarzenberg und der Minister von Manteuffel, als letzten Versuch der Verständigung am 28. Novbr. eine Zusammenkunft in Olmütz hielten, wurde von öftreichischer Seite wenigstens so viel nachgegeben, daß Preußen mit den Unionsfürsten nicht mehr den Bundestag zu beschicken gehalten sein, sondern daß allgemeine

freie Conferenzen aller deutschen Staaten noch im December nach Dresden berufen werden sollten, um über Deutschlands Gestaltung zu berathen; daß ferner Preußen in Gemeinschaft mit Oestreich die hessischen so wie die schleswig-holsteinischen, Angelegenheiten zu schlichten haben solle. Dadurch erschien Preußens Stellung in Deutschland neben Oestreich als gewahrt und hergestellt, und so wurden die außerordentlichen Rüstungen, die übrigens schon viele Millionen verschlungen hatten, vom 10. Decbr. an eingestellt, und auch Oestreich, Baiern, Würtemberg und Sachsen fingen an, ihre Truppen auf den Friedensfuß zu setzen. Preußen hatte bereits seine Truppen aus Baden und Hamburg zurückgezogen und Oestreicher dagegen besetzten die Bundesfestung Rastatt. In Kassel rückte zu der preußischen auch eine östreichische und baiersche Besatzung ein und ein preußischer Commissair trat zu dem des Bundestages hinzu.

Am 23. Decbr. wurden die freien Conferenzen in Dresden durch die beiden ersten Minister von Oestreich und Preußen wirklich eröffnet; alle deutschen Regierungen beschickten dieselben. Da indeß von Anfang an das strenge Geheimhalten der Verhandlungen und Beschlüsse, der Conferenz beschlossen worden war, so wurde über den Gang der Berathungen und ihre Ergebnisse nichts auf sichere Weise bekannt und die gespannte Erwartung der Gemüther wurde nicht befriedigt; und was dennoch aus dem Dunkel des Geheimnisses hervortrat, ließ befürchten, daß auch auf diesem, so lange erstrebten, Wege der geheimen diplomatischen Verhandlung das Heil des Vaterlandes nicht werde gefunden werden. Schon über die Art und Weise, wie allgemein verbindliche Beschlüsse zu Stande kommen sollten, ob durch Stimmeneinheit oder Stimmenmehrheit, schien man sich nicht vereinigen zu können. Zu den großen Schwierigkeiten, die zunächst in der Stellung der beiden großen deutschen Staaten gegeneinander, und die ferner in den Ansprüchen der kleineren auf völlige Selbstständigkeit liegen, kam noch die wichtige Frage hinzu, ob Oestreich nun, in höherer Weise, mit seinen deutschen Provinzen, oder mit seiner ganzen Monarchie zum Bunde gehören sollte, eine Frage, bei welcher auch die übrigen europäischen Mächte in hohem Grade betheiligt sind. Denn es handelt sich darum, ob Deutschland ein Staatenbund mit einer Volksmenge, die derjenigen Frankreichs wenig überlegen ist, sein, oder ob ein mitteleuropäischer Bund von mehr als 60 Millionen Menschen gebildet werden soll.

In der Einsicht, daß die Fortsetzung der Dresdner Conferenzen vergeblich sein werde, beschloß Preußen im April 1851, lieber den Bundestag in Frankfurt ebenfalls anzuerkennen und zu beschicken und so zu den Grundlagen des Bundes von 1815 zurückzukehren. Seine bisherigen Bundesgenossen von der Union her folgten seinem Beispiele, und so besteht seit den 12. Juni wiederum der alte Bundestag in Frankfurt. Von den Ergebnissen seiner Arbeiten ist bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1851 aber auch noch nichts officiell bekannt geworden, da der Grundsatz der Geheimhaltung bis jetzt ebenfalls beobachtet wird.

Nur nach einigen Seiten hin hat man das Zusammenwirken der beiden Hauptmächte des Bundes erkennen können. In Hessen ist die Regierung unter der Zustimmung der Bundescommissaire in der Zurückführung der Zustände vor 1848 und der Bestrafung der früher widerstrebenden Behörden von einem Schritte zum andern so weit fort geschritten, daß die Bundestruppen Ende Juli das Land haben verlassen können, und im nördlichen Deutschland breitet sich östreichischer Einfluß bis zu den Ufern

der Nord- und Ostsee aus, bis wohin er seit Wallensteins Zeit nicht gekommen war. Ein Oestreichisches Truppencorps zog im Anfange des Jahres durch Hessen und Hannover nach Holstein hin, um in Verbindung mit Preußen dem dortigen Kriegsstande ein Ende zu machen; ein östreichischer und ein preußischer Bundescommissair wurden nach Kiel geschickt und verlangten die Auflösung der schleswigholsteinschen Truppen bis auf die gewöhnliche Friedenszahl, und Uebergabe der Festung Rendsburg an die Bundestruppen. Die Statthalterschaft, dem Ausspruche Deutschlands gehorsam und im Vertrauen, daß nun auch die Rechte der Herzogthümer von der Bundesgewalt würden geschützt werden, verfügte den Rückzug und die Auflösung des Heeres und löste sich selbst auf, die Angelegenheiten Holsteins in die Hände der provisorischen Regierung übergebend, die von den Bundescommissarien, zu welcher noch ein von dem Könige von Dänemark ernannter Commissarius hinzu trat, aus Eingebornen gebildet wurde. Schleswig ging nun ganz wieder in Dänische Hände über und eine Anzahl von ehemaligen Beamten, Predigern und Lehrern, welche dieses Herzogthum in der Zeit des Kampfes verlassen und ihre Stellen verloren hatten, waren, sammt den entlassenen Offizieren der schleswig-holsteinischen Armee, an die Hülfe und das Mitleiden Deutschlands verwiesen, welches sie früher zum Kampfe für die Rechte der Herzogthümer aufgemuntert hatte. Wie diese Rechte werden gewahrt, wie überhaupt das Schicksal dieser treu deutschgesinnten Länder wird geordnet werden, bildet auch eine der noch unentschiedenen Fragen an unsere Zukunft.

Und wie steht es nun mit der Zukunft des übrigen Europa's, so weit sich ein Schluß aus den gegenwärtigen Zuständen machen läßt? Steht sie heller da, als die unsrige, die in ein fast rathloses Dunkel gehüllt ist, und dürfen wir von einer Einwirkung von außenher einen heilsamen Einfluß erwarten, oder sind wir auch von dieser Seite einzig auf eine höhere Hülfe hingewiesen, die selbst aus der Rathlosigkeit und Verkehrtheit der Menschen unerwartet das Bessere zu entwickeln weiß, ja oft durch ihre Strafgerichte auch im Innern der Völker, wie der Einzelnen, neuen Geist erweckt?

Die Antwort wird natürlich nicht überall gleichartig ausfallen. **Portugal, Spanien, Italien**, haben bis jetzt aus den schweren revolutionären Stürmen, die sie seit einem halben Jahrhundert durchgemacht, noch kein neues, verjüngendes Lebensprincip gewonnen. Die romanischen Völker scheinen überhaupt in ihrer Lebenskraft herabgesunken zu sein.

Fast möchte man dasselbe von **Frankreich** sagen; denn alle Gestalten, welche dasselbe seit 1789 in rascher Folge, in Gegensätzen, angenommen hat, haben keinen Bestand gewinnen können, und es ist natürlich, daß in dieser ewigen Unruhe und Gährung das innere Geistes- und Gemüthsleben nicht gedeihen, daß die Bildung der Nation nicht fortschreiten konnte. Gegenwärtig steht das Gerüst der Republik da; aber der Geist, der einzig erhalten kann, der Geist der Mäßigung, Selbstbeschränkung, Uneigennützigkeit, Aufopferungsfähigkeit, ist nicht vorhanden; die Parteien stehen einander schroff gegenüber: Legitimisten, welche die alten Bourbons, Orleanisten, welche die Familie Orleans, Bonapartisten, die, in welcher Gestalt es sei, die Napoleoniden an die Spitze des Staates bringen wollen, gemäßigte Republikaner, welche ehrlich die Republik, mit fester Ordnung des Gesetzes und der bürgerlichen Standesgliederung, für die beste Verfassung Frankreichs halten, und rothe Republikaner endlich, welche die bisherigen bürgerlichen Verhältnisse umkehren und Gleichheit des Besitzes einführen möchten, und die sich auf die untern Schichten der Bevölkerung stützen, mit deren Hülfe

sie, wenn ihnen der Sieg würde, bald eine Barbarei der Sitten, der Lebensverhältnisse, der ganzen innern und äußern Bildung der Nation herbeiführen würden. Ein entscheidender Augenblick für Frankreichs und vielleicht Europa's Zukunft wird die neue Präsidentenwahl im J. 1852 sein, und schon rüsten sich die Parteien zu diesem allgemeinen Kampfe.

England hat die schwere Probe der neuesten Revolutionszeit bis jetzt mit Ehren bestanden. Die Festigkeit seiner bürgerlichen Einrichtungen, die das Gleichgewicht der Kräfte zu erhalten wissen, vor Allem die Achtung der Nation vor dem Gesetze, haben die schlimmen Versuchungen, die auch in England nicht ausgeblieben sind, glücklich überwunden. Das Gewicht Englands in der Wagschale der europäischen Verhältnisse ist noch stärker geworden, als es schon war. Aber die dem Handelsstaate eigenthümliche und unaustilgbare Richtung auf den eignen Vortheil läßt eine uneigennützige Einwirkung auf die Wohlfahrt anderer Nationen nicht voraussetzen; von dem noch so thatkräftigen England ist keine Hülfe in unsern Wirrnissen zu erwarten.

Auch der mächtigen Nachbarstaat im Norden und Osten, wenngleich sein Herrscher zur Hülfe für bedrohte Regierungen gern bereit ist, kann uns nicht zur Klarheit und Festigkeit unserer Verhälnisse verhelfen. Er würde es in seiner Weise thun, und diese ist es nicht, die uns frommen kann. Kein Volk soll sich die Weise eines andern aufdrängen lassen, am wenigsten eines solchen, welches an Kultur unter ihm steht und welches noch dazu durch das in seiner Natur und Stellung liegende Verlangen nach Ausdehnung seiner Macht getrieben wird.

Der übrige Norden ist von geringerer Bedeutung für uns und hat überdies hinreichend mit sich selbst zu thun.

So kehrt die Betrachtung, wie es sich gebührt, zu uns selbst zurück und ermahnt uns mit dem eindringlichen Ernste, die Hülfe in uns selbst zu suchen, und zwar auf einem, den bisherigen ziemlich entgegengesetzten, Wege: Nicht in Eigensucht, sondern in Gemeinsinn; nicht in Eifersucht des einen Volkstammes auf den andern, sondern in gegenseitiger Anerkennung und Eintracht; nicht in dem Anmuthen an Andere, Opfer zu bringen, sondern in der Bereitwilligkeit, es selbst zu thun; nicht endlich im eigensinnigen Halten an der Form, sondern in der Erstrebung des rechten Geistes, der die Form beleben muß. Aber die Gesinnung, aus welcher ein solches Verhalten im Großen und Ganzen, so wie im Einzelnen, hervorgeht, ist nicht die herrschende in dem Geschlechte der Gegenwart. Sie will mit erneuter innerer Arbeit, in Hingebung und Demuth, erworben sein. Und wenn wir diese Arbeit nicht aus kräftigem Entschlusse des bewußten Willens an uns vornehmen, so werden wir vielleicht durch harte Leiden dazu gezwungen werden. Und lassen wir alsdann auch solche Zucht nicht an uns wirken, so wird die Weltgeschichte mit einem neuen, traurigen Beispiele bereichert werden, wie ein mit herrlichen Gaben ausgerüstetes Volk durch seine eigne Thorheit, Schlaffheit und Verstocktheit zu Grunde gegangen ist!

Das ist ein hartes Wort; allein die Geschichte darf nicht weich sein und schmeicheln und den Abgrund verdecken, welcher dem schmalen Pfade zur Seite liegt. Oeffnen wir die Augen und kräftigen unsern Willen für das, was einzig zum Heile führen kann; dann wird auch der höhere Beistand nicht fehlen!

Uebersicht der deutschen Geschichte
für Gedächtnißübungen.

I. Zeitraum bis 486 nach Christi Geburt.

	Vor Chr. Geb.
Cimbern und Teutonen	113—101
Cäsar und Ariovist	58
Drusus in Deutschland	12—9
	Nach Chr. Geb.
Arminius und Varus	9
Arminius und Germanikus	14—16
Arminius' Tod	21
Markomannenkrieg	167—180
Deutsche Völkervereine	zwischen 200 u. 300
Völkerwanderung	375
Alarich erobert Rom	410
Attila, Schlacht bei Chalos	451
Odoaker und Romulus Augustulus	476

II. Zeitraum, 486—768.

Chlodwig	482—511	500
Theodorich	488—526	500
Justinian zerstört das Ostgothische Reich		553
Longobarden in Italien		568
Winfried oder Bonifacius		718
Karl Martel		732

1. Die Karolinger. 752—911.

Pippin der Kleine	752

III. Zeitraum, 768—919.

Karl der Große	768—814
Karls Kaiserkrönung	800
Ludwig der Fromme	814—840
Vertrag von Verdün	843
Ludwig der Deutsche, Karl der Dicke, Arnulf und Ludwig das Kind	843—911
Konrad I.	911—918

IV. Zeitraum, 919—1273.

2. Sächsische Kaiser. 919—1024.

Heinrich I.	919—936
Schlacht gegen die Ungarn	933
Otto I.	936—973
Schlacht auf dem Lechfelde	955
Erneuerung der röm. Kaiserwürde	962
Otto II., Otto III., Heinrich II.	973—1024

3. Salische Kaiser. 1024—1125.

Konrad II.	1024—1039
Heinrich III.	1039—1056
Heinrich IV.	1056—1106
Heinrich und Gregor VII. zu Canossa	1077
Jerusalem erobert durch Gottf. v. Bouillon	1099

Heinrich V. . . . . 1106—1125
(Lothar von Sachsen) . . . . 1125—1137

4. Hohenstaufische Kaiser. 1137—1254.

Konrad III. . . . . 1137—1152
Friedrich I. Barbarossa . . . . 1153—1190
  Zerstörung Mailands 1162
  Schlacht bei Legnano 1176
  Heinrich der Löwe geächtet 1180
Heinrich VI. . . . . 1190—1197
Philipp von Schwaben und Otto IV. . . . . . . 1197—1215
Friedrich II. . . . . 1215—1250
  Friedrichs II. Kreuzzug 1228
Konrad IV. und Wilhelm von Holland . . . . . 1250—1256
Interregnum . . . . 1256—1273

V. Zeitraum, 1273—1520.

5. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273—1437.

Rudolph von Habsburg . . . . 1273—1291
Adolph von Nassau . . . . 1292—1298
Albrecht von Oestreich . . . . 1298—1308
  Befreiung der Schweiz 1308
Heinrich VII. von Luxemburg . . . . 1308—1313
Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich . . . 1314—1347
Karl IV. . . . . 1347—1378
  Goldene Bulle 1356
Wenzel . . . . 1378—1400
  Schlacht bei Sembach 1386
Ruprecht von der Pfalz . . . . 1400—1410
Sigismund . . . . 1410—1437
  Concilium zu Costnitz 1414
  Huß verbrannt 1415

6. Oestreichische Kaiser. 1437—1806.

Albrecht II. . . . . 1438—1439
Friedrich III. . . . . 1440—1493
  Karl der kühne stirbt 1477
Maximilian I. . . . . 1493—1519
  Ewiger Landfriede 1495

VI. Zeitraum, 1520—1648.

Karl V. . . . . 1520—1556 oder 58
 Anfang der Reformation 1517
  Reichstag zu Worms 1521
  Schlacht bei Pavia 1525
  Augsburgische Confession 1530
  Zug nach Tunis 1535
  Friede mit Frankreich zu Crespy 1544
  Luthers Tod 1546
  Schmalkaldischer Krieg 1546
  Schlacht bei Mühlberg 1547
  Das Interim 1548
  Moritz gegen Karl 1552
  Religionsfriede zu Augsburg 1555
  Karl legt die Regierung nieder 1556
Ferdinand I. . . . . 1556—1564
Maximilian II. . . . . 1564—1576
Rudolph II. . . . . 1576—1612
Mathias . . . . 1612—1619
  Anfang des 30jährigen Krieges 1618
Ferdinand II. . . . . 1619—1637
  Schlacht auf dem weißen Berge 1620
  Krieg mit Dänemark . . . . 1624—1629

Wallenstein	
Gustav Adolph in Deutschland	1626
Zerstörung von Magdeburg und Schlacht bei Leipzig	1630—1632
Schlacht bei Lützen	1631
Wallensteins Tod	1632
Schlacht bei Nördlingen	1634
Ferdinand III.	1634
Westphälischer Friede	1637—1657
	1648

VII. Zeitraum, 1648—1851.

Leopold I.	
Schlacht bei Ferbellin	1658—1705
Nimweger Friede	1675
Die Türken vor Wien	1678 u. 79
Friede zu Ryßwik	1683
Friedrich I. König von Preußen	1697
Spanischer Erbfolgekrieg	1701
Schlacht bei Hochstädt	1701—1714
Joseph I.	1704
Karl VI.	1705—1711
Friede zu Utrecht, Rastadt, und Baden	1711—1740
Maria Theresia	1713 u. 1714
Friedrich II. von Preußen	1740—1780
Erster schlesischer Krieg	1740—1786
Karl VII. aus dem Baierschen Hause	1740—1742
Zweiter schlesischer Krieg	1742—1745
Franz I.	1744—1745
Siebenjähriger Krieg	1745—1765
Joseph II.	1756—1763
Erste Theilung Polens	1765—1790
Baierscher Erbfolgestreit	1773
Französische Revolution	1778
Leopold II.	1789
Erster Revolutionskrieg	1790—1792
Franz II.	1792—1797
Waffenglück der Franzosen	1792—1806
Friede zu Basel	1794 u. 95.
Buonaparte in Italien	1795
Erzherzog Karl gegen Jourdan	1796 u. 97
Friede zu Campo Formio	1796
Friedenskongreß zu Rastadt	1797
Expedition nach Aegypten	1798
Zweiter Krieg mit Frankreich, Suwarow	1798
Buonaparte erster Consul	1799—1801
Schlacht bei Marengo 14. Juni	1799
Friede zu Lüneville	1800
Besetzung Hannovers	1801
Napoleon Kaiser	1803
Krieg Oestreichs von	1804
Schlacht bei Austerlitz 2. Decbr.	1805
Preßburger Friede 25. Decbr.	1805
Der Rheinbund 12. Juli	1805
Franz II. legt die deutsche Kaiserkrone nieder	1806
Preußens Krieg von	1806
Schlacht bei Jena 14. Oktober	1806 u. 1807
Schlachten bei Eilau und Friedland	1806
Friede zu Tilsit 7. und 9. Juli	1807
Joseph Napoleon, König von Spanien	1807
Oestreichischer Krieg von	1808
Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai	1809
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli	1809
Friede zu Wien 14. Oktober	1809
Marie Louise von Oestreich, französische Kaiserin	1809
	1810

Vereinigung von Bremen, Hamburg u. Lübeck mit Frankreich 13. Decbr. . 1810
Krieg gegen Rußland, Rückzug von Moskau 1812

Das Jahr 1813.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienst auf, 3. Februar.
Kriegserklärung Preußens, 17. März.
Schlacht bei Lützen, 2. Mai.
Schlacht bei Bautzen, 20. und 21. Mai.
Waffenstillstand, 10. Juni bis 17. August.
Kriegserklärung Oestreichs, 10. August.
Treffen bei Groß-Beeren, 24. August.
Schlacht an der Katzbach, 26. August.
Schlacht bei Dresden, 26. und 27. August.
Schlacht bei Kulm, 30. August.
Schlacht bei Dennewitz, 6. September.
Treffen bei der Göhrde, 16. September.
Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober.
Baierns Bündniß mit Oestreich, 8. Oktober.
Schlacht bei Leipzig, 16, 18, und 19. Oktober.
Schlacht bei Hanau, 30. und 31. Oktober.
Uebergabe von Dresden, 11. November.
Uebergabe von Danzig, 26. November.

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Januar.
Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark, 4 Januar.
Schlacht bei Brienne oder la Rothière, 1. und 2. Februar.
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. und 11. Februar.
Treffen bei Montereau, 18. Februar.
Schlacht bei Laon, 9. März.
Gefechte bei Arcis sur Aube, 20. und 21. März.
Schlacht am Montmartre, 30. März
Einzug in Paris, 31. März.
Napoleon abgesetzt, 2. April.
Friede zu Paris, 30. Mai.
Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wienercongresses, 8. November.

Das Jahr 1815.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März.
Europäische Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März.
Napoleon in Paris, 20. März.
Einzug der Oestreicher in Neapel, 22. Mai.
Schlacht bei Ligny, 16. Juni.
Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, 18. Juni.
Napoleon entsagt der Krone zu Gunsten seines Sohnes, 22. Juni.
Einzug in Paris, 7. Juli.
Napoleon Gefangener der Engländer, 13. Juli.
Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Oktober. st. 5. Mai 1821.
Zweiter Friede zu Paris, 20. November.

Neue deutsche Bundesakte, 8. Juni 1815
Militair-Revolution in Spanien, Portugal und Neapel . . . 1820
Aufstand der Griechen 1821
Schlacht bei Navarino, 20. Okt. 1827
Juli-Revolution in Frankreich, Aufstand in Belgien und Polen . . 1830
Leopold I. König von Belgien 1831
Otto I. König von Griechenland 1832
Franz I. von Oestreich st.; Ferdinand I. 1835
Friedrich Wilh. III. von Preußen st.; Friedrich Wilh. IV. . . 1840
Februar-Revolution in Frankreich, Republik 1848

Register.

Druck von Ed. Heynemann in Halle.